Geſchichte
der
Entdeckung und Eroberung
der
Kanariſchen Inſeln.

Aus einer in der Inſel Palma gefundenen Spaniſchen Handſchrift überſezt.

Nebſt einer
Beſchreibung der Kanariſchen Inſeln,
von
George Glas.

Aus dem Engliſchen.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung 1777.

KŒN.PR.FR.
UNIVERS.
ZV HALLE

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
SAALE

Zur Empfehlung gegenwärtiger Geſchichte und Beſchreibung der Kanariſchen Inſeln, welche bereits im Jahr 1764 in London herausgekommen, wirds genug ſeyn, wenn wir ſagen, daß ein **Schlözer** die Ueberſezung derſelben gewünſcht und empfohlen hat.

Man hat ſich die Freyheit genommen, einige gar zu umſtändliche Nachrichten kürzer zuſammenzuziehen, und verſchiednes, was ſelbſt dem neugierigſten Leſer nicht intereſſiren konnte, beſonders manche Beſchreibungen, welche bloß für Schiffer, die nach den Kanariſchen Inſeln gehen, brauchbar ſind, ganz weg-

wegzulassen; und hofft dadurch bey dem deutschen Leser Dank zu verdienen.

Die vor kurzem im Spanischen erschienenen **Nachrichten zur allgemeinen Geschichte der Kanarischen Inseln von Don Joseph de Viera y Clavijo**, in 3 Theilen, werden in eben diesem Verlage abgekürzt, und höchstens in zwey Bänden, übersezt erscheinen, und nächstens nachfolgen.

Inhalt

Inhalt.

Einleitung S. 1

Geſchichte der Entdeckung und Eroberung der Kanariſchen Inſeln.

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt. Wie die Kanariſchen Inſeln zuerſt den Europäern bekannt worden. 11

Zweyter Abſchnitt. Sitten und Gewohnheiten der alten Einwohner von Lancerota und Fuertaventura. 16

Dritter Abſchnitt. Johann von Betancour's zweyte Expedition nach den Kanariſchen Inſeln, und was darauf erfolgte. 20

Vierter Abſchnitt. Nachricht von der Expedition auf Fuertaventura. 22

Fünfter Abſchnitt. Johann von Betancour's Reiſe nach Groß-Kanaria, und was ſich daſelbſt zugetragen. 25

Sechſter Abſchnitt. Johann von Betancour's Expedition auf die Inſel Gomera. 26

Siebenter Abſchnitt. Etwas von den Sitten und Gewohnheiten der alten Gomeraner. 29

Achter Abſchnitt. Johann von Betancour's Reiſe nach der Inſel Hierro, und was ihm daſelbſt begegnete. Sitten und Gewohnheiten der Einwohner. 31

Neunter Abſchnitt. Was ſich, nach Betancour's Abreiſe, zu Hierro zugetragen. Sein Unternehmen auf Kanaria. 36

Zehnter Abſchnitt. Pedro Barbo de Campos geht nach den Kanariſchen Inſeln; und was darauf erfolgt. 41

Eilfter Abſchnitt. Wie Diego von Herrera ſich der Inſel Kanaria bemächtigt. 47

Zwölfter Abſchnitt. Diego de Sylva kömmt nach den Kanariſchen Inſeln. 50

Dreyzehnter Abſchnitt. Wie Diego de Sylva und ſeine Truppen aus ihrer großen Noth und Gefangenſchaft zu Galdar errettet worden. 54

Vierzehnter Abſchnitt. Diego von Herrera macht eine andre Expedition auf Kanaria, und bauet ein Fort zu Gando. 58

Funf-

Funfzehnter Abſchnitt. Streitigkeiten zwiſchen den Kanarien und dem Pedro Chemuda. Was darauf erfolgt. S. 60
Sechszehnter Abſchnitt. Diego von Herrera geht nach Spanien, um ſich gegen die Beſchwerden ſeines eignen Volks zu verantworten. 63
Siebzehnter Abſchnitt. Diego von Herrera und ſein Schwiegerſohn machen eine Expedition auf die Küſte der Barbarey, um dem Kaſtel Mar Pequeno Hülfe zu leiſten. 65

Zweytes Buch.

Erſter Abſchnitt. Etwas von den alten Einwohnern der Inſel Kanaria, ihren Sitten und Gewohnheiten. 68
Zweyter Abſchnitt. Heirathen, Erziehung der Kinder, Gottesdienſt, Eide, Kleidung der Kanarier. 72
Dritter Abſchnitt. Ihre Strafen, Beſchäfftigung und Lebensart. 75
Vierter Abſchnitt. Regierungsform, und berühmte Oberhäupter der Kanarier. 79
Fünfter Abſchnitt. Gewiſſe Einwohner der Inſel Majorka kommen nach Groß-Kanaria, einige Zeit vor Betancour's Ankunft. 83
Sechſter Abſchnitt. Expedition des Don Juan Rejon auf Groß-Kanaria. 86
Siebenter Abſchnitt. Schlacht bey Guinigvada. 88
Achter Abſchnitt. Siebzehn Portugieſiſche Karavellen kommen nach Groß-Kanaria. 92
Neunter Abſchnitt. Uneinigkeit zwiſchen dem Juan Rejon und dem Dechant. 95
Zehnter Abſchnitt. Pedro de Algava kömmt nach Kanaria 98
Eilfter Abſchnitt. Juan Rejon kehrt nach Groß-Kanaria zurück. 100
Zwölfter Abſchnitt. Juan Rejon kömmt zum zweytenmal wieder nach Kanaria, und was darauf erfolgt. 103
Dreyzehnter Abſchnitt. Verhaben der Kanarier, achtzig Europäer ums Leben zu bringen. Pedro de Vera kommt nach Groß-Kanaria. 105
Vierzehnter Abſchnitt. Pedro de Vera thut einen Einfall. Tod des Deramas, ꝛc. 109
Funfzehnter Abſchnitt. Die Spanier bauen ein Fort zu Gaete. 112
Sechszehnter Abſchnitt. Juan Rejon kömmt zum viertenmal nach den Kanariſchen Inſeln. 115

Sieb-

Inhalt.

Siebzehnter Abſchnitt. Der Guanarteme von Galdar wird zum Gefangenen gemacht. S. 119

Achtzehnter Abſchnitt. Die heilige Brüderſchaft von Andaluſien ſchickt Truppen nach Kanaria. 122

Neunzehnter Abſchnitt. Verfolg der Eroberung. 127

Zwanzigſter Abſchnitt. Folgen der Uebergabe von Anſite 129

Ein und zwanzigſter Abſchnitt. Tod des Diego von Herrera. 132

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt. Pedro de Vera geht nach der Inſel Gomera. 133

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt. Von der Inſel Palma, und den alten Einwohnern derſelben; ihre Sitten, Gewohnheiten Religion, u. ſ. w. 143

Zweyter Abſchnitt. Geſchichte der Eroberung der Inſel Palma. 145

Dritter Abſchnitt. Von der Inſel Teneriffa. 153

Vierter Abſchnitt. Von dem wunderthätigen Bilde der heil. Jungfrau Maria von Kandelaria; es wird geſtohlen, und wieder erſtattet; Folgen dieſer Begebenheit. 161

Fünfter Abſchnitt. Alonzo de Lugo landet in Teneriffa. 164

Sechſter Abſchnitt. Verfolg der Eroberung. 168

Siebenter Abſchnitt. Grauſamkeiten der Donna Beatriz Bobadilla. Sie vermählt ſich mit dem Alonzo de Lugo. Ihr Tod. Alonzo de Lugo wird des Gouvernements von Hierro und Gomera entſezt, und aus dieſen Inſeln verbannt. 171

Unterſuchung über den Urſprung der Eingebornen der Kanariſchen Inſeln. 175

Sammlung aller derjenigen Wörter, die aus den Sprachen der alten Einwohner der Kanariſchen Inſeln noch übrig ſind, nebſt den Wörtern von gleicher Bedeutung in der Schilla, oder Libyſchen Sprache die ihnen ähnlich ſind. 184

Beſchreibung der Kanariſchen Inſeln.

Erſter Abſchnitt. Beſchreibung der Inſel Lancerota, und der nebenliegenden unbewohnten Inſeln. 195

Zweyter Abſchnitt. Beſchreibung der Inſel Fuertaventura 198

Dritter

Inhalt.

Dritter Abschnitt. Klima, Witterung, Boden und Produkte der Insel Lancereta und Fuertaventura. S. 101

Vierter Abschnitt. Von den Einwohnern der Inseln Lancereta und Fuertaventura; ihre Lebensart, Sitten, Gewohnheiten, ꝛc. 110

Fünfter Abschnitt. Regierungsform und Handel der Inseln Lancereta und Fuertaventura. 211

Sechster Abschnitt. Von der Insel Groß-Kanaria. 218

Siebenter Abschnitt. Klima der Insel Kanaria, ihre Witterung, Produkte, ꝛc. 245

Achter Abschnitt. Beschreibung der Insel Teneriffa. 248

Neunter Abschnitt. Beschreibung des Berges Piko, auf der Insel Teneriffa. 267

Zehnter Abschnitt. Witterung und Produkte der Insel Teneriffa. 275

Eilfter Abschnitt. Beschreibung der Insel Palma 277

Zwölfter Abschnitt. Beschreibung der Insel Gomera 285

Dreyzehnter Abschnitt. Beschreibung der Insel Hierro 288

Vierzehnter Abschnitt. Von den Eingebornen der Inseln Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro; ihre Leibesgestalt, Kleidung und Wohnungen. 294

Funfzehnter Abschnitt. Von den Sitten, Gewohnheiten und Geistesfähigkeiten der Eingebornen von Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro. 300

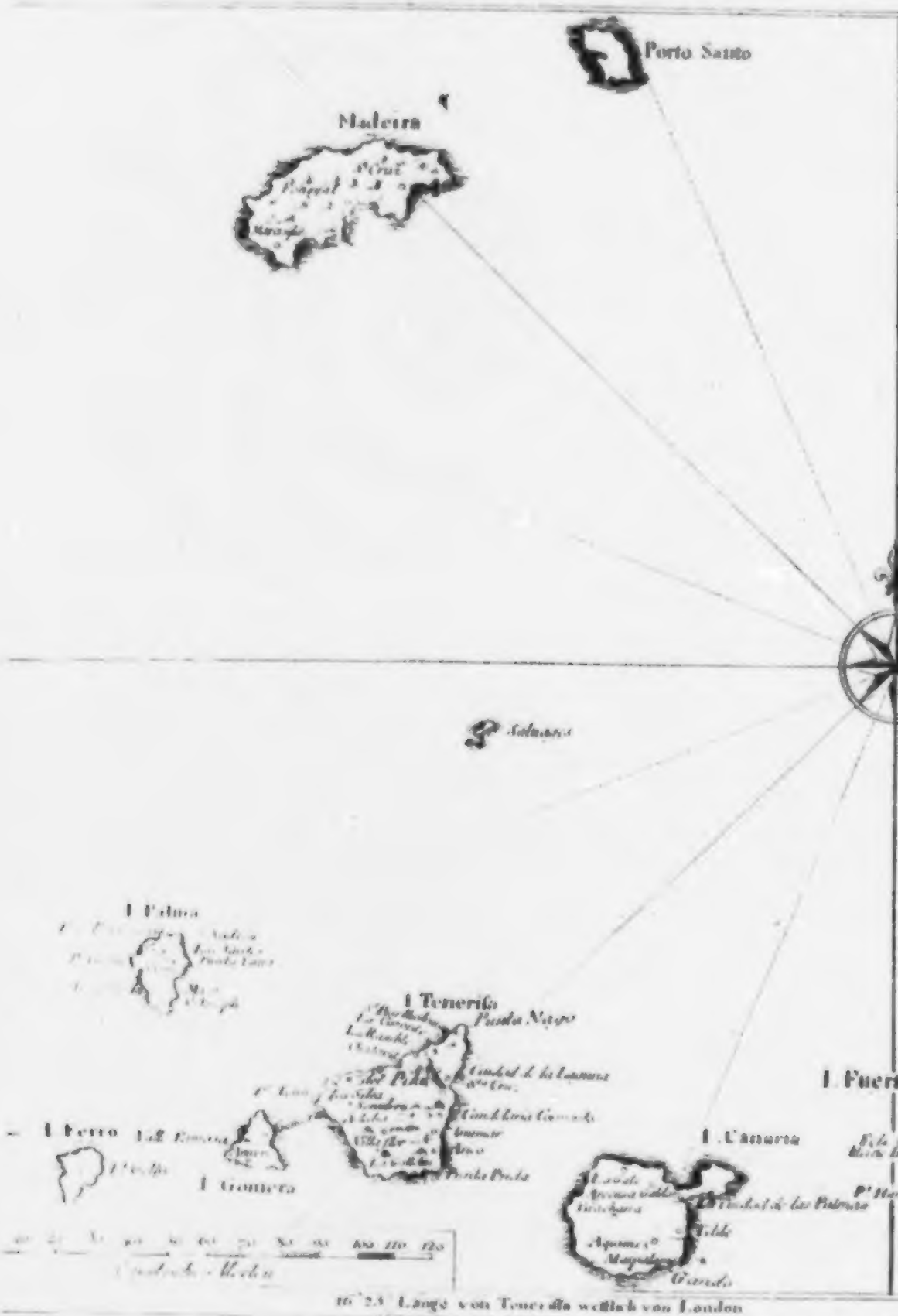
Sechszehnter Abschnitt. Von den Lustbarkeiten der Einwohner der Kanarischen Inseln, und dem Zustande der Gelehrsamkeit unter denselben. 313

Siebzehnter Abschnitt. Von dem Handel und den Manufakturen in Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro. 320

Achtzehnter Abschnitt. Von der Regierungsform und den Einkünften der Kanarischen Inseln. 337

Neunzehnter Abschnitt. Von der geistlichen Regierung der Kanarischen Inseln. 347

Einleitung


Porto Santo
Madeira
Funchal
Santa Cruz
Machico
Salvages
I. Palma
I. Tenerife
Puerto Naos
Cumbral de la Laguna
Cumbral Lomo Colorado
Adeje
Puerto Pinto
I. Ferro
I. Gomera
I. Canaria
Cumbral de las Palmas
Telde
Aguimes
Magdalena
Gando
16° 24' Länge von Teneriffa westlich von London

CHARTE
von den
KANARISCHEN INSELN

Einleitung.

Man kann nicht zweifeln, daß die Alten von den Madeirischen, Kanarischen und grünen Vorgebirgs Inseln, nebst der gegenüber liegenden Küste von Afrika, einige Kenntniß gehabt; aber ihre Nachrichten von denselben sind so unbestimmt und verworren, daß man Mühe hat zu errathen, welche von ihnen sie eigentlich beschreiben. Kennet man indeß die Natur und Lage derselben, so wird man bald überzeugt werden, daß sie alle gekannt, aber sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der glückseligen Inseln vermengt haben.

Die Inseln Madera und Porto Santo scheinen folgender Beschreibung der glückseligen Inseln in Plutarchs Leben des Sartorius zu entsprechen. „An „der Mündung des Flusses Bötis in Spanien traf „Sartorius Seeleute an, die vor kurzem aus zwoen „Inseln im Atlantischen Meere angekommen waren. „Diese Inseln sind durch einen engen Kanal von einander abgesondert, und liegen zehn tausend Stadien „von der Afrikanischen Küste. *) Sie heißen die glückseligen Inseln. Es regnet hier selten, und dann nur „in gelinden Schauern; fast immer aber wehen sanfte „Winde, die einen erquickenden Tau mit sich führen, „der das Erdreich nicht allein fett und zum Pflügen „und Pflanzen tauglich, sondern so ausnehmend fruchtbar macht, daß es von selbst Pflanzen und Früchte „in solchem Ueberfluß und von solchem Wohlschmack hervorbringt, daß sie zur Nahrung und zum Vergnügen der „Einwohner, die hier alles ohne Sorge und Arbeit genießen

*) Er meynt vermuthlich, von der Straße bey Gibraltar.

„nießen können, hinreichen. Die Jahrszeiten sind „sehr gemäßigt, und ihre Veränderung von Viertel„jahr zu Vierteljahr so gelinde, daß die Luft meisten„theils heiter und erfrischend, und das Wetter gewöhn„lich schön und angenehm ist. Die kahlen Nord„und Ostwinde, die von den Europäischen und Afri„kanischen Küsten gegen diese Inseln zu wehen, zer„theilen und zerstreuen sich wegen der großen Entfer„nung und verlieren ihre ganze Kraft, ehe sie diese „Gegenden erreichen. Die sanften West- und Süd„winde bringen zuweilen milde Staubregenschauer mit; „beschwängern aber meistentheils die Erde nur mit „dem befruchtenden Thau, und der nährenden Feuch„tigkeit der Luft, die sie von der See herzuführen. „Man glaubt daher, selbst unter den Barbaren, dies „sey die Wohnung der Seligen, die vom Homer so „hoch gepriesenen Elysäischen Gefilde.“

Aus dieser Beschreibung erhellet, daß diese Inseln an der Straße von Gibraltar gegen Südwesten liegen mußten; denn er sagt: „die kahlen Nord- und Ost„winde, die von den Europäischen und Afrikanischen „Küsten gegen diese Inseln zuwehen.“ Folglich konnten sie keine von den Azorischen oder Westlichen Inseln seyn, da die südlichste derselben nicht weiter gegen Süden liegt, als die Straße von Gibraltar. Eben so wenig konnten sie Kanarische Inseln seyn, weil man von jeder derselben drey oder vier der übrigen sehen kann, die beyden Inseln Lancerota und Fuerteventura ausgenommen, die weiter von den übrigen ab, und näher gegen die Küste von Afrika liegen. Aber mit Plutarchs Inseln haben auch diese keine Aehnlichkeit, weil keine Bäume auf ihnen wachsen, da der Nordostwind fast beständig so heftig wehet, daß keine Art von Bäumen aufkommen kann, den Feigenbaum und einige kleine Stauden, die etwa hinter einer Mauer oder einem Felsen Schuz finden, ausgenommen.

Ueber-

Ueberdem fehlt es ihnen ganz an gutem Waſſer. Die Einwohner trinken nichts, als Regenwaſſer, das ſie in Ziſternen aufbewahren. Sie entſprechen alſo der Beſchreibung der glückſeligen Inſeln, oder der vom Homer ſo hochgeprieſenen Elyſäiſchen Felder ganz und gar nicht.

Die Inſel Nivaria, und die des Königs Juba, deren Plinius erwähnt, ſind ohne Zweifel Teneriffa und die andern kanariſchen Inſeln. Denn der Gipfel der Inſel Teneriffa, wie er von Nivaria anmerkt, iſt gewöhnlich mit Schnee bedeckt.

Aber die Inſeln Pluvialia und Kapraria *) des Statius Sebosus ſcheinen ein Paar von den Inſeln des grünen Vorgebirges; und ſein Planaria an dem gegenüber liegenden feſten Lande, die Afrikaniſche Küſte zwiſchen Kapo Blanko und Kapo Verde zu ſeyn; denn dieſe iſt wirklich, ſeiner Beſchreibung gemäß, ausnehmend eben und voll großer Bäume.

Ptolomäus Beſchreibung der glückſeligen Inſeln iſt ſo verworren, daß ſich unmöglich rathen läßt, was für Inſeln er meynt; denn ihre Breiten paſſen weder auf die Kanariſchen, Madeiriſchen, Azoriſchen, noch auf die Inſeln des grünen Vorgebirges.

Während den Verfall des Römiſchen Reichs, fielen die Gothen und Vandalen mit ihren Flotten die Mauritaniſchen Küſten an. Um dieſe Zeit kamen vermuthlich einige Privat-Kriegsſchiffe oder Kaufleute die-

*) Wahrſcheinlich waren dieſes die beyden Inſeln des grünen Vorgebirges St. Jago und Mayo. Diejenigen, welche die erſtere Pluvialia nannten, müſſen um die Zeit des ſtarken periodiſchen Regens, der in den Gegenden zwiſchen den Wendezirkeln fällt, dageweſen ſeyn. Weil ſie dies Phänomen nicht kannten, nannten ſie die Inſel Pluvialia.

dieſer Nationen, die auf Gewinn oder Raub ausgien-
gen, bis zu den Kanariſchen Inſeln. Die Geſchichte
dieſer Expeditionen iſt aber jezt in Vergeſſenheit ver-
graben.

Nachdem die Araber die nördlichen Theile von
Afrika erobert, und ſich in Spanien feſtgeſezt hatten,
waren ſie genöthigt, Flotten zu unterhalten, um den
Flotten der nördlichen Nationen die Spize zu bieten,
die oft die Küſten von Spanien und der Barbarey an-
fielen und verwüſteten. Da ſie ſo große Flotten hatten,
konnte ihnen weder die Kunſt der Schiffahrt, noch
die Lage ihrer eignen Küſten von Fez, Marokko, und
Suz, und die ihnen gegenüberliegenden Makariſchen
und Kanariſchen Inſeln, unbekannt ſeyn. Daß die
Araber Madeira und Porto Santo kannten, erhellet
aus dem, was der Nubiſche Geograph in dem erſten
Theil ſeines dritten Klima von zweyen Inſeln, dem
Hafen Azaffi in der Barbarey gegenüber, ſagt, deren
er die eine Sciarraham, und die andre Sciaram
nennt.

In dem erſten Theil ſeines zweyten Klima erwähnt
er bloß zweyer Inſeln in dem Atlantiſchen Meer, Na-
mens Marſahan und Lakos, die man ſchlechterdings für Lan-
cerota und Fuertaventura halten kann; denn er ſagt,
daß ſie zu den ſechs Inſeln gehören, die Ptolemäus
beſchrieben. Eine dieſer beyden Inſeln, (wo nicht
alle beyde) nämlich Fuertaventura, iſt bey hellem
Wetter von Afrika aus ſichtbar.

Wer mit Aufmerkſamkeit den erſten Theil des
dritten Klima dieſes Nubiſchen Geographen lieſt,
wird genöthigt werden zu glauben, daß die Araber ſogar
einige Kenntniß von Amerika oder den Weſtindiſchen
Inſeln gehabt haben müſſen. *) Wenn das iſt, ſo
müſſen

*) Er ſagt, da er vom Atlantiſchen Ocean redet: „In die-
„ſem Meere liegt auch die Inſel Saale, welche man
„eine

müſſen ſie dieſelbe durch Schiffe, die nach Spanien oder Afrika aus dieſem Theile der Welt, wohin ſie durch Stürme getrieben worden, zurückkehrten, erhalten haben; und eben ſo bekam ſelbſt Kolumbus, nach einiger Meynung, ſeine Kenntniß von dem Daſeyn der neuen Welt. *) Denn es iſt unmöglich, daß nicht

»eine Art von Männern findet, die den Weibern gleichen; »ihre Augenzähne ſtehen hervor, ihre Augen gleichen dem »Blitz; ihr Athem dem Rauch von brennenden Holze, »ihre Sprache iſt unverſtändlich: ſie kämpfen mit Seethieren, und die Männer unterſcheiden ſich von den »Weibern nur durch die Zeugungsglieder; ſie haben keine »Bärte, und kleiden ſich mit den Blättern der Bäume.« So fabelhaft dieſe Nachricht ſcheint, ſo liegt ihr doch Wahrheit zum Grunde; denn die Indianer in Amerika haben keine Bärte, und denen, die ſie zuerſt Tabak rauchen ſahen, mußte ihr Athem wie Rauch von brennenden Holze vorkommen.

*) Als Kolumbus Spanien verließ, um Amerika aufzuſuchen, gab er den Officieren ſeines kleinen Geſchwaders Befehl, wenn ſie ſiebenhundert Meilen jenſeit der Kanariſchen Inſeln zurückgelegt, und noch kein Land entdeckt hätten, ſo ſollten ſie von Mitternacht bis zu Tages Anbruch nicht weiter ſchiffen. Warum gebrauchte Kolumbus dieſe Vorſicht nicht eher, als bis er ſiebenhundert Meilen jenſeit der Kanariſchen Inſeln, oder ganz nahe an das erſte Land, welches er entdeckte, gekommen war? Die Urſach iſt Seeleuten bekannt; denn dieſe wiſſen, wie ſehr ſie in Lebensgefahr kommen, wenn ſie bey Nacht auf einem unbekannten Meere fahren, wo ſie an Küſten oder Klippen geworfen werden können, eh ſie dieſelben gewahr werden. Hätte Kolumbus die Entfernung des Landes nicht ziemlich genau gewußt, ſo würde er dieſe Vorſicht nicht genau auf die Zeit gebraucht haben, wo er ſie gebrauchen mußte, wenn er wußte, wo das Land war. Noch jezt bedienen ſich die Seeleute, wenn ſie von Europa nach Weſtindien gehen, der nämlichen Vorſicht, wenn ſie ſich noch funfzig, ja zuweilen noch hundert Meilen vom Lande entfernt glauben, wiewohl die Lage dieſer Gegenden jezt ſo genau beſtimmt iſt.

nicht Maurische oder Spanische Schiffe, indem sie längs ihrer Küsten hinsegelten, dann und wann, durch nordliche Stürme zur Winterzeit, in den Strich des anhaltenden Nordost oder so genannten Passatwindes getrieben seyn sollten, welcher nicht weit südwärts von der Straße bey Gibraltar anfängt, und wirklich neun Monate des Jahrs hindurch an den Küsten von Marokko beständig fort wehet. Trug es sich nun zu, daß ein Schiff, welches solchergestalt durch Sturm in den nordöstlichen Passatwind getrieben war, seine Masten verlor, so konnte es in dem Fall unmöglich die Küsten von Spanien oder der Barbarey wiedergewinnen, sondern mußte sich von den Winde und der See gegen Westindien forttreiben lassen, wofern es nicht etwa unterwegs von ungefähr auf die Madeirischen oder Kanarischen Inseln stieß.

Diese Muthmaßungen zu unterstützen, müssen wir bemerken, daß Kolumbus, auf seiner zwoten Reise nach Westindien, auf der Insel Guadaluppe ein Stück von dem Hintertheil eines Schiffs am Ufer fand; ein sichrer Beweis, daß schon vor ihm ein Schiff in der Neuen Welt gewesen war; denn dieses Stück Holz konnte von keinem sehr weit entfernten Orte dahin getrieben seyn.

Ungeachtet die Entdeckung der nordwestlichen Küsten von Afrika und ihrer Inseln gewöhnlich den Portugiesen zugeschrieben wird, so finden wir doch, bey näherer Untersuchung, Grund, sie bloß für Wiederherstellet der Entdeckungen der Normänner zu halten.

Schon im Jahre 846 finden wir, daß die Normänner mit mächtigen Flotten die Spanier und Mauren in Spanien angriffen. Da sie von dem König Don Ramiro bey Korunna in Galizien geschlagen und genöthigt waren, sich wieder einzuschiffen, wurden sie nachher von seiner Flotte angegriffen, welche

siebzig

ſiebzig ihrer Schiffe eroberte und zerſtörte. Dem ungeachtet ſegelten die übrigen um Kapo Finisterrà herum, liefen in die Mündung des Tago ein, und ſezten die Mauren zu Liſſabon in groſſes Schrecken. Im folgenden Jahr kamen die Normänner mit einer groſſen Flotte an die Spaniſche Küſte, landeten in Andaluſien, belagerten die Mauriſche Stadt Sevilla, verwüſteten das Land um Kadiz und Medina Sidonia, und führten viel Gefangene und eine groſſe Beute mit ſich fort. Da ſie aber hörten, daß der Mauriſche König Abderaman ihnen mit einer groſſen Flotte entgegen komme, ſchifften ſie ſich plözlich ein, und ſegelten mit ihrer Beute davon. Ich erwähne dieſes Feldzuges der Normänner, um zu zeigen, wie weit dieſes Volk es im Seeweſen gebracht hatte. *) Labat, in ſeiner Geſchichte der weſtlichen Küſten von Afrika, lehrt uns, daß die Normänner ſchon im Jahr 1364 an den Afrikaniſchen Küſten bis nach Sierra Leona Handel trieben. Zum Beweiſe beruft er ſich auf einen Handlungstractat zwiſchen den Handelsleuten von Dieppe und Roan, der von 1365 datirt iſt. Er ſagt, daß alle ihre Etabliſſements in Afrika bald nachher verfallen, und ihr Handel durch die bürgerlichen Kriege in Frankreich nach dem Tode Karls VI. im Jahr 1392, gänzlich

*) Auch die Engländer verſtanden in jenen Zeiten mehr vom Seeweſen, als einige Jahrhunderte nachher; denn Joh. Leo berichtet, in ſeiner Nachricht von Afrika, daß um das 314te Jahr der Hegira die Gothen und Spanier ſie eingeladen, in die ſüdliche Barbarey einzufallen, um die Mohren aus Spanien zu ziehen, wiewohl damals die Gothen Chriſten, und die Engländer Gözendiener waren. Sie belagerten demnach die Stadt Arzilla, an der Küſte des Atlantiſchen Oceans, mit einer groſſen Armee, eroberten ſie, und verwüſteten ſie mit Feuer und Schwert dermaſſen, daß ſie noch dreyſig Jahre nachher wüſte lag.

lich zu Grunde gegangen. Gewiß indessen wären die Normänner die ersten in Europa, welche die Kanarischen Inseln entdeckten, wie wir aus der folgenden Geschichte ersehen werden.

Wiewohl in den älteren Zeiten die Europäer den Gebrauch des Magnets nicht kannten, so ist doch gewiß, daß die Seeleute in Meeren, wo der anhaltende Passatwind herrscht, ohne denselben leicht fertig werden können; da das Wetter dort gemeiniglich heiter ist, und Sonne und Sterne gewöhnlich sichtbar sind; und ist auch zuweilen der Himmel überzogen, so können sie doch leicht nach der Richtung der Wellen, die in diesen Meeren, sowohl wie der Wind, der sie treibt, einen regelmäßigen und gewissen Strom haben, ihren Lauf einrichten.

Segelt man vierhundert und funfzig Meilen *) gegen Südwest von der Mündung der Straße bey Gibraltar, längs den Küsten von Fez, Marokko und Suz, auf dem Atlantischen Ocean, so kömmt man an das südwestliche Ende des Berges Atlas, neun und zwanzig Grade und fünf und zwanzig Minuten nördlicher Breite. Verläßt man dann dies Land, und segelt gerade gegen Westen hundert und sechzig Meilen in den Ocean fort, so kömmt man an die Insel Lancerota, die erste der Kanarischen Inseln auf diesem Wege. Die übrigen dieser Inseln liegen alle gegen Westen und Süden von Lancerota. Ihrer sind sieben, Lancerota, Fuertaventura, Kanaria, Teneriffa, Gomera, Hierro oder Ferro; und Palma: sie liegen von Osten gegen Westen in eben der Ordnung, wie sie hier genannt

*) Unter Meilen sind, das ganze Werk durch, Englische Meilen zu verstehen. D. d. Ueb.

genannt ſind. Die leztgenannte liegt etwa fünf und ſechszig Leagues*) von der erſteren.

Da ich nicht willens bin, ſie hier umſtändlich zu beſchreiben, ſo verweiſe ich meinen Leſer auf den zweyten Theil dieſes Werks, wo eine genaue Beſchreibung jeder Inſel finden wird; und mache jezt den Anfang mit der Geſchichte ihrer Entdeckung und Eroberung, die ich faſt ganz aus einer Spaniſchen Handſchrift überſezt habe, welches vom Juan de Abreu de Galindo, einem Fränziſcanermönch aus Andaluſien in Spanien gebürtig, im Jahr 1632 in der Inſel Palma geſchrieben iſt.

Dieſe Handſchrift lag lange Zeit in einem Kloſter dieſer Inſel verborgen. Vor drey Jahren ward ſie von da nach Kanaria, dem Biſchof der Inſeln zum Geſchenke, überſandt. Ich hörte von dieſem Manuſcript, da ich mich zu Teneriffa aufhielt, und ſchrieb alſobald an einen gewiſſen Herrn in Kanaria, daß er mir eine Abſchrift deſſelben verſchaffen mögte, welches er that. Beym Durchleſen fand ich, daß es eine authentiſche Nachricht von der Eroberung der Inſeln und den alten Einwohnern enthielt, und genau mit denen, die man mir vorher oft gegeben hatte, übereinſtimmte. Es war vollſtändig und zum Druck fertig; warum es aber bey des Verfaſſers Leben nicht herausgekommen, weiß ich nicht: vermuthlich war der Verfaſſer willens, es mit nach Spanien zu nehmen,

*) Auf eine Leagne rechnet man drey Engliſche Meilen; da ich aber nicht weiß ob dies Maaß genau richtig iſt, ſo habe ich lieber das Wort Leagne beybehalten, als die Zahl jedesmal durch 3 multipliciren wollen. D. b. Ueb.

men, und es dort (da in Palma keine Druckerey iſt), herauszugeben, wurde aber durch den Tod in der Ausführung ſeines Vorhabens verhindert.

Der geneigte Leſer wird erſucht, dies Werk nicht wegen der Unzierlichkeit des Styls zu tadeln. Der Herausgeber hat ſich mehr um Treue im Ueberſezen und Genauigkeit im Beſchreiben, als um prächtigen Wortfluß bemühet. Und, ſollte es vielleicht manchem Leſer ſcheinen, daß er ſich zuweilen bey nichtsbedeutenden Umſtänden aufhalte; ſo ſchmeichelt er ſich, daß diejenigen ſie nüzlich und intereſſant finden werden, deren Geſchäfte oder Wißbegierde eine genauere Kenntniß dieſer Inſeln fodern.

Geſchichte

Geſchichte der Entdeckung und Eroberung der Kanariſchen Inſeln.

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Wie die Kanariſchen Inſeln zuerſt den Europäern bekannt worden.

Die erſte Nachricht von den Kanariſchen Inſeln, welche nach dem Verfall des Römiſchen Reichs in Europa allgemein bekannt wurde, fällt zwiſchen die Jahre 1326 und 1334, und kam von einem Franzöſiſchen Schiffe, welches durch Sturm an dieſelben verſchlagen war.

Nach dieſer Entdeckung wirkte ſich ein gewiſſer Spaniſcher Edelmann, Namens Don Luis de la Cerda, Graf von Klaramont, von dem Pabſt Klemens VI. eine Schenkung dieſer Inſeln, mit dem Titel eines Königs, aus, auf die Bedingung, den Eingebornen das Evangelium predigen zu laſſen.

Zwey Jahre nachher erhielt Don Luis von dem Pedro, König von Arragonien, die Erlaubniß, in einigen ſeiner Häfen eine Flotte auszurüſten, um von den Kanariſchen Inſeln Beſiz zu nehmen. Aber wiewohl einige ſeiner Schiffe wirklich ausgerüſtet wurden, vereitelte dennoch ſein Tod, der bald nachher erfolgte, dieſes Vorhaben. Indeſſen iſts doch wahrſcheinlich, daß entweder ein Theil dieſes Geſchwaders, oder

oder andre Schiffe nach den Kanariſchen Inſeln hinübergiengen. Wie es dieſen Schiffen ergangen, ſoll an ſeinem Ort erzählet werden. Nachher geſchah nicht eher etwas weiteres zu Vollendung dieſer Entdeckung als im Jahr 1385, da einige Biskayer und Einwohner von Sevilla ſich vereinigten, eine Flotte von fünf Schiffen zu Kadiz auszurüſten, um eine Landung auf die Kanariſchen Inſeln und die gegenüber liegende Küſte der Barbaren zu thun, und zu plündern. Das Kommando dieſer Schiffe übergab man einem gewiſſen Ferdinando Peraza, einem angeſehenen Mann aus Sevilla.

Nachdem ſie längs der Afrikaniſchen Küſte hingeſegelt waren, wandten ſie ſich weſtwärts, und ſtießen auf die Inſel Lancerota, wo ſie landeten. Die Eingebornen eilten Haufenweiſe zum Hafen, um ſie zu betrachten: aber die Spanier ſchoſſen einige Pfeile zwiſchen ſie, tödteten Einige, verwundeten Andre, und jagten den Uebrigen ein ſolches Schrecken ein, daß ſie davon liefen. Hierauf marſchirten die Spanier in die Stadt der Eingebornen, plünderten dieſelbe, trugen eine große Beute von Ziegenfellen, Talg und Schafen davon, und führten hundert und ſiebzig der Einwohner, unter denen ſich Guanareme, der König der Inſel, und Tinguafaya, ſeine Gemahlinn, befand, mit ſich fort. Hiermit gingen ſie wieder an Bord, und ſegelten nach Spanien zurück, wo man damals ihre Beute für ſehr anſehnlich hielt.

Die nächſte Expedition auf Lancerota geſchah von Sevilla aus, im Jahr 1393. Dieſe Flotte verſuchte es nicht, ſich die Inſel zu unterwerfen, ſondern kehrte bald nachher mit einigen Gefangenen und einer groſſen Menge von Ziegenfellen zurück. Man ſieht hieraus, daß die Spanier bey dieſen Expeditionen weiter

keine

keine Abſicht hatten, als ſich durch Raub und Plünderung zu bereichern. Nun ſuchten verſchiedne, durch Habſucht gereizt, bey Heinrich III, König von Kaſtilien, um die Erlaubniß an, die kanariſchen Inſeln zu erobern, weil Heinrich ſich das Eigenthumsrecht über dieſelben anmaßte, worauf er aber dieſes Recht gründete, iſt, ſo viel ich weiß, nicht bekannt. Im Jahr 1369 war der Streit über die Krone von Kaſtilien durch den Tod des Don Pedro geendigt, der von ſeinem Baſtardbruder, Don Heinrich, der darauf den Thron beſtieg, ermordet wurde. Einige Jahre vor dieſer Begebenheit kamen verſchiedne Edelleute aus der Normandie in Frankreich nach Kaſtilien, um dem Don Heinrich beyzuſtehen, unter andern Bertram Claquin, Konnetable, und Rubin de Bracamonte, Admiral von Frankreich. Dieſer leztere hatte zween Neffen von einer Schweſter, die in der Normandie lebte, und an den Herrn von Betancour, Granville und andern Orten dieſes Landes, verheyrathet war. Der älteſte, Namens Johann von Betancour, wiewohl ſchon ſehr bey Jahren, hatte doch einen heftigen Trieb zu reiſen, und etwas ſeiner Vorfahren würdiges zu unternehmen. Er entſchloß ſich daher, eine Reiſe nach Spanien zu machen, und ſeinem Onkel den Admiral zu beſuchen. In dieſer Abſicht gieng er nach Rochelle, um ſich daſelbſt einzuſchiffen. Hier ward er mit einem gewiſſen Gadifer de la Sala, einem Mann von anſehnlichem Vermögen bekannt, der, von der nämlichen Begierde fremde Länder zu ſehen beſeelt, bald mit dem Johann von Betancourt eins wurde, mit ihm die glückſeligen Inſeln, wovon man damals in Europa ſo viel ſprach, aufzuſuchen. Zu dieſem Ende verkauften ſie einige ihrer Ländereyen, und verpfändeten andre, wodurch ſie Geld genug aufbrachten, eine kleine Flotte auszurüſten, die mit geſchickten Seeleuten, Piloten, und

einigen Dollmetschern, die also schon vorher in einigen dieser Inseln gewesen seyn mußten, wohl versehen war.

Diese Flotte bestand aus drey Schiffen, worauf sich, die Seeleute ausgenommen, zweyhundert Menschen befanden; unter andern viele junge Edelleute aus der Normandie, zum Theil Verwandte des Johann von Betancourt. Am ersten May 1400 segelten sie ab, und sezten ihre Reise ohne erhebliche Vorfälle bis an die Inseln fort. Die erste die sie sahen, war Lancerota, welchen Namen ihr Johann von Betancourt, vermuthlich einem seiner Freunde zu Ehren, gab. Als er seine Leute ans Land sezte, zogen die Eingebornen sich in einen Haufen zusammen, um sich zu vertheidigen, in der Meynung, daß diese Fremden gekommen wären zu plündern und sie wegzuführen, wie Andre vor ihnen: da sie aber sahen, daß die Franzosen wohl bewaffnet wären, und sich zusammenhielten, wagten sies nicht, sie anzugreifen, sondern zogen sich ins Land zurück, und ließen ihnen Freyheit, sich an einem bequemen Orte zu lagern; denn sie hatten nichts, sich zu wehren, als Knittel und Steine, ihre einzigen Waffen.

Da aber die Franzosen einige Tage an demselben Orte verweilten, ohne sie zu verfolgen oder zu beunruhigen, fiengen sie an Muth zu fassen, so daß Einige sich ins Lager wagten, wo Johann von Betancourt und Gadifer de la Sala ihnen sehr freundlich begegneten, ihnen erlaubten zu nehmen, was ihnen gefiel, und im Lager aus und ein zu gehen, wie es ihnen beliebte. Diese gute Begegnung benahm ihnen so sehr alle Furcht, daß sie, als die Franzosen ein Fort zu ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit zu bauen anfiengen, ihnen mit Freuden zur Hand giengen, und Steine, Kalk, und was sonst zur Arbeit nöthig war, herbeybrach-

brachten. Dies Fort ward an dem Hafen Rubikon erbauet.

Der willige Gehorsam und das friedliche Betragen der Eingebornen machte dem Johann von Betancour und Gadifer de la Sala großes Vergnügen. Sie entschlossen sich jezt, nach der nächsten Insel überzugehen, die von Lancerota nur durch einen zwey Leagues breiten Kanal abgesondert ist. Sie liessen einen Offizier und einige ihrer Leute in dem Hafen Rubikon zurück, und landeten zu Vokarrahala in der Insel Fuerteventura, welche die Franzosen damals Fortnite nannten. Da die Einwohner eine solche Anzahl fremder Menschen in ihre Insel kommen sahen, versammleten sie sich in großen Schaaren, um sich ihnen zu widersezen; denn sie hatten mehr kriegerischen Muth, waren größer und stärker, als die Einwohner von Lancerota. Die Franzosen, welche bald einsahen, daß sie mit ihrer Handvoll Leute gegen eine solche Menge nichts ausrichten würden, hielten's fürs beste, sich wieder einzuschiffen und davon zu segeln. Sie nahmen daher einige der übrigen Inseln in Augenschein, und langten dann nach Lancerota zurück, wo sie berathschlagten, was nun ferner zu thun sey. Da ihre geringe Anzahl zu einem solchen Unternehmen, als die Eroberung der Inseln war, nicht hinreichte, so beschlossen sie, daß Gadifer de la Sala nach Frankreich zurückkehren sollte, um Verstärkung von Truppen, u. s. w. herüberzubringen. Er gieng also ab; aber zum Unglück für die Expedition starb er einige Tage nach seiner Ankunft in Frankreich. Als Johann von Betancour dies erfuhr, und sich also nicht nur seiner erwarteten Verstärkung beraubt sah, sondern auch in Frankreich weder Geld noch Freunde hatte, entschloß er sich nach Spanien zu gehen, wo er ankam, und bey seinem Onkel Rubin von Bracamonte und andern übrigen Verwandten um Unterstüzung zu Ausführung

rung ſeines Vorhabens nachſuchte. Sein vornehmſter Gönner und Vermittler bey dem König von Kaſtilien aber war der Infant Don Ferdinando, nachmaliger König von Aragonien, durch welchen er bey dem König Don Heinrich III ſich eine Schenkung der glückſeligen Inſeln, nebſt dem Titel eines Königs, auswirkte. So bald dieſes geſchehen war, begab er ſich nach Sevilla, und rüſtete eine Flotte aus, die mit Leuten und Bedürfniſſen zu Eroberung dieſer Inſeln wohl verſehen war, indem der König ihn mit dem nöthigen Gelde zur Ausrüſtung der Flotte verſah. Dieſer Schenkungsbrief war im Jahr 1403 datirt.

Zweyter Abſchnitt.

Sitten und Gewohnheiten der alten Einwohner von Lancerota und Fuertaventura.

Dieſe beyden Inſeln, ſowohl als die übrigen, waren in Diſtrikte abgetheilt, deren jeder von einem eigenen Herrn oder Hauptmann regiert wurde, und durch eine Mauer von loſen Steinen, die von dem einen Ufer bis zum andern die Inſel durchſchnitt, von den übrigen abgeſondert war. Die Einwohner dieſer Diſtrikte bewieſen gegen ihre Oberhäupter eine groſſe Ehrerbietung.

Die alten Einwohner von Lancerota und Fuertaventura waren ein menſchliches, geſelliges und fröhliches Volk, und liebten nichts ſo ſehr, als ſingen und tanzen. Ihre Muſik, die blos im Singen beſtand, begleiteten ſie mit einem Geräuſch, welches ſie durch Klatſchen mit den Händen und Stampfen mit den Füßen hervorbrachten. Sie waren ſehr ſchnell, und fanden ein groſſes Vergnügen an Hüpfen und Springen, welches ihre vornehmſte Luſtbarkeit ausmachte: zween Männer nahmen eine Stange, die ſie an beyden

den Enden anfaßten, und ſie, mit dem Boden parallel, ſo hoch über ihre Köpfe empor hielten, als ſie nur reichen konnten; wer hindurchſpringen konnte, den hielt man für ſehr geſchickt und behende. Verſchiedne waren ſo geübt in dieſer Kunſt, daß ſie in drey Sprüngen über drey Stangen, die ſolchergeſtalt hinter einander aufgehalten wurden, ſpringen konnten.

Die Eingebornen dieſer beyden Inſeln waren gröſſer von Perſon und beſſer gebildet, als die der andern, und das ſind ſie noch jetzo. Man findet ein Grab an dem Fuße eines Berges in Londonderry, von neunzehn Fuß und zehn Zoll in die Länge, wo ein Mann, Namens Mahan, begraben lag. Zweykämpfe und Gefechte waren ſehr häufig unter ihnen. Die Waffen, deren ſie ſich dabey bedienten, waren anderthalb Ellen lange Stöcker, die ſie Tezzezes nannten. Wegen Privatſtreitigkeiten hatten ſie das Geſetz über den Gebrauch, daß, wenn ein Menſch durch die Thür zu ſeinem Feinde ins Haus gieng und ihn tödtete, oder ihm Schaden zufügte, er nicht beſtraft wurde; ſprang er aber über die Mauer, überfiel ihn unvermuthet, und tödtete ihn, ſo ließ der Hauptmann des Diſtrikts, vor dem die Sache unterſucht wurde, ihn ums Leben bringen. Die Art Verbrecher hinzurichten, war folgende: ſie führten den Verbrecher an die Seekuſte, legten ſeinen Kopf auf einen flachen Stein, und ſchlugen ihn dann mit einem andern, welcher rund war, den Kopf ein; ſeine Kinder wurden nachmals für ehrlos gehalten. Sie waren trefliche Schwimmer; und tödteten die Fiſche mit ihrer Kunſt mit Steinen. Ihre Häuſer waren von Steinen erbauet, ohne Kitt, Kalk oder Mörtel; dem ungeachtet waren ſie ſehr ſtark: der Eingang war ſo enge, daß nur ein Menſch auf einmal hineingehen konnte. Sie hatten auch Häuſer zum Gottesdienſt und zur Andacht, welche ſie Eſeguen nannten. Dieſe waren rund, und beſtanden aus gro-

Mauren; eine innerhalb der andern, mit einem offnen Raum dazwischen; sie waren, sowohl als ihre Wohnhäuser, von losen Steinen sehr fest gebaut, und hatten einen engen Eingang. In diesen Tempeln opferten sie ihrem Gott (denn sie verehrten nur Einen,) Milch und Butter. Sie opferten ihm auch auf den Bergen, indem sie aus irdenen Gefäßen Ziegenmilch ausgossen, und ihn zu gleicher Zeit, durch Aufheben ihrer Hände gen Himmel, anbeteten.

Die Kleidung der Eingebornen von Lancerota bestand aus Ziegenfellen, die zusammengenähet und wie ein Mantel mit einer Kappe gestaltet waren. Sie reichte bis auf die Knie. Die Nähte dieser Kleidung waren auf eine sehr saubre Art mit dünnen ledernen Riemen, die so fein waren, als gewöhnlicher Zwirn, zusammengefügt. Sie schnitten und bereiteten diese Riemen, statt der Messer oder Scheeren, mit scharfen Kiesein oder Steinen, die sie Tasiague nannten.

Ihre Schuhe waren von Ziegenfellen, die haarige Seite auswärts.

Sie trugen auch Mützen von Ziegenfellen, mit drey großen Federn an der Stirne. Das nämliche trugen die Weiber, ausser einer ledernen Stirnbinde, die mit der Rinde gewisser Stauden roth gefärbt war.

Den obgedachten Mantel nannten sie Tamarko, die Kappe Guapil, die Schuhe Mahos.

Sie hatten langes Haar, und trugen ihren Bart geflochten. Der König der Insel trug ein Diadem, gleich einer Bischoffsmütze, von Ziegenleder gemacht, und mit Seemuscheln geschmückt.

Wenn sie krank wurden, welches aber selten geschah, heilten sie sich selbst mit den Kräutern, die in ihrem Lande wachsen; und wenn sie heftige Schmerzen hatten, ritzten sie den leidenden Theil mit scharfen Steinen auf, oder brannten ihn mit Feuer, und

schmier-

ſchmierten ihn dann mit Ziegenbutter. Wenn jemand ſtarb, ſo begruben ſie ihn in einer Höhle, indem ſie den Leichnam ausreckten, und Ziegenfelle unter und über ihn legten.

Ihre Nahrung war geröſtetes Gerſtenmehl, welches ſie Goſſio nannten, und Ziegenfleiſch, gekocht und gebraten; auch Milch und Butter. Sie aßen ihre Speiſen aus Gefäßen, die von Thon gemacht, und von der Sonne gehärtet waren.

Ihre Art Feuer zu machen war, daß ſie einen Stock von trocknem, harten, dornichten Holze nahmen, den ſie in einer weichen, trocknen und ſchwammichten Diſtel ſehr ſchnell auf der Spize herumdrehten, und alſo in Brand ſteckten. Dieſe Art iſt noch jezt bey ihnen gebräuchlich.

Wenn ſie ihr Land mit Gerſte (ihr einziges Getraide) beſäeten, ſo gruben oder hackten ſie es mit Ziegenhörnern. Sie droſchen ihre Gerſte mit Stecken, und wanneten ſie mit ihren Händen; dann mahlten ſie dieſelbe in einer Handmühle von zween Steinen, ungefähr von eben der Art, wie ſie jezt in einigen entlegenen Theilen von Europa gebräuchlich ſind.

Die Eingebornen von Fuertaventura kleideten ſich in Wämſer von Schaffellen, mit kurzen Ermeln, die nicht weiter als bis an die Ellenbogen reichten. Sie trugen auch kurze Hoſen, welche die Knie blos ließen, kurze Strümpfe, die nicht viel über die Wade hinaufgiengen, und die nämliche Art von Schuhen als die Lancerotaner. Auf dem Kopfe trugen ſie hohe Mützen von Ziegenfellen; und ihr Haupt- und Barthaar puzten ſie auf eben die Art, wie zu Lancerota.

Auf der Inſel Fuertaventura, ſagt unſer Spaniſcher Autor, lebten zwey Weiber, Namens Tibiatin und Tamonante, Mutter und Tochter, die ein Verſtändniß mit dem Teufel hatten. Der einen Geſchäfte wars, die Streitigkeiten, die ſich etwa unter den

Ober-

Oberhäuptern der Inſel ereignen möchten, beyzulegen, und der andern, ihre Cärimonien anzuordnen. Die Eingebornen hielten dieſe Weiber für künftige Begebenheiten vorausgeſagt.

Als Johann von Betancour in dieſem Lande ankam, war die Inſel Fuerteventura in zwey Königreiche getheilt, deren das eine ſich von der Villa bis Handia, und das andre von der Villa bis Torrales erſtreckte. Sie waren durch eine loſe trockne ſteinerne Mauer, welche vier Meilen lang, die Breite der Inſel von der einen Küſte bis zur andern durchſchnitt, von einander abgeſondert. Es befanden ſich in dieſer Inſel zur Zeit der Eroberung vier tauſend ſtreitbare Mannſper. Diejenigen unter ihnen, die ſich durch ihre Tugend und Tapferkeit am berühmteſten gemacht hatten, nannte man Mahay und Alithay, welches hohe Ehrennamen waren. Man ſagt, der damalige König von Lancerota, welcher Guadarfia hieß, ſey ein Abkömmling eines Europäers geweſen, der durch Sturm an dieſe Inſel verſchlagen worden. Die Geſchichte dieſer Begebenheit, die unſer Verfaſſer umſtändlich erzählt, übergehen wir der Kürze halber.

Dritter Abſchnitt.

Johann von Betancourts zweyte Expedition nach den Kanariſchen Inſeln, und was darauf erfolgte.

Als Johann von Betancourt nach Spanien abgieng, ließ er eine Beſatzung, unter dem Kommando Wilhelms von Betancourt, in Lancerota zurück. Dieſer empörte ſich gegen den König, und die Eingebornen ſo ungeſtüm und grauſam, daß ſie ihn nicht länger ertragen konnten, ſondern ſich endlich, zu ihrer eigenen Vertheidigung, genöthigt ſahen, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Sie legten einen Hinterhalt, welcher ihnen ſo wohl glückte, daß ſie verſchiedne von den Franzoſen

ums Leben brachten, unter denen sich auch dieser Wilhelm von Betancour befand. Die übrigen entwichen in das Fort Rubikon, wo sie von den Eingebornen so enge eingesperrt wurden, daß sie in die äusserste Hungersnoth kamen. So standen die Sachen, als Johann von Betancour, der durch den Ruf seiner Zurüstungen in Kadix eine Menge von Abentheurern, von verschiednen Orten her an sich gezogen hatte, aus Spanien zurückkam.

So bald er in dem Hafen Rubikon Anker geworfen, und seine Truppen ans Land setzte, kamen die Eingebornen zu ihm, beschwerten sich über die Garnison, die er in dem Fort zurückgelassen, und entschuldigten sich wegen der begangenen Gewaltthätigkeiten, weil sie durch das tyrannische und grausame Betragen des Wilhelm von Betancour und seiner Leute dazu gezwungen worden. Als er beyde Parteyen angehört, und die Sache untersucht hatte, fand er, daß die Franzosen der angreifende Theil gewesen; er verzieh daher dem König Guadarfia, mit dem Versprechen, ihm und die Eingebornen im vollen Besiz ihres Landes, ihrer Häuser, ihres Viehes und ihrer Freyheit zu lassen. Auf diese Erklärung legten die Eingebornen die Waffen nieder, und unterwarfen sich mit Freuden seiner Regierung.

Verschiedne Priester kamen mit dieser Flotte von Sevilla, um die Insulaner vom Heidenthum zu dem Glauben der römischen Kirche zu bekehren. Sie standen bey in großer Achtung bey den Eingebornen, von denen sie viele bekehrten, und in der Kirche, die damals zu Rubikon erbaut, und die Anrufung des heiligen Marcialis genannt wurde, tauften. Der erste von den Eingebornen, welcher getauft wurde, war der König Guadarfia; er bekam den Namen Ludewig. Kurz nachher folgten alle Eingebornen seinem Beyspiel.

spiel. Johann von Betancour vertheilte jezt das Land unter die Franzosen und Spanier, die mit ihm herübergekommen waren *). Die Kirche des heiligen Marcialis zu Rubikon war die erste, die auf den Kanarischen Inseln erbaut wurde. Die Bischöffe der Kanarischen Inseln nannte man Bischöffe von Rubikon, bis die Insel Gran Kanaria erobert war, worauf der Bischöfliche Siz in die Stadt Palmas in Kanaria verlegt wurde, wo er noch jezt ist.

Vierter Abschnitt.

Nachricht von der Expedition auf Fuertaventura.

Nachdem zu Lancerota nun alles in Ordnung gebracht war, hielt Johann von Betancour es für hohe Zeit, auf die Eroberung der Insel Fortuite, wie die Franzosen damals Fuertaventura nannten, bedacht zu seyn. Er glaubte, daß es nicht leicht seyn würde, sie zu bezwingen, da die Einwohner so zahlreich und tapfer waren. Er zog daher alle seine Truppen zusammen, die aus Franzosen und Spaniern bestanden, ausser vielen Eingebornen von Lancerota, die er auf Europäische Art bewaffnete. Seine neuen Rekruten dienten ihm mit Bereitwilligkeit und Treue, weil sie an ihm mehr einen Vater als Eroberer fanden. Er segelte also mit seinen Truppen auf fünf Schiffen ab, kam im Junius 1405 zu Fuertaventura an, und sezte seine Leute in der Bay Vastarrubal, die wegen der großen

*) Dies muß Land gewesen seyn, welches damals von den Eingebornen nicht bebaut wurde, weil Betancour ihnen versprochen hatte, sie ihres Landes nicht zu berauben. Sonst sollt' es scheinen, die Eingebornen hätten vornehmlich von ihren Heerden gelebt.

gröſſen Menge Tartahal-Büſche *), die hier wuchſen, dieſen Namen führte, ans Land. Die beyden Könige der Inſel, Ajoſe und Guiſe, waren damals eben wegen der Weide im Streit. Derjenige, in deſſen Gebiet Johann von Betancour landete, zog gleich nach ſeiner Ankunft alle Truppen ſeines Diſtricts zuſammen, und gieng ihm kühn entgegen, um ihm ein Treffen zu liefern; aber die Europäer fanden Mittel ihn zu einer Unterhandlung zu bringen. Die Inſulaner ließen ſich durch die beyden obgedachten Weiber, Tibiatin und Tamonante, bereden, die Waffen niederzulegen, und als Ajoſe dem Johann von Betancour entgegen gieng, umarmte dieſer ihn, und begegnete ihm mit allen Freundſchaftsbezeugungen. Durch dieſes Betragen gewann er ſein Vertrauen, und vermochte ihn auch endlich dahin, die Römiſche Religion anzunehmen, worauf er mit dem Namen Ludwig getauft wurde. Als Guiſe, der König des andern Theils der Inſel ſahe, wie gütig Johann von Betancour allen denen, die ſich ihm unterwarfen, begegnete, wie offen und höflich er ſich gegen alle Eingebornen betrug, und daß er weiter nichts wünſchte, als ſie zur Römiſchen Kirche zu bekehren, ſo unterwarf er ſich ihm auch, auf den Rath der Tibiatin und Tamonante. Da Johann de Betancour ihn überdem verſicherte, daß er, wenn er den Römiſchen Glauben annähme, im ungeſtörten Beſitz ſeiner Freyheit, ſeiner Ländereyen und Güter bleiben ſollte, ſo ließ er ſich auch taufen, und bekam den Namen Alonzo. Das Beyſpiel der beyden Könige von Fuertaventura that die Wirkung auf die Eingebornen, daß ſie ſich bald alle den Europäern unterwarfen, und kurz nachher auch getauft wurden.

Eine

*) S. die Beſchreibung der Kanariſchen Inſeln.

Eine Tradition unter den Einwohnern von Fuerteventura sagt, die Eingebornen hätten geglaubt, daß Tibiatin und Tamonante vom Himmel herabgesandt worden, sie zu unterrichten, ihnen künftige Begebenheiten vorher zu sagen, und Friede und Eintracht unter ihnen zu erhalten. Sie sagen, diese Weiber hätten ihnen prophezeyet, es würde ein fremdes Volk übers Meer kommen, und sie lehren, wie sie leben sollten; auch sey, gleich nach der Ankunft der Europäer, den Eingebornen zur Zeit ihrer Trübsal und Noth, oft ein schönes Frauenzimmer erschienen, habe sie getröstet, und überredet sich taufen zu lassen, und den Römischen Glauben anzunehmen.

Durch Hülfe dieser Weiber fanden die Europäer es so leicht, diese große und volkreiche Insel zu erobern. Sobald Johann von Betancour solchergestalt Besitz von derselben genommen hatte, bauete er zur Sicherheit seiner Europäer zwey Forts, das eine zu Valtarrahála, wo er zuerst landete, und es das Kastil Valtarrahála nannte, das andre nannte er Richiroche; in beyde legte er eine Besazung von seinen Leuten.

Auf Bitten der Kastilianer und einiger von seinen Seeleuten, die in der Barbarey gewesen waren, ließ Johann von Betancour sich bewegen, eine Reise dahin zu machen, da diese Küste nur achtzehn Leagues von dem südöstlichen Theile von Fuerteventura entfernt ist. Nachdem er sich mit allem, was zu einer solchen Expedition nöthig war, versehen hatte, segelte er nach dieser Küste hinüber, und landete an einem Orte Namens Medanes, wo er siebzig Mohren beyderley Geschlechts, alte und junge, zu Gefangenen machte, ohne auf seiner Seite einen Mann zu verlieren; denn die Eingebornen dieses Theils von Afrika lebten damals ganz unbesorgt und wehrlos, weil sies nicht für möglich hielten, daß Jemand übers Meer zu ihnen kommen,

nen, und sie beunruhigen oder angreifen könnte. Betancour und seine Leute brachten ihre Beute sicher nach Lancerota, und schickten von da ihre Gefangenen nach Spanien, wo sie zu Sklaven verkauft wurden. Dies war die erste Expedition auf die Küste der Barbarey von den Kanarischen Inseln.

Fünfter Abschnitt.

Betancourt Reise nach Groß Kanaria, und was sich daselbst zugetragen.

Nach diesem Unternehmen auf die Küste der Barbarey, wünschte Betancour nun auch die Insel Kanaria sich zu unterwerfen. Er fuhr daher mit zwey Schiffen dahin, landete seine Truppen an einem Orte, Namens Anganagen, und marschirte darauf in guter Ordnung, und mit großer Behutsamkeit, damit er nicht überfallen würde, ins Land. Diese Vorsicht war, wie sich nachher zeigte, sehr nöthig; denn da die Eingebornen eine solche Menge bewaffneter Leute auf ihrer Insel sahen, machten sie gleich Lärm, versammleten sich in großer Menge unter der Anführung eines Königs oder Hauptmanns, Namens Artemi, fielen die Europäer mit großer Wuth und Entschlossenheit an, und sezten ihnen mit Steinen und Pfeilen, die sie aus bloßer Hand mit erstaunlicher Geschicklichkeit und einer Schnelligkeit, die Schleuder und Bogen übertraf, auf sie abwarfen, sehr heftig zu. Ausser diesen Waffen hatten sie hölzerne Stangen, an den Enden geschärft und im Feuer gehärtet, deren sie sich als Spieße bedienten. Betancour und seine Leute vertheidigten sich mit größter Tapferkeit; aber der Angriff, den sie auszuhalten hatten, war so heftig, und die Eingebornen drangen so wüthend auf sie ein, daß die Europäer, ungeachtet sie eine große Menge derselben

ben tödteten, ſich doch endlich genöthigt ſahen, zu weichen, und ſich in guter Ordnung an die Seeküſte zurückzogen. Die Eingebornen, die unterdeß immer ſtärker an Zahl wurden, hörten nicht auf, ſie zu verfolgen, ſo daß Betancour, weil ers für unmöglich hielt, mit ſeiner Handvoll Leute gegen eine ſolche Menge wohlbewaffneter und tapferer Einwohner etwas auszurichten, mit Hülfe der Nacht ſeine Truppen, ſo gut er konnte, wieder einſchiffte, und das Schlachtfeld den Feinden überließ, die gleichwohl ihren Sieg theuer genug erkauften, indem ſie ihren König Artemis, nebſt vielen andern, im Treffen verloren.

Von Anganagen ſegelte die Flotte nach der Inſel Palma; da es ihnen aber nicht möglich war, eine Landung zu Stande zu bringen, ſo entſchloſſen ſie ſich, nach Kanaria zurück zu kehren, um noch einmal ihr Glück zu verſuchen, und ihre dort verlorne Ehre wieder zu gewinnen. Allein ſie fanden bey ihrer Ankunft die Eingebornen in ſo großer Menge verſammelt, ihnen Widerſtand zu thun, daß ſie nach Fuertaventura zurückkehrten. Auf dieſer Expedition gab Betancour der Inſel Kanaria den Beynamen Gran, oder Groß, den ſie noch jezt führt.

Sechſter Abſchnitt.

Johann von Betancour's Expedition auf die Inſel Gomera.

Betancour blieb nun einige Zeit in Fuertaventura, um ſeine Leute ausruhen, und von ihren Wunden heilen zu laſſen. Nach ſeinem unglücklichen Unternehmen auf Kanaria, konnt' es ihm nicht einfallen, noch einmal daſelbſt ſein Glück zu verſuchen, weils ihm an Soldaten fehlte; um aber nicht müſſig zu ſeyn, entſchloß er ſich einen Verſuch auf irgend eine andre

Inſel

Inſel zu wagen. Zu dieſem Ende nahm er alle Leute mit, die er in ſeinen Beſazungen zu Lancerota und Fuertaventura entbehren konnte, und ſegelte nach der Inſel Gomera, wo er in dem vornehmſten Hafen ohne Widerſtand landete. Dies ſezte ihn in große Verwunderung, und machte ihn wegen eines Hinterhalts beſorgt. Er marſchirte daher ganz langſam und mit größter Behutſamkeit ins Land hinein. Bald darauf ſah er die Eingebornen ſorglos und unerſchrocken über ihn ohne irgend ein Merkmal von Feindſeligkeit, vielmehr mit Aeuſſerungen von Vergnügen und Freude, ihm entgegen kommen; gleichwohl waren ſie mit Pfeilen, Lanzen, Schwerdtern Schilden und Bogen bewaffnet, welches ihn ſehr in Verlegenheit ſezte, und ihn noch beſorgter machte, bis ſie ihm endlich ganz nahe kamen, und einige von ihnen die Europäer in Spaniſcher Sprache anredten, welches ſie in Erſtaunen und angenehme Verwunderung ſezte. Beyde Partheyen fiengen nun an, ganz frey und aufs freundſchaftlichſte mit einander umzugehen; und die Europäer wurden aufs höflichſte von ihnen bewirthet. Dies Betragen der Gomeraner, die Fruchtbarkeit ihrer Inſel, die Annehmlichkeiten ihres Klima, und ihr vortrefflicher Hafen, bewog den Betancour eine Zeitlang daſelbſt zu verweilen, um ſeine Leute auszuruhen und zu erquicken. Während ſeines Aufenthalts in Gomera lebten die Europäer und Eingebornen in der gröſten Harmonie, ſo daß dieſe die neuen Ankömmlinge aufs herzlichſte einluden, ſich unter ihnen niederzulaſſen. Betancour nahm dieſe Einladung mit Vergnügen an; er theilte das Land unter ſeine Leute aus, und entſchloß ſich, da er doch jezt ſeinem Vaterlande auf immer Lebewohl geſagt hatte, die übrige Zeit ſeines Lebens in der anmuthigen Inſel Gomera zuzubringen.

Die Urſach, warum die Europäer von den Eingebornen ſo gütig aufgenommen wurden, und warum einige der leztern ſo gut Spaniſch verſtanden und ſprachen, erzählt man wie folget.

Etwa dreyßig Jahr vor Betancourts Ankunft kamen einige Spaniſche Schiffe nach Gomera, unter dem Kommando eines gewiſſen Don Ferdinando, der an einem Orte landete, wo des Königes Bruder ſich aufhielt. Die Eingebornen griffen die Spanier an, wurden aber geſchlagen, und des Königs Bruder verlor dabey ſein Leben. Hierauf marſchirte Don Ferdinando weiter ins Land; ſo bald aber der König der Inſel Amalvige, von dem Einfall der Fremden und dem Tode ſeines Bruders Nachricht erhielt, zog er die Eingebornen zuſammen, und lieferte den Spaniern ein Treffen, welche geſchlagen, und in einen Ort verfolgt wurden, der nur einen einzigen engen Eingang hatte, ſo daß ſie ſich nicht anders zurückziehen konnten, als wenn ſie ſich über die ſchroffen Felſen, die ſie umringten, hinabſtürzten; denn die Inſulaner hatten den Eingang mit gefällten Bäumen verſperrt, und bewachten ihn ſo ſcharf, daß die Spanier genöthigt waren, hier zween Tage ohne Eſſen und Trinken zuzubringen. Endlich fand Don Ferdinando Mittel, ſich eine Unterredung mit dem Amalvige auszuwirken, worinn er dieſes Königs mitleidige Gemüthsart ſo ſehr zu rühren wußte, daß er Befehl gab, den Eingang zu öffnen, und die Fremdlinge in ſeine Reſidenz führte, wo er ſie mit großer Gaſtfreundſchaft bewirthete, und ſie mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen verſorgte, ſo gut er konnte. Als Don Ferdinando zu ſeinen in dem Hafen zurückgelaſſenen Schiffen zurückkehrte, machte er dem Amalvige verſchiedne Geſchenke, als Schwerdter, Schilde und andre Kriegsgeräthſchaften, worauf die Eingebornen

einen

einen groſſen Werth hatten, nahm darauf von ſeinem Wohlthäter Abſchied, und ſegelte davon. Man ſagt Ambaroige habe ſich vor ſeiner Abreiſe bekehrt, und viele vielen ſeines Volks taufen laſſen; er habe auch beym Abſchiede den Ferdinando gebeten, Jemanden zurück zu laſſen, der ſie in ihrer neuen Lehre unterrichten könnte, worauf er ihm einen Prieſter gegeben, und bald ſelbſt wieder zu kommen verſprochen. Der Prieſter habe Don Ferdinando's Abreiſe nicht lange überlebt, aber ſich doch in der kurzen Zeit bey den Eingebornen ſehr beliebt gemacht, und viele derſelben getauft. Ihm alſo ſoll Johann von Betancour ſeine gute Aufnahme in der Inſel zu danken gehabt haben, weil er den Gomeranern die vortheilhafteſte Meynung von den Spaniern beygebracht hatte.

Siebenter Abſchnitt.

Etwas von den Sitten und Gewohnheiten der alten Gomeraner.

Die Eingebornen von Gomera waren von einer lebhaften Gemüthsart, von mittler Statur, ſehr geſchickt und behende im Angriff und Vertheidigen, und vortreffliche Schleuderer und Bogenſchüzen, eine Kunſt, worinn ſie von Kindheit auf geübt wurden, denn es war der gewöhnliche Zeitvertreib der jungen Leute, kleine Steine und Pfeile auf einander zu werfen, denen ſie ſelten durch Bewegung ihrer Füße, ſondern blos durch Biegung des Körpers auswichen. In dieſem Spiel waren ſie ſo geſchickt, daß ſie die Steine oder Pfeile mit den Händen in der Luft aufzufangen pflegten. Wenn ſie die männlichen Jahre erreichten, warfen ſie dieſelben mit Schleudern; in ihren Gefechten bedienten ſie ſich der nämlichen Waffen, wie die Eingebornen der andern Inſeln, nämlich Stangen von hartem Holz, mit zugeſpizten Enden. Es hat ver-

verſchiedne wegen ihrer Tapferkeit berühmte Männer unter ihnen gegeben, deren Ruf noch in ihren Liedern lebt. Der allerberühmteſte unter denſelben war Grälequevà. Folgende unglaubliche Geſchichte erzählt man von ihm. Er ſchwamm einmal mit einigen Eingebornen nach einem Felſen in einiger Entfernung von der Küſte, um Schalenfiſche zu ſammlen. Da nun die Fluth wiederkam, und ſie ans Land zurückkehren wollten, wurden ſie durch einen groſſen Schwarm von Hayen, oder Seehunden, die um den Felſen herum ſpielten, abgeſchreckt, ſich ins Waſſer zu wagen, nur Gralequeva nicht. Dieſer (er war ein Mann von groſſem Körper und ungewöhnlicher Stärke,) ſtürzte ſich ohne die geringſte Furcht ins Meer, ergriff einen von dieſen groſſen Fiſchen, hielt ihn feſt zwiſchen ſeinen Armen, und tauchte mit ihm ins Waſſer; unterdeß der Haye, welcher ſich loszuarbeiten ſuchte, ſo gewaltig mit ſeinem Schwanze um ſich ſchlug, daß die übrigen vor Schrecken entwichen, ſo daß ſeine Gefährten ohne Gefahr ans Ufer kamen; als Gralequeva ſie in Sicherheit ſah, ließ er den Fiſch los, und kam ſelbſt unbeſchädigt ans Ufer.

Die Kleidung der Gomeraner war eine Art Mantel von Ziegenfellen, der ihnen bis an die Wade reichte; die Weiber aber trugen einen Rock, den ſie Tahuyan nannten, und einen Kopfpuz, der bis auf ihre Schultern herabhieng, und ſowohl als der Rock von Ziegenfellen gemacht, und künſtlich gefärbt und bemalt war. Die rothe Farbe preßten ſie aus der Wurzel eines Baums, den ſie Taginaſte, und die blaue aus einem Kraut, welches ſie Paſtil nannten. Alles übrige zwiſchen dem Kopfſchmucke und dem Rocke war nackend. Wenn die Männer einen Streit hatten, der durch Kampf entſchieden werden ſollte, legten ſie ihre Mantel ab, wickelten eine Art von Binden um ihren Unterleib, und banden eine Art von gemalten

maſten Turban um die Stirne. Ihre Schuhe waren von Schweinsleder.

Als Johann von Betancour nach Gomera kam, fand er die Inſel, nach dem Tode des Königs Amalvige, in vier Theile abgetheilt, deren jedes ſein Oberhaupt hatte.

Achter Abſchnitt.

Johann von Betancours Reiſe nach der Inſel Hierro, und was ihm daſelbſt begegnete. Sitten und Gewohnheiten der Einwohner.

Nachdem Betancour in Gomera alles in Ordnung gebracht, ſegelte er nach der Inſel Hierro oder Ferro. Als die Eingebornen die Schiffe mit ihren weißen Segeln herankommen ſahen, erinnerten ſie ſich der Prophezeyung eines Mannes, Namens Nore, der vormals unter ihnen gelebt hatte, und für einen Wahrſager gehalten war. Dieſer Mann berief auf ſeinem Sterbebette die Eingebornen zuſammen, und ſagte ihnen, nach ſeinem Tode, wenn ſein Fleiſch würde verweſet, und ſeine Gebeine in Staub zerfallen ſeyn, würde ihr Gott Eraoranzan in weißen Häuſern auf dem Waſſer zu ihnen kommen; er riethe ihnen alſo, ihm nicht zu widerſtehen, oder vor ihm zu fliehen, ſondern ihn anzubeten, weil er käme, ihnen Gutes zu thun. Die Eingebornen, welche großen Glauben auf ſeine Prophezeyungen ſezten, begruben ihn an einem von ihren übrigen Todten abgeſonderten Orte, damit man nachmals ſeine Gebeine von den ihrigen unterſcheiden könnte. Da ſie alſo jezt die Schiffe mit den weißen Segeln einher ſchwimmen ſahen, glaubten ſie feſt, die Prophezeyung ſey erfüllt, giengen daher zu dem Begräbniß des Nore, und fanden daſelbſt ſeine Gebeine in Staub zerfallen; worauf ſie dann voller

voller Freude an die Küste eilten, ihren Gott Eraoranzan zu empfangen.

Als Johann von Betancour in dem Hafen ankerte, ſezte er ſeine Leute mit groſſer Behutſamkeit ans Land, aus Furcht vor den Inſulanern, die in groſſer Menge an die Küſte eilten, überwältigt zu werden. Da er aber fand, daß ſie unbewaffnet waren, und keine Merkmale von Feindſeligkeiten äuſſerten, näherte er ſich ihnen, und ward mit allen möglichen Freundes- und Freundſchaftsbezeugungen empfangen. Die Eingebornen führten die Europäer in ihre Häuſer, und bewirtheten ſie mit dem Beſten, was in ihrem Vermögen war. Nachdem alſo Betancour in Hierro Fuß gefaßt hatte, dankte er Gott für ſein Glück, und daß kein Blut bey dieſer Gelegenheit vergoſſen worden. Er verweilte hier einige Tage, um ſeine Leute auszuruhen, und kehrte dann nach Fuerteventura zurück, indem er in Hierro eine vermiſchte Beſazung, die aus Biskayern, Franzoſen und Niederländern beſtand, unter dem Kommando eines gewiſſen Biskayers, Namens Lazaro, zurückließ. Dieſem gab er gemeſſenen Befehl, mit den Eingebornen gütig umzugehen, und ſich alle mögliche Mühe zu geben, ſie in dem Glauben und der Lehre der Römiſchen Kirche zu unterrichten.

Die Eingebornen von Hierro waren von mittlerer Statur und von melancholiſcher Gemüthsart; denn alle Lieder waren ernſthaften Inhalts, und hatten eine langſame klagende Melodie, nach welcher ſie in einem Kreiſe mit zuſammengefügten Händen tanzten, und dabey dann und wann Paarweiſe aufhüpften, und zwar ſo genau, daß es ſchien, als wären ſie zuſammengebunden: dieſe Art zu tanzen iſt in Hierro noch gebräuchlich. Sie wohnten in groſſen zirkelförmigen mit Mauren von trocknen und ohne Mörtel oder Kalk zuſammengefügten Steinen umgebenen Pätzen, deren

jeder

jeder nur einen engen Eingang hatte. An der inneren Seite richteten ſie Stangen oder Balken gegen die Mauer, ſo daß das eine Ende an der Spize der Mauer, und das andre, in beträchtlicher Entfernung von dem Fuß derſelben, auf dem Boden ruhte; dieſe bedeckten ſie mit Baumzweigen, Farrenkraut, u. d. gl. Jeder dieſer Pläze enthielt etwa zwanzig Familien. Eine Streue von Farrenkraut, worüber ſie Ziegenfelle ausbreiteten, war ihr Bette; und zur Decke gebrauchten ſie zubereitete Ziegenfelle, um ſich warm zu halten, weil die Inſel ſehr bergigt, und folglich der Kälte und dem Winde ausgeſezt iſt.

Ihren neugebornen Kindern gaben ſie, ehe die Mutter ihnen die Bruſt reichte, Farrenkrautwurzel, geröſtet, gemahlen, und mit Butter vermiſcht; jezt aber geben ſie ihnen, ſtatt deſſen, geröſtetes und mit zerriebenem Käſe vermiſchtes Gerſtenmehl. Ihre Nahrung war Ziegen- Schaaf- und Schweinefleiſch; ſie hatten auch einige Wurzeln von der Art, welche die Spanier Batatas nennen. Weizen, Gerſten, oder anderes Getraide, hatten ſie gar nicht. Ihr Brod machten ſie von Farrenkrautwurzeln, und nannten es Aran; dieß, nebſt Milch und Butter, war ihre vornehmſte Speiſe; die erſtere nannten ſie Achemen, und die leztere Akula'n. Ihr gewöhnliches Getränk war Waſſer, welches ſie Ahemon nannten.

Ihre Kleidung machten ſie aus Thierhäuten. Die Männer trugen eine Art von Mantel, der aus drey Schaffellen zuſammengenähet war. Im Winter kehrten ſie die wollige Seite ein- und im Sommer auswärts. Die Weiber trugen, außer dem Mantel, einen Rock, der bis an die Mitte der Beine reichte. Sie näheten dieſe Felle mit Riemen zuſammen, die ſo fein waren, als Zwirn; ſtatt der Nadeln bedienten ſie ſich kleiner zugeſpizter Knochen. Auf dem Kopfe trugen ſie nichts, und ihr langes Haar

banden sie in einer Menge schmaler Flechten auf. Ihre Schuhe waren von rohen Ziegen- oder Schoffellen zuweilen aber auch von Schweinshäuten.

Sie standen alle unter Einem König, und hatten daher nie Anlaß, Krieg zu führen; daher es ihnen auch an allen kriegerischen Waffen fehlte. Sie pflegten freylich lange hölzerne Stangen zu tragen; aber diese gebrauchten sie bloß auf ihren Wanderungen von einem Ort zum andern, weil das Land so felsigt ist, daß man oft genöthigt ist, von einem Stein auf den andern zu springen. Jeder Mann hatte nur ein Weib; übrigens waren sie bey ihren Heirathen gar keinen Gesezen oder Regeln unterworfen (außer daß keiner seine Mutter oder Schwester heirathen durfte); denn jeder Mann nahm das Frauenzimmer, welches ihm am besten gefiel, und dessen Einwilligung er erhalten konnte, ohne die geringste Rücksicht auf Stand oder Adel; hierinn war alles, den König ausgenommen, gleich; den einzigen Unterschied zwischen ihnen machte das Vermögen, welches in Heerden bestand. Es war Gebrauch, daß der Mann, wenn er sich eine Frau gewählt hatte, ihrem Vater nach seinem Vermögen ein Geschenk von Vieh machte, als eine Erkenntlichkeit für seinen guten Willen, ihm seine Tochter zu überlassen. Der König empfieng keinen bestimmten Tribut von seinen Unterthanen; sondern jeder machte ihm ein Geschenk von Schafen, u. s. w. nach seinem Vermögen oder Belieben, denn keiner war verbunden, ihm das geringste zu geben. Wenn sie einen Schmaus anstellten, welchen sie Guatatiboa nannten, so schlachteten sie eins oder zwey fette Lämmer, nach der Anzahl der Gäste, und brieten sie ganz. Diese legten sie auf die Erde, sezten sich in einem Kreise herum, und standen nicht eher auf, als bis sie alles verzehrt hatten. Diese Art von Schmäusen sind noch unter ihren Nachkommen gebräuchlich. Wenn jemand krank

wurde

wurde, ſo rieben ſie den Leib des Patienten überher mit Schafsmark und Butter, und deckten ihn dann wohl zu, um ihn warm zu halten, und die Tranſpiration zu befördern; hatte ſich aber jemand verwundet, ſo brannten ſie den leidenden Theil, und beſchmierten ihn dann mit Butter.

Ihre Todten begruben ſie in Höhlen; und wenn der Verſtorbene reich war, ſo begruben ſie ihn in ſeinen Kleidern; ſie legten ein Brett zu ſeinen Füßen, die Stange, womit er zu reiſen pflegte, zu ſeiner Seite, und verſchloſſen dann den Eingang der Höhle mit Steinen, damit die Raben ihn nicht freſſen konnten. Sie beſtraften keine andre Verbrechen, als Mord und Diebſtahl. Der Mörder ward auf die nämliche Art hingerichtet, als er ſelbſt den Verſtorbenen getödtet hatte. Dem Diebe ſtach man für den erſten Diebſtahl das eine, und für den zweyten das andre Auge aus; und zwar aus dem Grunde, damit er künftig zum Stehlen nicht ſehen könnte. Eine beſondere Perſon war dazu geſezt, in ſolchen Fällen das Scharfrichter-Amt zu vollziehen. Sie verehrten zwo Gottheiten, eine männliche und eine weibliche. Die männliche hieß Eraorgan, und wurde von den Männern; die andre Moneyba, und wurde von den Weibern verehrt. Sie hatten keine Bildniſſe dieſer Gottheiten, und opferten ihnen auch nicht, ſondern beteten bloß zu ihnen in Zeiten der Noth, und das war, wenn ſie Regen wünſchten, damit das Gras zum Unterhalt ihres Viehes wachſen mögte. Die Eingebornen bildeten ſich ein, wenn ihre Götter geneigt wären, ihnen Gutes zu thun, ſo kämen ſie auf die Inſel, und ſtellten ſich auf zwey große Steine oder Felſen, die ſich an einem Orte befinden, den ſie Wentoyka nannten, der aber jezt los Antillos de los Antiguos heißt; hier nähmen ſie die Bitten des Volks an, und kehrten dann in den Himmel zurück. Im Winter, wenn ſie

durch

durch lang anhaltendes trockenes Wetter in große Noth kamen, und ihre Gebete nicht erhört wurden, verſammelten ſie ſich in Ventayka mit ihrem Vieh, und faſteten daſelbſt drey Tage und drey Nächte, indem ſie weinten und wehklagten, und auch ihre Heerden aus Mangel an Nahrung ein Geſchrey machten. Brachte alles dies noch keinen Regen, ſo ſchickten ſie einen Mann, den ſie für einen Heiligen hielten, zu einer Höhle, Namens Atecheita, wo er die Götter anrief, ihnen einen Mittler zu ſenden, worauf ihm dann der Mittler, den ſie Aranjaibo nannten, in Geſtalt eines Ferkels erſchien. Der Heilige nahm das Thier unter ſeinen Mantel, und trug es zu den in Ventayka verſammleten Eingebornen. Sie giengen alsdann mit ihrem Vieh, heulend und wehklagend, in Proceſſion um die beyden vorerwähnten Felſen. Unſer Autor ſagt, es habe dann gleich darauf geregnet, und weiß dies nicht anders zu erklären, als daß das Thier, welches ihnen erſchien, der Teufel geweſen, der durch ſeine große Naturkenntniß und Macht den Regen hervorgebracht. Dies habe er gethan, um die Eingebornen zu verblenden, und in ſeinem Dienſt feſtzuhalten. Wenn es genug geregnet hatte, ließen ſie das Thier gehen, welches dann in Gegenwart des ganzen Volks in die Höhle zurückkehrte. Da die Hierroner zur Römiſchen Religion bekehrt waren, riefen ſie anfänglich Chriſtum und die Jungfrau Maria nicht anders, als unter den Namen Eroranjan und Moneyba, an.

Neunter Abſchnitt.

Was ſich, nach Betancour's Abreiſe, zu Hierro zugetragen. Sein Unternehmen auf Kanaria.

Ungeachtet des guten Raths, den Betancour dem Lazaro, welchen er als Befehlshaber in Hierro zurückließ, gegeben hatte, betrug ſich dieſer doch auf

eine

eine ganz entgegengeſezte Art. Sowohl er, als ſeine Soldaten, begegneten den Eingebornen mit der gröſten Ausgelaſſenheit, indem ſie ſich unanſtändige Freyheiten gegen ihre Weiber und Töchter herausnahmen, ja ſich ihrer mit Gewalt bemächtigten. Dies reizte die anſehnlichſten Dörfer der Inſel zur Empörung. Lazaro begab ſich darauf zu den Vornehmſten, um mit ihnen zu unterhandlen, und ſie zur Unterwürfigkeit zurückzubringen; aber ein junger Mann von den Eingebornen, der vermuthlich von ihm beleidigt war, ſprang auf ihn zu, und verſezte ihm verſchiedne Stiche mit einem Meſſer, daß er todt niederfiel; und dies ſo ſchnell, daß es ſeinen Soldaten nicht möglich war, ihm zu helfen. Als Betancour dies erfuhr, ſchickte er einen andern Gouverneur nach der Inſel, mit Vollmacht, die Urſach der Empörung zu unterſuchen, und die Schuldigen zu ſtrafen. Dieſer fand, daß die Empörung einzig durch das ausſchweifende Betragen des Lazaro und ſeiner Leute veranlaſſet worden, und daß die Eingebornen ganz ohne Schuld waren; worauf er dann zween Officiere enthaupten, und drey von den Gemeinen, die ſich am unordentlichſten aufgeführt hatten, hängen ließ. Die Eingebornen kehrten darauf willig zu ihrem Gehorſam gegen die Europäer zurück; und gewiß mußte ein ſolches Beyſpiel von Unpartheylichkeit und Gerechtigkeit die Eroberung mehr befeſtigen, als wenn man die Beſiegten durch ungebührliche Gewaltthätigkeit und Härte in Furcht zu erhalten ſuchte.

Nachdem alſo Johann von Betancour die vier Inſeln, Lancerota, Fuertaventura, Gomera und Hierro, erobert, die Eingebornen bekehrt, und alles auf einen ordentlichen Fuß geſezt hatte, war er nunmehr, nachdem er ſich etwas ausgeruhet, ernſtlich darauf bedacht, ſeine Ehre, welche ſeiner Meynung nach durch den unglücklichen Angriff auf Kanaria befleckt

fleckt war, zu retten, und ſich an den Eingebornen wegen des Verluſts ſo vieler tapfern Soldaten, die ihr Leben dabey eingebüßt hatten, zu rächen.

Er muſterte demnach im November 1406 alle ſeine Truppen, ſchiffte ſich mit denſelben ein, und ſegelte nach Kanaria ab. Aus Furcht aber, daß die Einwohner ſeine Schiffe wahrnehmen mögten, näherte er ſich der Küſte nicht eher, als am Abend, da er mit Hülfe der Nacht in dem Hafen Gando Anker warf, ſeine Leute in aller Stille ans Land ſezte, einige Haufen in Hinterhalt legte, und ſich zum Angriff bey Tagesanbruch anſchickte. Da indeß die Kanarier, ſeit dem erſten Angriff auf ihre Inſel, beſtändig auf ihrer Hut geweſen waren und nach dem Feinde ausgeſehen hatten, (und man kann von den Gipfeln der hohen Kanariſchen Berge in großer Entfernung Schiffe ſehen); ſo ſah er alle ſeine Entwürfe vereitelt; denn die Kanarier hatten ſchon den Abend vorher ſeine Flotte entdeckt, und waren bereit, dieſe Störer ihrer Ruhe ſehr warm zu empfangen. Als daher die Europäer ſich in der Nacht ausſchifften, beobachteten ſie unbemerkt, alle ihre Bewegungen; und nachdem ſie Gegenhinterhalte gelegt hatten, gaben ſie durch ein großes Geſchrey das Zeichen zum Angriff, und fielen plözlich die Europäer mit ſolchem Ungeſtüm an, daß ſie in die Flucht geſchlagen, und eine große Menge getödtet und verwundet wurden. Ohne Betancours Gegenwart des Geiſtes, womit er ſeine Leute zum Rückzuge wieder in Ordnung brachte, ohne den Muth und die gute Diſciplin ſeiner Truppen, wäre keiner von ihnen davongekommen; und bey allem dem erreichten ſie nicht ohne die größte Schwierigkeit ihre Schiffe. Dieſe Niederlage nöthigte Betancouren, wider ſeinen Willen, mit ſeinen Truppen nach Lancerota und Fuertaventura zurückzukehren, wo er eine Zeitlang verweilte, untröſtlich über ſein ſchlechtes Glück, ungeachtet ſich das

Volk

Volk alle mögliche Mühe gab, seinen Kummer zu zerstreuen, so sehr grämte er sich über diese Niederlage. Aber die Zeit, welche alles überwindet, überwand auch seinen Gram, und zerstreuete ihn endlich gänzlich, so daß er auf Mittel zu denken anfieng, wie er seinen Verlust und Schimpf wieder gut machen könnte. Nach vielem Ueberlegen und hin und her denken, entschloß er sich endlich, noch einmal nach Spanien zu gehen, und bey dem König von Kastilien, Don Heinrich III, dessen Unterstüzung ihn in den Stand gesezt hatte, die Inseln Fuertaventura, Gomera und Hierro zu erobern, um Hülfe nachzusuchen; seine vielen Verbindungen und angesehenen Verwandten an dem Hofe von Kastilien ließen ihn um desto eher einen glücklichen Erfolg hoffen. Er ließ daher die Vornehmsten der vier Inseln, sowohl Eingeborne als Europäer, zu sich kommen, eröffnete ihnen umständlich seine Absicht, wegen seiner Reise nach Spanien, und seines Vorhabens, die andern drey Inseln, vornehmlich Kanaria, zu erobern, und sagte ihnen zugleich, daß er binnen kurzem mit einer großen Verstärkung von Leuten, Geld, Schiffen und andern Bedürfnissen zurückzukehren hoffe: überdem versprach er ihnen, nach Rom zu gehen, und den Pabst zu bitten, daß er ihnen einen Bischoff, für das Heil ihrer Seelen Sorge zu tragen, schicken mögte. Vor allen Dingen empfahl er ihnen, während seiner Abwesenheit in Freundschaft und Eintracht unter einander, und mit den Eingebornen in Friede zu leben, wozu er ihnen einige nöthige Verhaltungsregeln gab. Zu gleicher Zeit machte er ihnen bekannt, daß er gesonnen sey, seinen Neffen, Mason von Betancour, in seiner Abwesenheit zum Gouverneur der Inseln zu bestellen, da er von seiner Klugheit und seinem Wohlwollen gegen sie Alle, und daß er Jeden nach seinem Vermögen schüzen und befreunden würde, versichert sey. Er machte darauf eine

ne Vertheilung des Landes, wobey er den fünften Theil des Ertrags der vier Inseln für sich behielt; zugleich aber den Europäern, die ihm bey Eroberung derselben beygestanden hatten, erklärte, daß er nicht eher, als nach Verlauf von neun Jahren, das geringste an ihren gegenwärtigen Besitzungen verlange. Diese Ausnahme sollte eine Belohnung seyn für ihre Treue und die Beschwerden, die sie in seinem Dienst ausgestanden hatten. Dem Mason von Betancour trat er den dritten Theil seines Fünften von den Einkünften der Insel ab, und erklärte ihn zum einzigen Erben des Ganzen nach seinem Tode. Er gab ihm Befehl, zwo Kirchen zu erbauen, eine in Lancerota, in dem Thal und Dorf Teguis, welche St. Maria von Betancour heißt; und die andre in Fuertaventura, die Kirche zu St. Marien genannt, wovon das Thal und das Dorf ihren Namen haben.

Nachdem also Betancour das Gouvernement der eroberten Inseln in Ordnung gebracht hatte, sammlete er so viel Orchilla, *) Ziegenfelle, Kalg und Sklaven, als er nur bekommen konnte, belud damit drey Schiffe, und segelte nach Spanien ab. Er kam glücklich in dem Hafen St. Lucar de Baremeda an, wo er einige Zeit ausruhete, und sich dann an den Hof von Kastilien verfügte. Hier ward er von der Königinn Katharine, Heinrichs III. Wittwe, und dem Infanten Don Ferdinando, welche damals über den jungen Prinzen Don Juan die Vormundschaft führten, sehr gnädig empfangen. Sie hörten mit grosem Vergnügen seine Erzählung von den Kanarischen

*) Ein Kraut, welches an den Felsen der Seeküste der Kanarischen Inseln, und andern Orten des nämlichen Himmelstrichs wächst. Wir werden es an seinem Orte beschreiben.

ſchen Inſeln und ſeinen dortigen Begebenheiten an. Sie verſprachen ihm ihren Beyſtand zu Eroberung der übrigen, machten ihm viel anſehnliche Geſchenke, und verſahen ihn, auf ihre eigne Koſten, mit einer Equipage und allen übrigen Erfoderniſſen zu ſeiner Reiſe nach Rom. Nachdem er ſich einige Zeit in der Stadt Rom verweilt und alle ihre Merkwürdigkeiten beſehen hatte, begab er ſich nach Avignon, um dem Pabſt Benedikt XIII. ſeine Aufwartung zu machen, welcher, auf ſeine Bitte, einen Biſchof für die Kanariſchen Inſeln, unter dem Titel Biſchof von Rubikon, ernannte. Dieſer war ein gewiſſer Franziskanermönch, Namens Albert, aus Sevilla in Spanien gebürtig, und ein Bruder des Guillen Peraza, von dem wir in der Folge reden werden. Von Avignon begab ſich unſer Abendtheurer nach ſeinem Size Betancour in der Normandie, um ſeine Verwandten zu beſuchen, und einige Streitigkeiten mit ſeinem Bruder Reynald de Betancour, wegen ſeiner Güter in dieſem Lande, beyzulegen. Von da gieng er nach Granville, wo er krank ward und 1408, in einem Alter von ſiebzig Jahren ſtarb, von denen er achte mit der Eroberung der glückſeligen Inſeln zugebracht hatte. Sein Leichnam ward in der großen Kapelle zu Granville beygeſezt, und da er keine Kinder hatte, fielen ſeine Güter in der Normandie an ſeinen Bruder Reynald von Betancour.

Zehnter Abſchnitt.

Pedro Barbo de Campos geht nach den Kanariſchen Inſeln; und was darauf erfolgt.

Nach Johann von Betancours Abreiſe, regierte Maſon von Betancour die Inſeln eine Zeitlang mit vollkommner Zufriedenheit der Eingebornen, die ihm in allen Stücken nicht anders gehorchten, als ſeinem

nem Onkel selbst, dessen Rückkehr mit einer mächtigen Flotte sie täglich erwarteten. Als aber Maſon von Betancour seinen Tod erfuhr, veränderte er sein Betragen gegen die Eingebornen, (denn er betrachtete sich jezt als einzigen Herrn und Befehlshaber der Inseln,) und fieng an sie despotischer zu beherrschen, als je sein Onkel, oder er selbst, bisher gethan hatte. Indessen waren die Eingebornen klug genug, einzusehen, daß die groſse Gewalt, die er sich anmaßte, nur auf schwachen Gründen beruhe; denn sie hatten gehört, daß Johann von Betancour gestorben, und daß es ungewiß sey, ob die erwartete Verstärkung aus Europa kommen würde. Sie faßten daher Muth, sich ihm in einigen seiner eigenmächtigen Proceduren zu widersezen. Betancour ward hierüber aufgebracht, und argwöhnte, daß die Eingebornen mit einem bösen Vorhaben gegen ihn umgiengen. Er begegnete ihnen daher noch strenger und härter, in dem falschen Wahn, daß ein solches Betragen das kräftigste Mittel seyn würde, sie im Gehorsam zu erhalten. Unterdessen machte er verschiedne Landungen auf die unbezwungenen Inseln, bloß um Gefangene zu machen, die er nach Spanien schickte und als Sklaven verkaufen ließ. In allem diesen widersezte sich ihm der Bischof, welcher sich an seinen Bruder an dem Kastilianischen Hofe wandte, und sich über sein schlechtes Verhalten und seine üble Behandlung der Eingebornen beklagte. Dieser richtete seinen Auftrag so gut aus, daß er dem Maſon von Betancour durch scharfe Anklagen an diesem Hofe viel zu schaffen machte. Endlich kam die Sache dem Infanten Don Ferdinando und der Königinn Katharine zu Ohren, denen es sehr misfiel, daß ihren neuen Unterthanen auf den Kanarischen Inseln so übel begegnet worden. Sie bevollmächtigten daher den Grafen von Niebla, Don Heinrich von Guzman, in möglichster Eile die Sache zu untersuchen, und

den

den Beleidigten Recht zu verschaffen. Der Graf rüſtete alſo fünf Schiffe aus, die mit Verſtärkungen und Bedürfniſſen aller Art nach den Inſeln abgehen ſollten; und übergab das Kommando derſelben dem Pedro Barba de Campos, einem der Vier und zwanzger von Sevilla. *)

An dem Kaſtilianiſchen Hofe befand ſich um dieſe Zeit ein gewiſſer Hernand Peraza, der auch einer der Vier und zwanziger von Sevilla war, und einigen Anſpruch an die Kanariſchen Inſeln hatte. Es war ſein Vater, der in Lancerota landete, und den König Guatiarame und ſeine Gemahlinn Tinguafova nach Spanien brachte, und von dem König von Kaſtilien, Heinrich III, im Jahr 1395 eine Conceſſion auf die Eroberung der Inſeln erhielt. Dieſer Conceſſion zufolge ſuchte Hernand Peraza jezt ſeine Anſprüche geltend zu machen, die aber keine günſtige Aufnahme am Hofe fanden. Gleichwohl beredte ſein Schwiegerſohn, Guillen Peraza, damaliger Alkalde Major von Sevilla, den Pedro Barba de Campos, daß er einen Verſuch machen mögte, die Inſeln von dem Maſon von Betancour zu erhandeln. Eben dies rieth ihm die Königinn und der Graf von Niebla. Mit dieſen Inſtruktionen ſegelte er von St. Lukar de Barameda ab, und

*) Die Vier und zwanziger von Sevilla, Korduba, oder irgend einer andern großen Stadt in Spanien, ſind Edelleute, die ein Erbrecht haben, die bürgerliche, oder vielmehr ökonomiſche Regierung der Provinz oder Hauptſtadt, zu welcher ſie gehören, zu verwalten, und ſind gewöhnlich die Repräſentanten der Provinz. Wo ich nicht irre, erwarben ihre Vorfahren ſich dieſes Recht, durch ihr tapferes Verhalten bey Eroberung dieſer Städte von den Mauren, und dann auch wegen der großen Koſten, die ſie aufwenden mußten, zu dieſem Zwecke Truppen anzuſchaffen und zu unterhalten.

und kam zu Lancerota an; ward aber vom Betancour, der alle seine Truppen an die Küste zog, um sich ihm zu widersezen, an der Landung verhindert. Pedro Barba wollte nicht Gewalt gebrauchen, weil er sah, daß es viel Blut kosten würde, und suchte daher, durch Vermittelung einer dritten Person, die Sachen in Freundschaft beyzulegen. Nach vielen Bitschaften zwischen ihm und dem Betancour, willigte endlich der leztere darein, mit dem Pedro Barba nach Spanien zurückzukehren, um dort sein Verhalten zu rechtfertigen. Sie giengen demnach unter Segel, und kamen nach einer kurzen Fahrt zu St. Lukar an, wo Betancour dem Grafen von Niebla, dem der Hof die Untersuchung seiner Sache aufgetragen hatte, seine Aufwartung machte, und von der Anklage, die man gegen ihn vorgebracht hatte, frey gesprochen wurde. Er ließ sich darauf von dem Grafen bereden, ihm die Inseln gegen eine gewisse Summe zu verkaufen, wobey er sich jedoch das Gouvernement derselben auf lebenszeit vorbehielt. Vermuthlich hatte er seine Lossprechung größtentheils diesem Handel zu danken. Der Kontrakt darüber wurde im Jahr 1418, mit Bewilligung des Königs Don Juan II. geschlossen. Nachdem er unterzeichnet war, rüstete der Graf von Niebla die Schiffe aus, die er zu Eroberung der unbezwungenen Inseln für nöthig hielt, und schickte sie unter Betancour's Kommando nach Lancerota. Als er daselbst angekommen war, machte er verschiedne Versuche, die übrigen Inseln zu bezwingen, die aber alle unglücklich ausfielen, und ihm sehr theuer zu stehen kamen. Es reuete ihn nun, daß er ein so mühsames und unerträgliches Geschäft, als das Gouvernement dieser Inseln war, übernommen hatte, und was ihm noch mehr Ursach dazu gab, war, daß die Eingebornen und Europäischen Einwohner, die von dem Bischof in ihrer Widersezlichkeit gegen ihn bestärkt wurden,

ihm

ihm täglich mehr zu schaffen machten. Diese Widerwärtigkeiten brachten ihn zu dem Entschluß, diese Inseln zu verlassen, und sich auf die Insel Madeira zu begeben. Hier ließ er sich also nieder, und verheirathete seine Tochter, Donna Maria de Beta cour, an den Ludwig Gonzales Decama, General-Kapitain der Insel. Da diese Dame ohne Kinder verstarb, so erbten seine Vettern, Heinrich und Jasper von Betancour, seine Güter in Madeira.

Ungeachtet Maſon von Betancour die Kanarischen Inseln bereits an den Grafen von Niebla verkauft hatte, so verkaufte er sie doch noch einmal an den Infanten Don Heinrich von Portugall, der ihm einige Güter in der Insel Madeira dafür gab. Dies gab nachher zu einem Streit zwischen den Kastilianischen und Portugiesischen Höfen Anlaß.

Don Heinrich von Guzman, der also jezt Herr der Kanarischen Inseln war, schickte verschiednemal eine Anzahl von Schiffen, Soldaten, Kriegsbedürfnissen, u. s. w. ab, die noch unbezwungenen zu erobern. Diese Expeditionen kosteten ihn große Summen Geldes, die ihm nichts einbrachten; und die Insulaner vertheidigten sich mit so großer Entschlossenheit und Tapferkeit, daß mans fast für unmöglich hielt, sie zu bezwingen. Er hatte jezt wenig Muſſe, an die Angelegenheiten der Kanarischen Inseln zu denken, da er in dem Kriege gegen die Mauren in dem Königreich Granada rühmlichere Beschäfftigungen hatte. Dies bewog ihn, die Inseln dem Guillen Peraza zu schenken, auf dessen Bitte er sie von dem Maſon von Betancour gekauft hatte, und wirkte dazu die Bestätigung des Hofes aus. Guillen Peraza gieng hierauf nach Lancerota, und besuchte von da aus die übrigen Inseln; er machte einen gewissen Antonio Lulcado de Franquis, einen Genueser, zum Gouverneur von

Lance-

lancerota, und Fuertaventura, und nachher einen gewissen Tenorio, einen Bürger von Sevilla, zum Gouverneur von Gomera und Hierro. Nachdem er noch einige andere Befehlshaber ernannt, und das Gouvernement der Insel in Ordnung gebracht hatte, kehrte er nach Sevilla zurück, wo er kurz darauf starb. Sein Erbe war sein Neffe, Guillen Peraza, ein junger Mann, und einer der Vier und zwanziger von Sevilla. Dieser, voll Ehrbegierde, etwas seiner Vorfahren würdiges zu unternehmen, entschloß sich, gleich nach den Kanarischen Inseln abzugehen, und diejenigen, die noch nicht bezwungen und bisher so unglücklich angegriffen waren, zu erobern. Zu diesem Ende rüstete er zu Sevilla drey Schiffe aus, in denen er sich mit zwey hundert Bogenschützen nach Lancerota und Fuertaventura einschiffte, wo er ankam, noch drey hundert Mann mehr anwarb, und dann mit seiner ganzen Macht nach Gomera, und von da nach der Insel Palma segelte. Hier landete er in dem Distrikt eines gewissen Tisuya, welcher die Beschützung dieses Theils der Insel gegen die Einfälle der Europäer seinem Bruder Chenauko aufgetragen hatte. Dieser zog gleich nach der Ankunft des Guillen Peraza seine Leute zusammen, und noch ein Befehlshaber eines andern Distrikts, Namens Dutinamara, stieß zu ihm. Sobald Guillen Peraza seine Truppen ausgeschifft hatte, marschirt' er ins Land, welches sehr hoch und felsigt ist. Da seine Leute solcher rauhen Wege nicht gewohnt waren, so mußten sie vieles ausstehen, und die Eingebornen, die mit größter Behendigkeit und Leichtigkeit von einem Felsen auf den andern sprangen, (wozu sie von Kindheit auf gewöhnt waren,) setzten den Spaniern in diesen engen Pässen so heftig zu, daß sie genöthigt wurden, sich zurück zu ziehen. Guillen Peraza brachte seine Leute wieder in Ordnung, um den Feind zurück zu schlagen, ward aber von einem Steine getroffen,

der

der ihn todt zur Erde niederſtreckte. Dies benahm ſeinen Truppen den Muth ſo ſehr, daß ſie die Flucht ergriffen, und ſich mit anſehnlichem Verluſt wieder einſchiffſten; gleichwohl trugen ſie den Leichnam ihres Generals davon, und brachten ihn nach Lancerota, wo er mit großem Wehklagen begraben wurde.

Guillen Peraza hatte eine Schweſter, Namens Donna Ignes Peraza, ein Frauenzimmer von großer Tugend und Schönheit, die ihr Vormund mit einem gewiſſen Diego von Herrera, einem der Vier und zwanziger von Sevilla, verheyrathete, welcher alſo, vermöge dieſer Heirath, im Jahr 1444 Herr der Kanariſchen Inſeln wurde. Gleich nach der Hochzeit rüſtete er drey Schiffe aus, und gieng mit ſeiner Gemahlinn, und in Begleitung vieler andern Herrn und Damen, deren verſchiedne ſeine Verwandten waren, von St. Lukar de Barameda nach den Inſeln ab. Sie kamen bald zu Lancerota an, wo Diego von Herrera mit ſeiner Gemahlinn eine Zeitlang verweilte, und dann die übrigen der eroberten Inſeln beſuchte, um die Verwaltung der Gerechtigkeit zu unterſuchen, und die Bekehrung der Eingebornen zur Römiſchen Kirche zu befördern. Sie wurden mit großer Ehrerbietung von den Einwohnern empfangen, und nach beſtem Vermögen von ihnen bewirthet.

Eilfter Abſchnitt.

Wie Diego von Herrera ſich der Inſel Kanaria bemächtigt.

Diego von Herrera war erſt ſieben und zwanzig Jahr alt, als er dieſe Expedition unternahm. Nachdem er ſich eine Zeitlang in den Inſeln aufgehalten, und die nöthigen Einrichtungen wegen des Gouvernements gemacht hatte, that er verſchiedne Landungen auf die Küſte der Barbarey und die unbezwungenen

In-

Inſeln. Den hartnäckigſten Widerſtand fand er immer auf der Inſel Kanaria, von welcher er oft mit Verluſt zurückgeſchlagen wurde. Da er alſo ſahe, daß er hier mit Gewalt ſeinen Zweck nicht erreichen würde, entſchloß er ſich, einen Verſuch zu machen, was vielleicht durch ein friedliches Verfahren bey den Eingebornen auszurichten ſey. Zu dieſem Ende begab er ſich mit einigen Schiffen und Barken im Auguſt 1461, nach dem Hafen Iſletas, in Begleitung des Biſchoffs von Rubikon, des Statthalters der Inſeln, und vieler andern von den Vornehmen, auch einiger Leute, welche die Kanariſche Sprache verſtanden und ſprachen. Als die Eingebornen die Schiffe ſahen, machten ſie, ihrer Gewohnheit gemäß, durch die ganze Inſel Lärm, und kamen in großer Menge zum Hafen, worauf der Biſchoff ihnen zu verſtehen gab, daß man nicht in feindlicher Abſicht, ſondern vielmehr um Frieden zu machen, und mit ihnen zu handeln, gekommen ſey. Hiermit waren ſie ſo wohl zufrieden, daß ſie den Spaniern erlaubten, unbewaffnet ans Land zu kommen, wo ſie einige Tage blieben, und Geſchenke gaben und annahmen. Die beyden Guanartemes, oder Könige, von Telde und Galdar kamen und bezeugten dem Diego von Herrera ihre Ehrerbietung, welcher darauf, in Gegenwart der Guanartemes, des Biſchoffs und aller ſeiner übrigen Begleiter, förmlichen Beſitz von der Inſel nahm. Dies geſchah am 16ten Auguſt 1461. Nach dieſer Ceremonie, deren Bedeutung die Eingebornen vermuthlich nicht verſtanden, kehrte Diego mit ſeiner Flotte nach Lancerota zurück, höchſt vergnügt über den glücklichen Erfolg ſeiner Expedition.

Im folgenden Jahr gieng der Biſchoff, Don Diego Lopez de Ylleſcas, getrieben von brennendem Eifer, ſeine zerſtreuten Schaafe zu Kanaria in die Hände der Römiſchen Kirche zu ſammlen, nach Kanaria hinüber, begle-

begleitet von dem Hauptmann und Gouverneur der Inſel, Alonzo Cabrera Solier, mit drey hundert Mann, und ankerte in dem Hafen Gando, wo die Eingebornen ſich verſammleten, und ihnen durchaus nicht erlauben wollten, ſich auszuſchiffen. Der Biſchof bemühte ſich, ſie durch ſchöne Worte und freundliches Zureden zum Nachgeben zu bringen, aber vergebens: ſie ſagten ihm, ſie würden auf keine Weiſe geſtatten, daß bewaffnete Leute auf ihrer Inſel landeten; wenn die Europäer etwas nöthig hätten, ſo dürften ſies nur ſagen, und ſie würden ihnen alles herbeyſchaffen, was ſie verlangten; beſtünden ſie aber auf ihrem Vorſaze, zu landen, ſo wären ſie bereit, ſich mit Gewalt zu widerſezen, und ihnen ein Treffen zu liefern. Die Europäer, welche die Stärke und Entſchloſſenheit der Eingebornen ſahen, hielten es fürs klügſte, nach Lancerota zurück zu kehren.

Im Jahr 1464 giengen Diego von Herrera und der Biſchof noch einmal nach Kanaria, fanden aber die ganze Inſel in den Waffen, und wagtens daher nicht zu landen, ſondern begaben ſich nach Teneriffa, und ankerten zu Buſadero, wo die Eingebornen ebenfalls Anſtalt machten, ſich ihrer Landung zu widerſezen; als aber Diego und der Biſchof ſie verſicherten, daß ſie blos kämen, mit ihnen Freundſchaft zu machen und zu handeln, wurden ſie bald beſänftigt, und erlaubten ihnen mit Freuden, ans Land zu kommen. Der Biſchof fieng gleich an von Bekehrung mit ihnen zu ſprechen, unterdeß Diego förmlich Beſiz von der Inſel nahm. Man ſagt, dies ſey mit Bewilligung der Eingebornen geſchehen; aus dem aber, was ſich nachmals zutrug, wird man ſehen, daß ſie die Bedeutung der Cerimonie nicht verſtanden. Die Europäer bemerkten bey dieſer Gelegenheit die große Menge, die ſich verſammlet hatte, ihre Landung zu verhindern, und ſahen, daß jezt durch Gewalt nichts

auszurichten sey; weshalb sie denn klüglich wieder einschifften, und nach Lancerota zurückkehrten. Der Bischoff nahm von Teneriffa einen jungen Menschen mit, den er bald nachher zur Römischen Kirche bekehrte, und ihn unter dem Namen Anton taufte. Dieser Jüngling wurde ein sehr eifriger Verehrer der Jungfrau Maria, und war der erste, welcher den Europäern von ihrem Bilde, das sich zu Teneriffa befand, Nachricht gab. Denn da er einst mit dem Diego de Herrera zwischen den Inseln kreuzte, entwischte er ihm zu Teneriffa, und lief nach Hause, um seine Verwandten und Freunde nach so langer Trennung einmal wiederzusehen. Bey seiner Ankunft belehrte er sie, daß das Bild, welches sie auf der Insel hätten, die Mutter dessen, der Himmel und Erde erhalte, vorstelle. Die Eingebornen von Teneriffa (welche Guanches genannt wurden,) bewiesen seit der Zeit dem Bilde die größte Ehrerbietung und Verehrung.

Zwölfter Abschnitt.

Diego de Syva kömmt nach den Kanarischen Inseln.

Um diese Zeit war zwischen dem Kastilianischen und Portugiesischen Hofe einiger Streit über die Kanarischen Inseln entstanden, wegen des oben erwähnten Verkaufs derselben an den Infanten von Portugall, Don Heinrich. Dieser rüstete eine Flotte von Karavellen aus, die mit tausend Mann zu Fuß und hundert Mann Reuterey bemannt war, und übergab das Kommando derselben dem Antonio Gonzales, einem seiner Hofbedienten, mit Befehl, sich der Inseln zu bemächtigen. Als er nach Lancerota kam, widersetzte sich Diego von Herrera seiner Landung, und tödtete einige seiner Leute. Als Don Heinrich dies erfuhr, ward er sehr ungehalten, und gab vor, (welches sich aber selbst widerlegt,) seine Absicht sey blos gewe-

geweſen, die Eingebornen, ohne Blutvergießen zum katholiſchen Glauben zu bekehren.

Der Infant, Don Ferdinando, des Königs von Portugall, Don Alonzo V, Bruder, machte auch, vermöge einer Schenkung von dem Infanten Don Heinrich von Portugall, Anſpruch auf die Kanariſchen Inſeln. Dieſen Anſpruch geltend zu machen, bewaffnete er einige Karavellen, und ſchickte ſie, wohl ausgerüſtet, unter dem Kommando des Diego de Sylva, einem Sohn des Grafen von Portalegre, gegen die Inſeln ab. Dieſer kam im Jahr 1466 mit ſeiner Flotte zu Lancerota an, wo er den Diego von Herrera mit ſeinen Truppen in Bereitſchaft fand, ſich ſeiner Landung zu widerſezen. Diego de Sylva ſah, daß es ihm nicht leicht ſeyn würde, mit Gewalt zu landen, und daß ihm ſelbſt nachher ſein Unternehmen noch fehlſchlagen könne; er fieng daher an, ſich mit dem Herrera in Unterhandlungen einzulaſſen, welcher ihm denn erlaubte, friedlich und unbewaffnet zu landen, und ihn gaſtfreundſchaftlich bewirthete. Unterdeſſen kam ein Schiff mit der Nachricht an, daß alle Streitigkeiten zwiſchen den beyden Höfen durch einen Frieden glücklich beygelegt worden; und daß die Infanten von Portugall, Don Heinrich und Don Ferdinando, ihre Anſprüche auf die Kanariſchen Inſeln aufgegeben hätten, welches beyde Partheyen ſehr erfreute. Diego von Herrera und Donna Ignes Peraza hatten damals in Lancerota, auſſer andern Kindern, eine ausnehmend ſchöne Tochter, Namens Donna Maria de Ayala, in welche Diego de Sylva ſich verliebte, um ſie anhielt, und bald darauf mit ihr Hochzeit machte. Zur Ausſtattung erhielt er den dritten Theil der Einkünfte von Lancerota und Fuerteventura.

Da Diego von Herrera die Anzahl ſeiner Leute durch die Hinzukunft der Portugieſen ſo ſehr vermehrt

ſah,

sah, so glaubte er, daß nun die rechte Zeit sey, Kanaria, welches so oft die Unternehmungen der Europäer vereitelt hatte, zu erobern. Er theilte daher seinem Schwiegersohn seine Absichten mit, welcher ihnen mit Freuden beytrat. Sie schifften sich daher ein, und kamen mit ihren Truppen in den Hafen Gando, an der Südseite der Insel, wo sie in guter Ordnung landeten; und da sie jezt so stark waren, hielten sies nicht länger für nöthig, bey ihrem Marsch ins Land die Vorsicht und Behutsamkeit zu gebrauchen, die sie bey ihren vorigen Landungen gebraucht hatten. Die Eingebornen (die, seit den ersten Unternehmungen der Europäer auf ihre Insel, beständig auf ihrer Hut gewesen waren,) versammleten sich, so bald sie die Schiffe entdeckten, in grosser Menge, und marschirten ihren Feinden, deren Anzahl ihnen nicht im geringsten bange machte, mit grosser Entschlossenheit entgegen. Sie theilten sich in kleine Haufen, und griffen die Europäer von allen Seiten mit solchem Nachdruck und Muth an, daß sie gezwungen wurden, sich zurück zu ziehen. Der Ort, wo das Gefecht vorfiel, war so felsigt und uneben, daß die bessere Disciplin der Europäischen Truppen ihnen wenig half. Die Feinde waren sehr gut bewaffnet; denn ausser ihren eigenen Waffen, die gar nicht verächtlich waren, hatten sie noch andre, die sie zu verschiednen Zeiten den Europäern bey ihren Einfällen abgenommen hatten, und in deren Gebrauch sie jezt ziemlich geübt waren. Am meisten aber plagten sie die Europäer mit ihren spizigen im Feuer gehärteten hölzernen Stangen, die sie als Wurfpfeile und Spieße gebrauchten, diese durchdrangen die Tartschen, und selbst die engsten Panzerhemde. Und so oft sie den Feind in einen hohlen Ort gezogen hatten, rollten sie große Steine von den jähen Felsen auf ihn herab, und richteten dadurch eine große Niederlage an. Die Europäer zogen sich so

lange

lange zurück, bis sie, nicht weit von der Küste, an eine Art von natürlicher Festung kamen, wo sie Halte machten, und sich solchergestalt postirten, daß die Eingebornen sie nicht anders als mit großem Nachtheil angreifen konnten. Der große Verlust, welchen Diego von Herrera im Treffen und beym Rückzuge erlitten, und die große Macht des Feindes, die sich ganz auf diese Seite der Insel zusammengezogen hatte, um sich ihm zu widersezen, brachte ihn zu dem Entschluß, ein Detachement zur See nach einer andern Seite der Insel abzuschicken, um dem Feinde eine Diversion zu machen und ihn zu nöthigen, seine Macht zu theilen. Er schickte daher in der Nacht den Diego de Sylva mit zwey hundert Mann auf drey Karavellen, in Begleitung der erfahrensten Officiere, und einiger Leute, welche die Kanarische Sprache redten, ab. Die Truppen kamen in den Hafen Agumastel an, stellten sich bey Tagesanbruch, nachdem sie alle sicher gelandet waren, nicht weit von Galdar in Schlachtordnung, ohne von den Kanariern bemerkt zu werden, und marschirten dann weiter ins Land, bis sie an eine steile, mit Bäumen und Büschen bewachsene Anhöhe kamen, wo sie hinüber mußten. Da die Einwohner dieses Theils der Insel endlich die Schiffe vor Anker entdeckt hatten, und fremde Leute den Berg hinauf steigen sahen, versammleten sie sich, sie anzugreifen; als sie aber den Weg bemerkten, welchen die Europäer nahmen, ließen sie dieselbe eine Zeitlang in Ruhe, bis sie den Gipfel der Anhöhe erreicht hatten, worauf sie dann alsobald den Paß, durch den sie hinauf gestiegen waren, besezten, und das Buschwerk in Brand steckten, um ihnen auf dieser Seite den Rückweg nach den Schiffen abzuschneiden. Da Diego de Sylva und seine Leute sich also entdeckt, und ihren Rückweg abgeschnitten sahen, marschirten sie weiter, und stiegen an der andern Seite des Berges in eine Ebne dicht an dem

Dorfe

Dorfe Galdar herab, wo ſie einen groſſen Plaz, von einer Mauer eingeſchloſſen fanden, (worinn die Eingebornen ſich zu verſammlen pflegten, um zu ſchmauſſen; Verbrecher hinzurichten, u. ſ. w.) und ſich zu ihrer Sicherheit hineinzogen. So bald die Eingebornen dies gewahr wurden, erhuben ſie ein groſſes Geſchrey, wie ſie bey einem erfochtenen Siege zu thun pfleaten, und ſchloſſen alſobald den Plaz ſo enge ein, daß die Europäer unmöglich entwiſchen konnten. Hier hatten ſie ſchon zwey Tage und zwey Nächte ohne Eſſen und Trinken zugebracht, und da die Menge der Eingebornen immer zunahm, und keine menſchliche Hülfe zu hoffen war, überließen ſie ſich endlich der Verzweiflung. In dieſem Zuſtande befanden ſie ſich, als die göttliche Fürſehung ihnen eine ganz unerwartete Rettung ſandte.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Wie Diego de Silva und ſeine Truppen aus ihrer groſſen Noth und Gefangenſchaft zu Galdar errettet worden.

Unter den Einwohnern von Galdar befand ſich ein Frauenzimmer, das mit dem Guanarteme dieſes Orts verwandt war, Namens Maria Lasirga. Sie war eine Zeitlang als Gefangene in Lancerota geweſen, aber nachher gegen einen Europäiſchen Gefangenen ausgewechſelt, und zu ihren Aeltern zurückgeſchickt. Sie redete beyde Sprachen fertig, und voll Mitleiden über das bevorſtehende Schickſal der Europäer, begab ſie ſich zu dem Orte, wo ſie eingeſchloſſen waren. Sie ſah hier gleich zween von den Officieren des Diego de Silva, und erinnerte ſich ihrer, weil ſie oft in ihren Häuſern zu Lancerota geweſen war. Ihnen entdeckte ſie, daß die Eingebornen willens wären, ſie alle in der folgenden Nacht ums Leben zu bringen; und daß ſie

ſie nicht die geringſte Hoffnung hätten, anders mit dem Leben davon zu kommen, als wenn ſie ſich dem Guanarteme, ihrem Onkel, auf Diſcretion ergäben, deſſen Menſchlichkeit und Großmuth ſie ſo wohl kenne, daß ſie nicht zweifle, er werde ſie befreyen, und ſie alle in Frieden nach ihren Schiffen zurückkehren laſſen. Ueberdem bat ſie ſie aufs dringendſte, ſich keinen Augenblick länger zu widerſetzen, ſondern ſich alſobald zu unterwerfen. Die Europäer, die ihre Gefahr erkannten, und überzeugt waren, daß ſie durch Befolgung dieſes Raths nichts verlieren könnten, weil nichts ſchlimmers als der Tod, der doch ſonſt unvermeidlich war, darauf erfolgen konnte, willigten in ihren Vorſchlag, und trugen es ihr auf, die Ausſöhnung zu vermitteln: ſie verlangten nur, daß der Guanarteme ihnen ſein Wort gäbe, ihres Lebens zu ſchonen, worauf ſie ſich dann gleich in ſeine Hände übergeben würden. Als Maria dieſe Botſchaft ausgerichtet hatte, verſammlete ihr Onkel alſobald alle Oberhäupter des Volks, um zu berathſchlagen, was zu thun ſey. Sie widerſetzten ſich anfangs alle ſeiner Bitte, ſo ſehr waren ſie gegen die Fremdlinge wegen des vielen Unheils, das ſie bey ihren Einfällen auf der Inſel angerichtet hatten, entrüſtet. Aber der Guanarteme von Galdar war feſt entſchloſſen, ſie zu retten; und da er in großer Liebe und Achtung bey den Kanariern ſtand, brachte er theils durch Bitten, theils durch Drohungen, endlich alle dahin, daß ſie einwilligten, den Europäern das Leben zu ſchenken. So bald dieſes ausgemacht war, gieng der Guanarteme zum Diego de Sylva, und gab ihm ſein Wort, daß weder er, noch die übrigen Eingebornen, ihm und ſeinen Leuten das geringſte zu Leide thun würden; worauf ſie dann ihre Waffen niederlegten, und herausgiengen. Der Guanarteme umarmte darauf den Diego, bewies ihm viel Freundſchaft und Mitleiden, führte ihn in das Dorf

Gadar, wo er seinen Aufenthalt hatte, und gab ihm und seinen Truppen zu essen und zu trinken, dessen sie nach so langem Fasten sehr benöthigt waren. Nachdem sie sich erquickt hatten, führten der Guanarteme und die Gayres, oder Befehlshaber des Orts, nebst einer Menge der Eingebornen, sie in Sicherheit nach ihren Schiffen zurück. Auf ihrem Marsch kamen sie an einen sehr hohen und steilen Abgrund mit einem Fußwege, der so enge war, daß jedesmal nur ein Mensch hinabsteigen konnte. Hier kam Diego mit seinen Leuten auf den Verdacht, daß die Eingebornen sie verrathen, und die Absicht hätten, sie insgesamms herabzustürzen. Sie gäben also den Kanariern ihren Verdacht zu erkennen, und beschuldigten sie der Treulosigkeit. Als die Eingebornen dieses hörten, wurden sie äusserst aufgebracht; der Guanarteme aber, ohne ein Wort auf diese Beschuldigung zu antworten, bat den Diego blos, den Saum seines Kleides anzufassen, da er ihn dann so herabführen wollte; zugleich befahl er seinen Leuten, es mit den andern Europäern eben so zu machen; worauf sie dann alle herabstiegen, und unversehrt zu ihren Schiffen kamen. Der Guanarteme und seine Leute erlaubten ihnen darauf, sich einzuschiffen, beklagten sich aber sehr, daß man sie einer so schändlichen Niederträchtigkeit fähig gehalten, als es gewesen seyn würde, wenn sie, nach gegebenen Wort, die Absicht gehabt hätten, sie ums Leben zu bringen. Diego de Sylva wußte nicht, wie er dem Guanarteme seine Dankbarkeit wegen seines menschlichen und großmüthigen Betragens zu erkennen geben sollte; er beschenkte ihn mit einem vergoldeten Schwerdt und einem scharlachenen Mantel, und jeden der Gayres mit einer schönen Muskete; und nahm darauf Abschied von ihnen. Der Abgrund und der Hafen führen seit der Zeit, zum Andenken dieser Begebenheit, den Namen Diego de Sylva. De Sylva und sein Detachement kehrten dar-

darauf nach Gando zum Diego von Herrera zurück, dem sie ihre Abenteuer erzählten; er gerieth darüber in großes Erstaunen, und konnte nicht begreifen, woher diese Barbaren solche edle Gesinnungen von Tapferkeit und Großmuth bekommen hätten. Gleichwohl verhinderte dies ihn nicht, sie noch einmal anzugreifen; sondern so bald Diego de Sylva mit seinem Korps wieder zu ihm gestoßen war, marschirte er mit seiner ganzen Macht aufs neue gegen die Insulaner an, um ihnen ein Treffen zu liefern. Diese, weit entfernt sich zu fürchten, empfiengen ihn mit großer Unerschrockenheit, und es erfolgte ein blutiges Gefecht, worinn die Kanarier den Kürzern zogen, und genöthigt wurden, sich zurück zu ziehen, welches Schritt vor Schritt, und ohne die mindeste Unordnung geschah. Eine Menge wurden auf beyden Seiten verwundet und getödtet; die Europäer aber machten einige Gefangene, unter denen sich auch ein tapferer Befehlshaber, Namens Mananidra, befand, den Diego de Sylva sich erinnerte zu Galdar gesehn zu haben. Eingedenk dessen, was er ihm schuldig war, gieng er augenblicklich zum Diego von Herrera, und bat ihn sehr dringend, diesem Mann die Freyheit zu schenken, welches er endlich, wiewohl nicht ohne großes Widerstreben, bewilligte. Diego de Sylva schickte ihn darauf mit ansehnlichen Geschenken fort.

Da die Portugiesen, die an diesem Feldzuge Theil hatten, keine Wahrscheinlichkeit sahen, die Insel bald zu bezwingen, oder einen Krieg zu endigen, bey dem schwerlich viel zu gewinnen war, so wurden sie sehr mißvergnügt und ungehalten, und baten ihren Befehlshaber, Diego de Sylva, daß er ihnen erlauben möchte, nach Portugall zurück zu kehren. Als Herrera dieses Murren unter den Truppen erfuhr, hielt er's fürs beste, mit dem Guanarteme von Galdar Frieden zu machen, und nach Lancerota zurück zu keh-

ren, wo er seine Tochter, nebst einer grossen Menge von Sklaven beyderley Geschlechts, die in verschiednen Expeditionen gegen die Inseln gefangen genommen waren, dem Diego de Sylva übergab. Dieser schiffte sich darauf mit seinen Truppen ein, und kehrte nach Lissabon zurück, wo er und seine Gemahlinn, Donna Maria de Ayala, von dem König Alonzo aufs gnädigste empfangen wurden. Aus dieser Ehe stammen die jetzigen Grafen von Pontalegre in Portugall.

Vierzehnter Abschnitt.

Diego von Herrera macht eine andre Expedition auf Kanaria, und bauet ein Fort zu Gando.

Ungeachtet dem Diego von Herrera die Eroberung der Insel Kanaria sehr am Herzen lag, so gab er doch alle Gedanken, sie durch Gewalt der Waffen zu Stande zu bringen, auf. Denn, ausser der Abreise der Portugiesen, waren auch seine eignen Leute, und die Eingebornen der eroberten Inseln, so mancher fehlgeschlagenen Unternehmungen herzlich müde; sie wünschten nun einmal von den Beschwerden des Krieges auszuruhen, um des häuslichen Lebens mit ihren Familien zu geniessen, und sich mit den angenehmern Arbeiten des Landbaues zu beschäfftigen. Herrera fand es daher für gut, auf eine andre Art zu Werke zu gehen, die aber, wenn sein Vorhaben zur Reife gelangen sollte, Zeit und Geduld erfoderte. In dieser Absicht begab er sich, in Begleitung des Bischofs, mit einigen Schiffen nach Gando, welcher Ort ihm zur Ausführung seiner Absichten am bequemsten dünkte. Die Insulaner entdeckten seine Schiffe von den Bergen, da sie noch in beträchtlicher Entfernung vom Lande waren, brachten durch ihre Zeichen alsobald die ganze Insel in Aufruhr, und ihr Hauptkorps marschirte nach Gando, um die Ankunft der Europäer zu erwarten. Da diese aber ganz friedlich und ohne Waffen sich dem Lande näherten, liessen sie sich in eine Un-

ter-

terredung mit ihnen ein, und hörten ihre Vorschläge an. Die Guanartemes und Faykays, oder Priester, waren bey dieser Unterredung zugegen, welche sich damit endigte, daß ein fester Friede und ein wechselseitiger Handel zwischen beyden Partheyen beschlossen wurde. Der Bischof und Herrera erhielten unter dem Vorwande für diejenigen ihres Volks, welche Handels wegen auf die Insel kommen würden, einen gottesdienstlichen Ort zu haben, Erlaubniß von den Eingebornen, zu Gando ein Fort zu bauen. Vermöge dieses Traktats sollte Herrera alles Orchillakraut haben, welches die Insel hervorbrächte, und dafür nur den Leuten, die es sammleten, ihre Arbeit bezahlen. Um den Eingebornen alle Ursach zum Mistrauen zu benehmen, gab er ihnen zwölf Geissel zum Unterpfande. Die Gefangenen von beyden Seiten wurden durch diesen Frieden auf freyen Fuß gesezt. Die Europäer fiengen nun an, mit allem Fleiß an dem Fort zu arbeiten, wobey ihnen die Kanarier sehr behülflich waren, indem sie ihnen eine Menge von Bauholz von den Bergen herbeyschafften, den Kalk zubereiteten, Steine herzubrachten, u. s. w. so daß das Fort in kurzer Zeit fertig war. Es war geräumig, und hatte eine vortheilhafte Lage, indem es auf einem hohen Felsen stand, dessen Fuß dicht an den Hafen stieß. Herrera versah es hinreichend mit Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln, und ließ eine gute Besazung unter dem Kommando eines gewissen Pedro Chemida, der unter den Eingebornen bekannt und sehr beliebt bey ihnen war, darinn zurück. Diesem gab er, des geschlossenen Traktats und Friedens ungeachtet, Befehl, wenn sich eine gute Gelegenheit, die Insel zu unterjochen, zeigte, dieselbe ja nicht aus den Händen zu lassen. Zugleich gab er ihm den Rath, wo möglich Streit und Eifersucht unter den Eingebornen zu erregen, und so zum Vortheil der Europäer eine Parthey

unter

unter ihnen zu formiren. Nachdem er ihm diese rühmlichen und edelmüthigen Lehren ertheilt hatte, reiſte er in Geſellſchaft des Biſchofs nach Lancerota ab, höchſt vergnügt über den glücklichen Erfolg ſeines Entwurfs, von dem er bald die angenehmſten Früchte einzuerndten hoffte.

Funfzehnter Abſchnitt.

Streitigkeiten zwiſchen den Kanariern und dem Pedro Chemida. Was darauf erfolgt.

Ungeachtet des Friedens, welcher erſt eben zwiſchen den Kanariern und Herrera geſchloſſen war, ſuchte Pedro Chemida, den Befehlen ſeines Herrn zufolge, nur eine günſtige Gelegenheit, ſich der Inſel zu bemächtigen. Dieſen Zweck zu erreichen, that er mit Fleiß verſchiednes, wovon er wußte, daß es die Eingebornen beleidigen würde, die ſich darauf gegen ihn beſchwerten, daß er nicht die gebührende Sorgfalt anwende, die verſchiednen Artikel des Traktats, welchen ſie mit dem Herrera geſchloſſen, zu beobachten, und ihn beſchuldigten, daß er ſich heimlich gewiſſer edler Kanarier bemächtigt habe, in der Abſicht, ſie von der Inſel fortzuſchicken. Da ſie aber fanden, daß Pedro Chemida ihren Klagen nicht Gehör gab, auch nicht die geringſte Neigung bezeigte, ihren Beſchwerden abzuhelfen, giengen ſie davon, und entſchloſſen ſich, eine Gelegenheit abzuwarten, ſich an ihren Unterdrückern zu rächen. Bald nachher, als einige Spanier ohne Beſorgniß oder Mißtrauen das Fort verließen, fielen die Kanarier über ſie her, und tödteten ihrer fünfe. Pedro Chemida beklagte ſich hierüber gegen die Gaures, oder Befehlshaber der Inſel; die ſich aber weigerten, ihm Genugthuung zu geben; worauf er ſich entſchloß, ſich dieſelbe mit Gewalt zu verſchaffen. Dies entzündete aufs neue die Flammen des Krieges zwiſchen den beyden Nationen, und veranlaßte nicht

ge-

gerliches Blutvergießen. Die Kanarier sahen jezt ihren Irthum ein, daß sie den Spaniern erlaubt hatten, dies Fort zu erbauen, welches ihren vereinigten Kräften Troz bot, und noch überdem eine große Geissel für sie war; denn die Europäer thaten oft Ausfälle, nahmen ihnen Vieh weg, machten viele der Eingebornen zu Gefangenen, und zogen sich dann in ihr Fort zurück, welches ihnen immer, nachdem sie ihre Räubereyen verübt hatten, eine sichre Zuflucht gab.

Nicht lange nachher, als einige von der Besazung auf diese Plünderungen aus waren, trieben die Eingebornen mit Fleiß, aber wie von ohngefähr, einen Haufen Vieh in ihren Weg, und lockten sie solchergestalt nach und nach ziemlich weit von dem Fort in einen Hinterhalt; unterdeß ein andrer Haufen der Eingebornen so postirt war, daß ihnen der Rückweg abgeschnitten wurde. Auf ein verabredetes Zeichen fiel der Hinterhalt plözlich die Spanier an, tödtete viele von ihnen, und die übrigen, die hierauf nach dem Fort zurück flohen, fielen dem andern Haufen in die Hände, welcher einen Theil derselben niedermachte, und die übrigen gefangen nahm, so daß nicht einer entwischte. Mananidra, welcher bey diesem Unternehmen das Kommando führte, zog den Europäern, sowohl lebendigen als todten, ihre Kleider aus, ließ die eine Hälfte seiner Leute dieselben anziehen, und legte die andre Hälfte dicht an dem Fort in einen Hinterhalt. Hierauf gab er den Kanariern in ihrer eignen Kleidung Befehl, die, welche als Spanier gekleidet waren, nach dem Fort zu vor sich her zu jagen. Als Pedro Themida und seine zurückgebliebenen Leute dies sahen, und sich daher einbildeten, daß ihre Parthey geschlagen worden, thaten sie einen Ausfall, um ihren vermeynten Landsleuten zu Hülfe zu kommen, und liessen die Thore offen. Sobald der Haufen im Hinterhalt dies gewahr wurde, warf er sich in das Fort,

unter

unterdeß die verkleideten Kanarier die Spanier anfielen, und sie zu Gefangenen machten. Auf diese Art bemächtigten sie sich des Forts Gando; und damit nicht eine andre Besazung von Lancerota hergeschickt würde, verbrannten sie das Holzwerk des Forts, und schleiften die Mauren. Die Gefangenen behandelten sie, ihrer Gewohnheit gemäß, sehr gelinde und menschlich. Eine kleine Fischerbarke, die damals eben in dem Hafen war, segelte gleich nach Lancerota, und gab dem Diego und seiner Gemahlinn von dem Verlust des Forts Nachricht. Sie grämten sich sehr über diese Vereitelung ihres Lieblingsentwurfs; noch gröſſer aber war der Kummer des Bischofs; denn da er jezt schon sehr alt war, verlor er alle Hoffnung, die Eingebornen zum Bekenntniß des Römischen Glaubens zu bringen, wodurch er ohne Zweifel nicht wenig Ehre einzulegen gehofft hatte.

Diese Eroberung des Forts Gando zeigt deutlich, was für eine Art von Volk die Kanarier waren, und daß es ihnen weder an Muth noch an Klugheit im Kriege fehlte. Plutarch, in seinem Leben des Sartorius, erzählt als eine der gröſten Thaten dieses Generals seine Eroberung einer Stadt in Spanien, wobey er eine Kriegslist brauchte, die mit dieser die gröſte Aehnlichkeit hat. Die Eingebornen gaben, in ihrem langwierigen Kriege mit den Europäern, viel herrliche Proben ihrer kriegerischen Talente; und es läßt sich schwer bestimmen, ob sie verschlagener waren, wenns auf Kriegslist, oder entschlossener und tapferer, wenns auf That ankam. Unter andern sinnreichen Erfindungen, deren sie sich bedienten, den Feind zu überfallen, verdient folgende bemerkt zu werden. Sie zogen eine Menge von Seegänsen (Seagulls) auf, die, sie in und um den Dörfern an der Küste hielten; und wenn sie Schiffe sich nähern sahen, so legten sie einen Hinterhalt bey einem dieser Dörfer. Die Europäer,

tropäer, welche die Verſchlagenheit dieſes Volks aus Erfahrung kannten, giengen nie ins Land um Gefangene zu machen, oder zu plündern, ohne ſich vorher ſorgfältig umzuſehen, und jeden Winkel durchzuſuchen, wo ſie glaubten, daß Leute verſteckt ſeyn könnten, und nie wagten ſie ſich weit von ihren Schiffen. Einſt landete eine Anzahl Spanier von Lancerota, und da ſie keinen Menſchen an der Küſte ſahen, wagten ſie ſich etwas ins Land hinein, wo ſie ein großes Dorf fanden. Beym Anblick deſſelben wollten ſie ſich zurückziehen; da ſie aber Seegänſe um die Häuſer herumfliegen ſahen, ſchloſſen ſie, daß es unbewohnt ſey, und giengen daher dreiſt darauf los, als auf einmal die Eingebornen aus ihren Schlupfwinkeln hervorſtürzten, ſie umringten, und alle zu Gefangenen machten.

Sechszehnter Abſchnitt.

Diego von Herrera geht nach Spanien, um ſich gegen die Beſchwerden ſeines eignen Volks zu verantworten.

Die Europäer auf den Inſeln wurden täglich mißvergnügter und unzufriedener über den Diego von Herrera, welcher ſie nöthigte, ganz wider ihre Neigung auf ſolche gefährliche und fruchtloſe Unternehmungen auszugehen. Als ſie aber den Vorfall zu Gando, und die Gefangenſchaft des Pedro Themida, mit ſeiner Beſazung und den zwölf Geiſſeln, hörten, verloren ſie alle Geduld. Viele begaben ſich nach der Inſel Madeira, um von da nach Spanien überzugehen, und höheren Orts ihre Beſchwerden anzubringen. Die Kanarier, nachdem ſie den Pedro Themida und ſeine Beſazung zu Gefangenen gemacht hatten, begegneten ihnen ausnehmend wohl, und beſchenkten ſie mit dem beſten, was ſie hatten. Pedro kannte ihre

Gemüthsart so gut, und wußte die Sache so klug anzufangen, daß er sie überredte, sie wären der angreifende Theil, und hätten Unrecht gethan, das Herr Gando zu schleifen. Sie beriefen daher die Guanartemes, Faikays und Vornehmsten des Volks zusammen, und wurden eins, zehn Gesandte nach Lancerota zu schicken, und sich bey dem Herrera wegen des Geschehenen zu entschuldigen. Diese Gesandtschaft segelte in einem lancerotanischen Schiffe ab, und nahm den Pedro Chemida, seine Besazung, und die zwölf Geissein mit. Als sie ankamen, machten sie dem Diego von Herrera und seiner Gemahlinn ihre Aufwartung, küßten ihnen die Hände, baten wegen des Geschehnen um Verzeihung, und überlieferten ihnen die Gefangenen und Geissein. Sie wurden gnädig aufgenommen, freundschaftlich bewirthet, und alle vergangenen Beleidigungen wurden ihnen verziehen. Nun ward ein neuer Traktat geschlossen, vermöge dessen alle Orchilla in der Insel dem Herrera angehörte, welcher dagegen alle Kanarier, die sich damals in Lancerota und Fuertaventura befanden, herausgeben sollte. Als die Unterthanen des Herrera, die sich nach Madeira begeben hatten, von diesem Frieden, (welcher am 11ten Jan. 1476 geschlossen wurde,) und von der Rückkehr der Gefangenen von Kanaria hörten, wollten sie sich gern ihrem Herrn wieder unterwerfen, und ihre vorigen Güter wieder in Besiz nehmen; aber Herrera wollte ihnen nicht einmal erlauben, die Insel Lancerota wieder zu betreten. Sie giengen darauf nach Kastilien, und legten Ihro Majestäten, Don Ferdinando und Isabella ihre Beschwerden vor, welche darauf Befehl gaben, die Sache zu untersuchen, und den Herrera vorzufodern, um sich zu rechtfertigen. Nicht lange vorher hatte Herrera seine Tochter, Donna Konstanza Sarmiento, dem Pedro Hernandez Sayavedra vermählt, der aus einer vornehmen Spani-

schen

ſchen Familie, und einer der Vier und zwanziger von Sevilla war. Dieſer gab ſeinem Schwiegervater den Rath, nach Spanien hinüber zu kommen, und ſich perſönlich gegen die Anklagen zu vertheidigen. Er that dies, und erſchien am Hofe, wo er ſich ſehr geſchickt vertheidigte. Aber Ihro Majeſtäten, welche die Abſicht hatten, die drey uneroberten Inſeln mit der Krone von Spanien zu vereinigen, gaben vor, daß Diego von Herrera nicht im Stande ſey, dieſelben mit ſeiner eigenen Macht zu bezwingen, welches doch ſchlechterdings geſchehen müſſe, um die Eingebornen zum Chriſtlichen Glauben zu bekehren. Diego von Herrera und Ignes Peraza fanden dieſen Vorſchlag keinesweges nach ihrem Sinne, ſahen ſich aber doch genöthigt, darein zu willigen, und empfiengen, für die Abtretung aller ihrer Rechte auf Kanaria, Teneriffa und Palma, fünf Millionen Maravedis *), nebſt dem Titel eines Grafen von Gomera für ihren älteſten Sohn. Dies geſchah gegen das Ende des Jahrs 1476.

Siebzehnter Abſchnitt.

Diego von Herrera und ſein Schwiegerſohn machen eine Expedition auf die Küſte der Barbarey, um dem Kaſtel Mar Pequeno Hülfe zu leiſten.

Nach Abtretung der drey Inſeln an die Krone, kehrte Diego von Herrera nach Lancerota zurück, und brachte ſeinen Schwiegerſohn, Don Pedro Hernandez Saya-

*) Fünf Millionen Maravedis betragen nicht über 3000 Pfund Sterling; da aber damals Amerika noch nicht entdeckt war, und Spanien wenig Handel hatte, ſo war dieſe Summe damals gewiß eben ſo viel werth, als 30000 Pfund Sterling zu unſern Zeiten.

Sayavedra, mit dahin, um die Vermählung seiner Tochter, Donna Konstanza, zu vollziehen. Als die Feyerlichkeiten bey dieser Gelegenheit vorüber waren, entschlossen sich Herrera und sein Schwiegersohn, nach der Barbarey hinüber zu gehen, um dem Kastel Mar Pequeno zu Hülfe zu kommen, welches Herrera an dieser Küste, Lancerota gerade gegen über, erbaut hatte, und welches damals von dem Sheriff, mit einer Armee von zehn tausend Mann zu Fuß und drey tausend zu Pferde, belagert wurde. Sie schifften sich also in gröſter Eile, mit sieben hundert Mann in fünf Schiffen ein, und kamen bald darauf vor dem Kastel an. So bald der Sheriff dieses erfuhr, hob er die Belagerung auf, und Herrera kehrte mit dem Sayavedra nach Lancerota zurück.

Einige Zeit nachher kam ein Maure, Namens Helergrut, welcher etwa dreyßig Jahr alt war, nach Mar Pequeno, und verlangte ein Christ zu werden. Er sagte dem Gouverneur, Christoph Tenorio, wenn Herrera mit seinen Truppen nach der Barbarey zurück kehren wollte, so wollte er ihm Anweisung geben, wie er eine sehr ansehnliche Prise machen könnte. Der Gouverneur schickte ihn hierauf nach Lancerota, wo Herrera ihn sehr gütig aufnahm und bewirthete, und ihn, seinem Verlangen gemäß, unter dem Namen Juan Kamacho taufen ließ. Dieser Mann überredete den Herrera und seinen Schwiegersohn, mit einer ansehnlichen Macht nach Mar Pequeno zurück zu kehren. Von hier aus marschirten sie gegen Tagholt, bis sie an einen Ort kamen, wo ein Adouar war (eine Gesellschaft von Mauren, die in Zelten wohnen). Sie näherten sich ihnen unbemerkt, fielen sie dann unvermuthet mit dem Feldgeschrey St. Jago! *) an, und

nach-

*) Ein gewöhnliches Feldgeschrey der Spanier, wenn sie einen Angriff thun, oder einen Feind überfallen; denn Er

machten hundert und acht und funfzig Gefangene, Weiber und Kinder eingeſchloſſen, mit denen ſie nach dem Kaſtel zurückkehrten. Juan Kamacho war bey dieſer Expedition ihr Führer, ſo wie bey allen denen, die ſie nachher auf die Küſte der Barbarey unternahmen, welches nicht weniger als ſechs und vierzig mal geſchah. Es gieng ihnen dabey faſt immer nach Wunſche, und ſie kehrten nie ohne eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen zurück.

Unſer Autor ſagt, daß er dieſen Mauren gekannt, und ihn oft ſeine Abentheuer erzählen gehört. Er ſtarb endlich zu Lancerota in Frieden in ſeinem Bette, im Jahr 1591, nachdem er ein Alter von hundert und ſechs und vierzig Jahren erreicht hatte. Ungeachtet ſeines hohen Alters gieng er noch vollkommen aufrecht und behielt bis an ſein Ende ein ſcharfes Geſicht. Zwey Jahre vor ſeinem Tode heyrathete er noch ein Maurenmädchen, mit dem er einen Sohn zeugte, wenigſtens glaubte man allgemein, daß er von ihm ſey.

St. Jago, oder Jakob, iſt der Schutzpatron von Spanien, wie St. George von England.

Geſchichte der Entdeckung und Eroberung der Kanariſchen Inſeln.

Zweytes Buch.

Erſter Abſchnitt.*)

Etwas von den alten Einwohnern der Inſel Kanaria, ihren Sitten und Gewohnheiten.

Als die Europäer zuerſt nach Groß-Kanaria kamen, ſchäzten ſie die Anzahl der Einwohner auf nicht weniger, als vierzehn tauſend ſtreitbare Männer; aber zwey Drittheil derſelben wurden bald nachher durch eine böſe Seuche oder Peſt hinzerafft. Sie waren von brauner Farbe, gleich den Eingebornen von Lanzerota und Fuerteventura, groß und wohl proportionirt; thätig, kriegeriſch, fröhlich, gutherzig, und ihrem Wort ſo gewiſſenhaft treu, daß ſie eine Lüge für

*) Unſer Verfaſſer widmet hier einer Unterſuchung über die Etymologie des Worts Kanaria einen ganzen Abſchnitt, den wir, nebſt mehrern dergleichen, ſelbſt dem neugierigſten Leſer unnützen Weitläuftigkeiten, weglaſſen; und nur anführen, daß Bethancour dieſe Inſel, nicht wegen ihrer Größe, (denn ſie iſt nicht die größte der Kanariſchen Inſeln,) ſondern wegen der Stärke des Muths und der Menge ihrer Einwohner, Gran-Kanaria, oder Groß-Kanaria, nannte. D. d. Ueb.

für das gröſste Verbrechen hielten. Sie fanden ein groſses Vergnügen an gefährlichen Unternehmungen, wie zum Beyspiel, auf die Gipfel schroffer Felsen zu klettern, um Stangen aufzustecken, die so schwer waren, daſs ein Mensch von gewöhnlicher Stärke Mühe hatte, sie auf ebnen Boden fortzutragen. Die Spanier versichern, der Teufel habe ihnen geholfen, diese Stangen aufzustecken, damit Andre, wenn sie ein gleiches versuchten, herabstürzen und ums Leben kommen möchten.

Die Kanarier hatten einen Adel, der sich von dem gemeinen Volke durch den besonderen Schnitt seiner Haare und Bärte unterschied. Diesen Adel erbte man nicht blos durch Geburt, sondern erhielt ihn erst durch eine förmliche und öffentliche Erklärung des Faykags, einer Person von groſser Würde, und des nächsten nach dem Guanartemé, dessen Geschäfte es war, die Streitsachen der Eingebornen zu entscheiden, und die Ceremonien ihrer Religion anzuordnen; kurz er war Priester, und zugleich Richter in bürgerlichen Angelegenheiten. Ihre Art den Adel zu ertheilen, war sehr sonderbar. Wenn der Sohn eines Edelmanns ein gewisses Alter erreicht hatte, lieſs er sein Haar lang wachsen; und so bald er fand, daſs er Stärke genug hatte, die Beschwerden des Krieges zu ertragen, gieng er zu dem Faykag, und sagte: „Ich bin der und der, „der Sohn deſs und deſs Edelmanns, und begehre „auch geadelt zu werden.“ Hierauf gieng der Faykag in das Dorf, wo der Jüngling auferzogen war, versammlete daselbst alle Edlen und andre Einwohner, und lieſs sie bey dem Akoran, ihrem Gott, feyerlich schwören, daſs sie ihm wegen des jungen Menschen die Wahrheit sagen wollten. Dann fragte er sie, ob sie jemals gesehen, daſs er sich so sehr erniedrigt hätte, Speisen anzurichten, oder in die Hürden zu gehen, um nach den Schafen oder Ziegen zu sehen, und ob er sie

je gemolken oder geschlachtet; ob er jemals Vieh gestohlen, oder seinen Eigenthümern in Friedenszeiten mit Gewalt weggenommen; ob er irgend unfreundlich oder schmähsüchtig sey, oder sich irgend eines ungebührlichen Betragens, vornehmlich gegen das weibliche Geschlecht, schuldig gemacht hätte? Wenn sie diese Fragen alle mit Nein beantworteten, so schnitt der Faykag dem Jüngling das Haar in die Runde, und so kurz ab, daß es ihm nicht über die Ohren herabhieng, gab ihm dann einen Stab oder eine Stange in die Hand, und erklärte ihn für edel. Konnten ihm hingegen die Anwesenden irgend etwas von dem, was der Faykag gefragt hatte, Schuld geben, und hinreichende Beweise davon beybringen, so scher der Faykag, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf hinweg, wodurch er dann des Adels unfähig, und lebenslang unter das gemeine Volk gezählt wurde.

In ihren Kriegen hielten sies für klein und niederträchtig, den Weibern und Kindern des Feindes, als schwachen und hülflosen, und daher unschicklichen Gegenständen ihrer Rache, etwas zu leide zu thun. Eben so wenig beschädigten sie die gottesdienstlichen Häuser.

Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren Keulen, welche sie Modegas, und Spargespitze, im Feuer gehärtete hölzerne Stangen, welche sie Amodagas nannten. Nachdem aber die Europäer Einfälle in ihre Insel gethan hatten, ahmten sie denselben nach, und machten sich Tartschen, und Schwerter von schwarzen Tannen, die sie im Feuer so zu härten wußten, daß sie dem Stahl an Schärfe wenig nachgaben.

Ausser diesen hatten sie auch den Europäern zu verschiednen Zeiten viele Waffen abgenommen, die sie sorg-

forgfältig aufbewahrten, und im Treffen gut zu gebrauchen wußten.

Ihre vorzüglichste Stärke aber bestand in den vorerwähnten Amodagas, oder hölzernen Speeren, und in Steinen, welche sie mit großer Kraft und Geschicklichkeit warfen.

Sie hatten öffentliche Pläze zu Zweykämpfen, wozinn sich erhabne Oerter oder Bühnen für die Kämpfer befanden, damit alle Zuschauer sie desto leichter sehen könnten. Wenn eine Ausfoderung geschehen und angenommen war, begaben sich die Partheyen zu dem Sabor, oder Rath der Insel, der aus zwölf Mitgliedern, oder Gayres bestand, und baten um eine Erlaubniß zu fechten, die sie leicht erhielten. Dann giengen sie zu dem Fankag, welcher diese Erlaubniß bestätigen mußte. Wenn dies geschehen war, so versammleten sie alle ihre Verwandten und Freunde, nicht um ihnen beyzustehen (denn diese Leute sehen so gelassen zu, als ob zwey Thiere gekämpft hätten) sondern bloß um Zuschauer ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit abzugeben. Die Gesellschaft verfügte sich dann an den öffentlichen Plaz, oder Theater, wo die Kämpfer zwey an den entgegengesezten Enden desselben aufgerichtete Steine bestiegen, die oben flach, und etwa eine halbe Elle breit waren. Auf diesen standen sie fest, ohne ihre Füße zu bewegen, bis jeder drey runde Steine auf seinen Gegner geworfen hatte. Wiewohl sie sehr gute Treffer waren, so wichen sie doch gemeiniglich diesen Steinen durch die schnellen Bewegungen ihres Körpers aus. Darauf bewaffneten sie sich mit scharfen Kieseln in ihrer Linken, und Knitteln oder Keulen in ihrer Rechten, giengen auf einander los, fielen sich an, und schlugen und schnitten einander so lange, bis sie müde waren; worauf sich dann beide Partheyen, nach gemeinschaftlicher Einwilligung, mit ihren Freunden entfernten, um zu essen und zu trinken,

bald

bald aber auf den Kampfplaz zurückkehrten, und das Gefecht, wie vorher, wieder erneuerten und so lange fortsezten, bis die Gayres ausriefen: Gama! Gama! (Genug! genug!) da sie dann augenblicklich aufhörten, und in Zukunft immer Freunde blieben.

Zerbrach einer während des Kampfs seine Keule, so hörte der andre augenblicklich auf zu schlagen, der Streit hatte ein Ende, die Partheyen versöhnten sich, und keiner wurde für den Sieger erklärt. Diese Zweykämpfe geschahen gemeiniglich bey öffentlichen Feyerlichkeiten, Festen und dergleichen Gelegenheiten, wobey sich eine Menge Volks versammlete, weil dann die Kämpfenden Gelegenheit hatten, ihre Geschicklichkeit, Stärke und Tapferkeit an den Tag zu legen. Diese Schauspiele machten einen großen Eindruck auf die Gemüther der Jugend, und reizten sie zu einer edlen Nacheifrung. Wurde jemand von den Kämpfenden schwer verwundet, so klopften sie eine Binse, bis eine Art von Werg daraus wurde, tunkten sie dann in geschmolzene Ziegenbutter, und legten sie so heiß auf die Wunde, als der Patient es nur ertragen konnte. Je älter die Butter war, desto schneller erfolgte die Heilung.

Zweyter Abschnitt.

Heyrathen, Erziehung der Kinder, Gottesdienst, Tod, Begräbniß der Kanarier.

Kein Kanarier hatte mehr als eine Frau, kein Weib mehr als einen Mann; ungeachtet einige unrecht berichtete Schriftsteller das Gegentheil versichern. Wenn die Aeltern willens waren, ihre Tochter zu verheirathen, so hielten sie dieselbe dreyßig Tage eingeschlossen, und fütterten sie während dieser Zeit mit einem Ueberfluß von Milch und Gerste, um sie fett zu machen;

machen; denn sie bildeten sich ein, mägere Weiber wären nicht so geschickt zur Empfängniß, als fette. Man sagt auch, in der Nacht vorher, ehe die Braut ihrem Manne übergeben worden, habe man sie erst zu dem Guanarteme gebracht, der, wenn er nicht Lust gehabt, bey ihr zu schlafen, sie dem Faykag oder irgend einem andern Edeln von seinen Freunden, zum Genuß übergeben; aber die jezigen Eingebornen behaupten, daß nie eine solche Gewohnheit unter ihren Vorfahren gewesen.

Sie wandten grose Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder, und unterließen nie, sie zu züchtigen, wenn sie was Böses gethan hatten. Es war auch allgemein gebräuchlich, zween Jünglinge den übrigen als Beyspiele, den einen der Tugend, den andern des Lasters, vorzustellen; that nun ein Kind etwas, das seinen Aeltern misfiel, so sagten sie, es mache es eben so, als der, welchen sie ihm als ein Beyspiel des Lasters vorstellten; that es hingegen etwas löbliches, so rühmten sie es, und sagten ihm, daß ein solches Betragen liebenswürdig, und dem Betragen des tugendhaften Jünglings ähnlich sey.—

Die Kanarier hatten gottesdienstliche Weiber, Kanenis Magadas, deren eine Anzahl in einem Hause beysammen lebte. Dieser Häuser gabs viele; sie wurden für heilig gehalten, und Verbrecher, die in eins derselben ihre Zuflucht nahmen, waren vor dem Arm der Gerechtigkeit sicher. Die Magadas unterschieden sich von andern Weibern durch ihre langen weißen Kleider, die ihnen im Gehen auf dem Boden nachschleppten. Die Klöster oder Häuser, in denen sie wohnten, hießen Tamoganteen Akoran (d. h. Häuser Gottes); aber die gottesdienstlichen Häuser nannten die Kanarier Almogaren (d. h. Tempel, oder heilige Häuser.) Sie besprengten sich täglich mit der Milch von Ziegen, denen man die Lämmer nicht nahm,

und

und die man zu diesem Gebrauch besonders unterhielt. Sie glaubten, ihr Akoran wohne in der Höle, und regiere alle Dinge auf Erden. Sie beteten ihn an, indem sie ihre Hände zusammen hielten, und sie gen Himmel aufhuben.

Es giebt zwey Felsen in der Insel, der eine im Distrikt Galdar, Namens Tirmak, und der andre in Telde, Namens Vinikaya. *) Zu diesen Felsen giengen sie, zur Zeit einer allgemeinen Noth, in Procession, begleitet von den gottesdienstlichen Weibern, welche Palmzweige und Gefässe mit Milch und Butter in den Händen trugen. Diese gossen sie auf die Felsen aus, tanzten um dieselben herum, und sangen Klagelieder. Von da giengen sie an die Seeküste, schlugen alle zugleich mit ihren Ruthen aus vollen Kräften aufs Wasser, und erhuben zu gleicher Zeit alle ein sehr lautes Geschrey.

Ihre Zeit rechneten sie nicht nach Tagen, Wochen und Jahren, wie bey uns, sondern nach Monaten.

Die Kleidung der Kanarier war ein enger Rock, mit einer Kappe, wie die Kapuzinermönche; er reichte ihnen bis auf die Knie, und war mit einem ledernen Riemen um den Leib gegürtet. Diese Kleidung wurde aus einer Art von Binsen gemacht, die sie so lange klopften, bis sie so weich wurde wie Flachs, dann die Fäden absonderten und zusammenwebten. Ueber derselben trugen sie Mäntel von Ziegenfellen, die rauhe Seite im Sommer auswärts und im Winter einwärts gekehrt. Sie trugen auch Müzen von Ziegenfellen, die so gemacht waren, daß unter jedem Ohre ein Ziegenbart hieng, welche sie oft unter dem Kinn zusammen-

*) Sie schwuren bey diesen Felsen; und dies wären ihre heilige Eide.

menbanden. Alle dieſe Kleidungsſtücke waren ſehr ſauber genähet und bemalt, und in jedem Betracht viel künſtlicher, als bey den Eingebornen der andern Inſeln. Einige ſchmückten ihre Mützen mit Federn. Ihre Schuhe waren von rohen Häuten, wie in Lanzerota und Fuerteventura.

Sie hatten öffentliche Häuſer oder Zimmer in denen ſie ſich verſammleten zu tanzen und zu ſingen. Der Kanariſche Tanz iſt noch jezt auf dieſen Inſeln gebräuchlich; ſeine Pas ſind ſchnell und kurz abgeſezt. Ihre Geſänge waren entweder Trauer- oder Liebeslieder von ernſthafter und klagender Melodie.

Dritter Abſchnitt.

Ihre Strafen, Beſchäftigungen und Lebensart.

Die Kanarier zeichneten ſich beſonders durch ihre gute Regierungsform, regelmäßige Adminiſtration und genaue Gerechtigkeit aus. Wenn jemand ein todeswerthes Verbrechen begieng, ſo nahmen ſie ihn in Verhaft, machten ihm den Proceß, und führten ihn, ſo bald er überführt war, an den Executionsplaz, welches eben derſelbe war, wo ſie Feſte zu begehen, und zu kämpfen pflegten. Hier wurde der Verbrecher auf dem Boden ausgeſtreckt, und ſein Kopf auf einen flachen Stein gelegt. Dann nahm der Scharfrichter, welcher eine beſonders zu dieſem Amte beſtellte Perſon war, einen großen ſchweren Stein, hub ihn ſo hoch auf, als er konnte, und ließ ihn dem Verbrecher auf den Kopf fallen. Bey geringern Verbrechen gebrauchten ſie das Wiedervergeltungsrecht, Auge für Auge, Zahn für Zahn, u. ſ. w.

Kein Kanarier, der nicht aus dem ſchlechteſten Pöbel war, verrichtete das Handwerk eines Mezgers. Dies hielten ſie für ſo ſchimpflich, daß ſie einem Mezger

Mezger nicht einmal erlaubten, in ihr Haus zu kommen, oder irgend etwas von dem, was ihnen angehörte, zu berühren. Die Mezger durften daher mit keinem, der nicht ihrer Profession war, in Gesellschaft seyn; und wenn sie von jemand anders etwas haben wollten, so mußten sie einen Stab mitnehmen, und damit in beträchtlicher Entfernung auf das, was sie verlangten, zeigen. Zur Belohnung für diesen schimpflichen Zustand, waren die Eingebornen verbunden, sie mit allem, was sie bedurften, zu versorgen. Keinem Kanarier, außer den Mezgern, wars erlaubt, Vieh zu tödten. Wenn daher Jemand ein Stück Vieh geschlachtet haben wollte, so mußt' ers zu der öffentlichen Fleischbank bringen, durfte aber selbst nicht hineingehen; und dies Verbot erstreckte sich so gar auf Weiber und Kinder.

Die Häuser der Kanarier waren von Steinen erbauet, ohne Kalk, aber so sauber und regelmäßig, daß sie recht schön ins Auge fielen. Ueberher legten sie hölzerne Balken, sehr dicht an einander, und bedeckten sie mit Erde. Die Mauren dieser Häuser waren sehr niedrig, und der Fußboden gieng tiefer herab, als der Grund, auf welchem sie erbauet waren, damit sie im Winter desto mehr Wärme hätten. Ihre Betten waren Ziegenfelle, die sehr künstlich mit den Haaren bereitet waren. Ihr übriges Geräthe bestand aus Körben, und Matten von Palmblättern und Binsen, sehr sauber gemacht, und künstlich geflochten. Es gab Leute unter ihnen, deren einziges Geschäft es war, Häuser zu bauen, Matten zu verfertigen, u. s. w. Die Weiber beschäfftigten sich vornehmlich mit Malen und Färben, und sammleten zu gehöriger Zeit sehr sorgfältig die Blumen, Stauden und Wurzeln ein, woraus sie die verschiednen Farben bereiteten. Die Fäden, deren sie sich zum Nähen und zu andern Absichten bedienten, wurden von den Sehnen

der

der Schaf- Ziegen- oder Schweineſchenkel gemacht, die ſie von den Mezgern erhielten. Dieſe beſchmierten ſie erſt mit Butter, und bereiteten ſie dann ſolchergeſtalt durchs Feuer, daß ſie dieſelben in Fäden von beliebiger Feinheit ſpalten konnten. Ihre Nadeln machten ſie von Knochen, und ihre Fiſchangeln von Horn. Alle ihre Gefäſſe zum Kochen machten ſie von Thon, und härteten ſie an der Sonne. Ihr Reichthum beſtand vornehmlich in Ziegen, und einigen Schafen; jene nannten ſie Aridaman, dieſe Taheran. Sie hatten auch Schweine, die ſie Taguacen nannten. Ihre gewöhnliche Speiſe war geröſtetes Gerſtenmehl, welches ſie Goſſio nannten, und mit Milch oder Ziegenfleiſch aßen. Wenn ſie einen Schmaus anſtellten, ſo richteten ſie dieſes leztere mit Schweineſpeck oder Butter an. Ihre Gerſte mahlten ſie mit einer Handmühle. Ihr Land pflügten ſie auf folgende Weiſe: etwa zwanzig Leute verſammleten ſich, jeder mit einem hölzernen Inſtrument, ungefehr wie eine Hacke geſtaltet, verſehen, an deſſen Ende ſich ein Sporn oder Zahn befand, auf welchem ſie ein Ziegenhorn befeſtigten. Hiermit brachen ſie den Boden um, und befeuchteten ihn hernach, wenn der Regen nicht zu rechter Zeit einfiel, mit Waſſer, welches ſie durch Kanäle aus den Bächen herzuleiteten. Die Weiber ſammleten das Korn ein, deſſen Aehren ſie bloß abnahmen: dieſe droſchen ſie mit Stöckern, oder mit den Füſſen, und ſichteten das Korn dann mit den Händen.

Ihre einzigen Früchte waren Vikakortas, Mokanes, *) und wilde Datteln; nicht lange vor der Eroberung ihrer Inſel hatten ſie auch Feigen. Ihre Armen lebten an der Seeküſte, vornehmlich von Fiſchen, die ſie bey Nacht fiengen, indem ſie mit Fackeln von

*) S. die Beſchreibung der Kanariſchen Inſeln.

von Schwarztannen ein Feuer über dem Waſſer machten. Bey Tage, wenn ſie einen Schwarm von Sardinas (ein kleiner Fiſch, der dem Hering ähnlich iſt) gewahr wurden, giengen eine Menge von Männern, Weibern und Kindern in die See, ſchwammen um den Schwarm herum, und jagten die Fiſche gegen die Küſte; umgaben ſie denn mit einem Netz von einer zähen Art von Binſen, zogen ſie ans Land, und theilten ſich in den Fang. Hierbey empfieng jedes Weib von der Geſellſchaft, welches kleine Kinder hatte, für jedes Kind einen Theil; auch, wenn ſie ſchwanger war, für das ungeborne.

Wenn einer von ihren Edlen ſtarb, legten ſie den Leichnam in die Sonne, und nahmen die Eingeweide heraus, welche ſie wuſchen, und in die Erde gruben. Den Leichnam trockneten ſie, wikelten ihn in Windeln von Ziegenfellen ein; und ſtellten ihn dann aufrecht in eine Höhle, mit den nämlichen Kleidern angethan, die der Verſtorbne bey ſeinem Leben getragen hatte. War aber keine ſchickliche Höhle zur Hand, ſo trugen ſie den Leichnam an einen ſteinigen Ort, machten den Boden eben, beyflaſterten ihn mit den herumliegenden kleinen Steinen, und machten einen Sarg von ſehr großen Steinen über den Leichnam, doch ſo, daß ſie den Körper nicht berührten. Dann verſchloſſen ſie den Sarg mit einem andern großen rundgeformten Stein, welcher zwo Ellen lang war, und füllten nachher die Riſche zwiſchen dem Gipfel des runden Steins und dem äußeren Theil der Seiten des Sarges mit kleinen Steinen aus, ſo ſauber, daß Jeder, wer es ſieht, über den erfindſamen Geiſt dieſes Volks erſtaunen muß. Einige ihrer Todten wurden in Kiſten gelegt, und nachmals in einer Art von ſteinernen Grabmälern beygeſezt. Es gab gewiſſe Leute unter ihnen, deren eigne Profeſſion es war, das Begräbniß der

Ver-

Verſtorbenen anzuordnen, und die Gräber zu verfertigen.

Das gemeine Volk wurde in Löchern mit trocknen Steinen bedeckt, begraben; und diejenigen Leichname, welche in Höhlen aufrecht geſtellt wurden, ausgenommen, legte man die übrigen alle mit dem Kopfe gegen Norden.

Vierter Abſchnitt.

Regierungsform, und berühmte Oberhäupter der Kanarier.

Die Eingebornen von Groß-Kanaria waren geſitteter und beſſer policiert, als die der andern Inſeln. Um die Zeit der Eroberung der Inſel wurden ſie von zween Fürſten regiert; vorher aber hatten ſie Hauptleute, oder Zunftmeiſter, welche über kleine Diſtrikte geſetzt waren. Jede Zunft war auf ihren eignen Diſtrikt eingeſchränkt, und durfte ihre Heerden nicht auf den Boden einer andern Zunft treiben.

In Galdar, welches der fruchtbarſte Theil der Inſel iſt, lebte eine Jungfrau von ausnehmender Tugend, Namens Antidamana, die bey den Eingebornen in großer Achtung ſtand. Sie hatten eine ſo hohe Meynung von ihrer Beurtheilungskraft und Klugheit, daß ſie ihr oft ihre Streitigkeiten zur Entſcheidung vorlegten, und von ihrem Ausſpruch nie appellirten; denn ſie ließ nie die Parthey, gegen welche ſie ſich erklärte, eher weggehen, als bis ſie dieſelbe von der Gerechtigkeit ihres Ausſpruchs überzeugt hatte; und dies fehlte ihr ſelten, ſo mächtig war ihre Beredſamkeit, und ſo feſt war jedermann von ihrer Billigkeit überzeugt. Die Edlen, welche das große Anſehen dieſes Frauenzimmers mit neidiſchen Augen anſahen, und glaubten, daß das Geſchäft eines Richters

oder Schiedsmannes mit gröſſerm Recht ihrem Geſchlecht gebühre, überredten nach einigen Jahren das Volk, nicht länger ſeine Streitſachen ihrer Entſcheidung vorzulegen, oder ſich an ihre Ausſprüche zu kehren. Dies verdroß ſie aufs äußerſte, vornehmlich, da ſie die Blüthe ihres Lebens gewiſſermaßen dem Dienſt des gemeinen Weſens, welches ihr jezt undankbar abfiel, aufgeopfert hatte. Sie beſaß indeß viel zu viel Scharfſinn und Verſtand, als daß ſie ihren Unwillen in eitlen Klagen hätte auslaſſen ſollen, ſondern begab ſich zu einem gewiſſen Gumidaſe, dem Hauptmann eines Diſtrikts, der für den tapferſten und klügſten aller Edlen in Kanaria gehalten wurde, und bey dem Volk im gröſten Anſehen ſtand. Ihm eröffnete ſie alle ihre Beſchwerden, und bot ihm ihre Hand an, welche Gumidaſe mit Freuden annahm. Sobald ſie vermält waren, ſuchte Gumidaſe verſchiedne Vorwände, die andern Hauptleute zu bekriegen, und beſiegte ſie alle; ſo daß er endlich König der ganzen Inſel ward. Er hatte von ſeiner Frau einen Sohn, Namens Artemis, der ſeinen Aeltern in der Regierung folgte. Er beherrſchte die Inſel, als Johann von Betancour ſie angrif, und verlor in dem Treffen bey Aguimes ſein Leben, wie wir bereits erzählt haben. Er hinterließ zween Söhne, welche die Inſel unter ſich theilten; der eine, Namens, Bentagoyhe, war König oder Guanarteme von Telde; der andre, Namens Egonayche Semeden, von Galdar. Sie wurden eins, daß der Rath oder Sabor der zwölf Gayres in Galdar, als der Reſidenz ihres Vaters, gehalten werden, und daß der Guanarteme von Telde mit ſeinen Gayres ſich daſelbſt jedesmal einfinden ſollte. Aber Bentagorhe, welcher von ſtolzer und hochſtrebender Gemüthsart war, da er ein gröſſeres Land und mehr Unterthanen hatte, als ſein Bruder, hielt dies zu klein für ſich; und warb eine Armee von zehntauſend

Mann,

Mann, womit er den Egonayche bekriegte, um ſich zum einzigen Herrn der Inſel zu machen. Obgleich Egonayche Semeban nicht mehr als 4000 Mann ins Feld ſtellen konnte, bot er doch ſeinem Bruder die Spize, und war ihm, ungeachtet der großen Ueberlegenheit ſeiner Zahl, vollkommen gewachſen; denn die Galdaraner waren tapfere alte Soldaten, und wurden von vielen braven Edelleuten kommandirt; überdem konnte man in ihr Land, wegen ſeiner rauhen Gebirge und engen Päſſe, nicht leicht eindringen. Jeder Guanàrteme hatte ſechs Gayres, die wegen ihrer Klugheit und Tapferkeit, zu Mitgliedern des Raths und Verwaltern der Regierungsgeſchäfte, aus dem Volk erwählt wurden. Eine Linie die, von dem Dorfe Tamarazeyte bis an das Dorf St. Nicholas, queer durch die Inſel gezogen war, machte die Gränze zwiſchen den Diſtrikten Galdar und Telde.

Adargoma war der mächtigſte Gayre in dem Diſtrikt Galdar, wie Guarinayga in dem Diſtrikt Telde. Der erſtere war wegen ſeiner wunderbaren Stärke berühmt. Man ſagt von ihm, der ſtärkſte Mann in der Inſel habe ihn nicht verhindern können, ein Gefäß ganz voll Waſſer zu ſeinem Munde zu bringen, und ohne einen Tropfen zu verſchütten daraus zu trinken. Er war von mittlerer Größe, hatte aber ſehr breite Schultern; ſein Name Adargoma bedeutet in Kanariſcher Sprache Felſenſchulter. Guarinayga war nicht ſo ſtark, beſaß aber eine ſo ausnehmende Geſchicklichkeit und Behendigkeit im Ringen, daß er einmal den Adargoma in einem Zweykampf zu Boden warf, der ihn aber darauf ſo feſt in ſeinen Armen drückte, daß er um ſein Leben bat, und ſich für überwunden erkannte. Fragte man nachher den Adargoma um den Ausgang des Zweykampfs, ſo ſagte er Guarinayga habe ihn überwunden,

wunden, fragte man aber diesen, so erklärt er den Adargomà für seinen Sieger.

Huaneben und Kaytasa waren große Ringer. Sie foderten sich einst, in Gegenwart einer Menge Zuschauer, zum Zweykampf heraus. Ihre Geschicklichkeit war so gleich, daß lange keiner dem andern den geringsten Vortheil abgewinnen konnte, bis endlich die Zuschauer sie aus einander brächten. Aber Huaneben, welcher sah, daß seines Gegners Stärke durch den Kampf nicht geschwächt war, und fühlte, daß seine eigne nicht hinreiche, sich noch einmal einzulassen, rief dem Kaytasa zu: „Bist du im Stande zu „thun, was ich thun werde?“ Als der andre Ja zur Antwort gab; lief er auf den Gipfel eines hohen Abgrundes, und stürzte sich herab. Kaytasa, der ihm nichts nachgeben wollte, folgte seinem Beyspiel; und so kamen sie beide ums Leben. Diese That hat verschiedne Schriftsteller auf den Wahn gebracht, daß die Kanarier die Gewohnheit hätten, sich von Felsen herabzustürzen.

Manantidra, welchen Diego von Herrera, wie wir vorher erzählt haben, zum Gefangenen machte, war auch sehr berühmt. Man sagt von ihm; so oft er in ein Treffen gehen wollen, habe er überher gezittert; nicht aus Furcht, sondern aus Wuth und Begierde zu schlagen. Alonzo de Lugo, von dem wir in der Folge reden werden, sah ihn einst in diesem Zustande, und fragte ihn warum er zitte? Seine Antwort war: „Sollte das Fleisch nicht zittern und „zurückbeben vor den schrecklichen Gefahren, worein es „von dem ungestümen Herzen geführet wird?“

Fünfter

Fünfter Abschnitt.

Gewisse Einwohner der Insel Majorka kommen nach Groß-Kanarig, einige Zeit vor Bethencourts Ankunft.

Wir haben bereits, im Anfange dieser Geschichte, angemerkt, daß Don Ludewig de la Cerda entschlossen war, die glückseligen Inseln aufzusuchen, und zu dem Ende einige Schiffe in den Häfen des Königreichs Arragonien ausgerüstet hatte; daß aber sein Tod diese Reise vereitelte. Gleichwohl scheint es doch, daß entweder einige von diesen Schiffen, oder andre von Katalonien oder Majorka, um eben diese Zeit auf die Entdeckung dieser Inseln ausgesegelt. Wir haben aber keine andre Nachricht von ihnen, als aus der Erzählung der Eingebornen, und was sich aus ihren alten Liedern, die einige Nachricht von diesen Majorkanern enthalten, abnehmen läßt. Durch Vergleichung ihrer verschiednen Traditionen von diesem Vorfalle, ergiebt sich folgendes: Einige Schiffe, die mit Majorkanern bemannt waren, ankerten in der Bay Gando, zwischen Aguimes und Telde, wo das Volk ans Land stieg, sich nach den Beschwerlichkeiten der Reise zu erquicken. Es befand sich damals keiner von den Einwohnern an der Küste; denn da sie von dergleichen Besuchen noch nichts wußten, so lebten sie ganz sorglos, und dachten nicht, daß sie von der See her etwas zu befürchten haben könnten. Da die Majorkaner keinen Menschen in der Nähe sahen, bildeten sie sich ein, die Insel sey unbewohnt, und giengen daher ohne Vorsicht oder Besorgniß, eine gute Stunde vom Hafen, gegen die Dörfer Telde, und Aguimes zu, ins Land. Hier wurden die Einwohner sie erst gewahr, die, erschrocken über die Erscheinung fremder Leute auf ihrer Insel, sich versammelten, die Europäer mit Knitteln und Steinen angriffen, und ver-

verschiedne derselben verwundeten. Die Majorkaner wollten sich zur Wehre sezen; da aber die Anzahl der Eingebornen die ihre weit übertraf, wurden sie alle zu Gefangenen gemacht, und nach Telde geführt. Als die übrigen in den Schiffen dies sahen, segelten sie, ohne den Ausgang abzuwarten, davon, und liessen sich hier nie wieder sehen.

Von Telde vertheilten sie die Gefangenen über die ganze Insel, und begegneten ihnen, ihrer Gewohnheit gemäß, sehr gut; denn die Kanarier übertrafen vielleicht alle andern Völker an Größe des Geistes und Edelmuth gegen Besiegte. Die Majorkaner thaten dagegen alles mögliche, um die Achtung und Gunst ihrer neuen Herrn zu gewinnen, wodurch denn bald eine genaue Freundschaft zwischen ihnen zu Stande kam. Einige dieser Fremden waren gute Künstler; sie bauten Häuser und bemalten sie mit Farben, die sie aus gewissen Kräutern und Blumen der Insel bereiteten. Sie machten auch saubere Zimmer in Höhlen, die noch lange nach Eroberung der Insel unversehrt vorhanden waren. Es befanden sich unter ihnen zween Priester, die bey den Eingebornen in großer Achtung standen. Diese Väter bauten zwo schöne Einsiedeleyen, welche sie St. Katharine und St. Nikolas nannten. Einige Jahre nachher ward die Insel von einer lang anhaltenden und schweren Hungersnoth heimgesucht, worauf der Rath insgeheim beschloß, die Majorkaner ums Leben zu bringen, um sich der Last ihrer Unterhaltung zu entledigen. Zum Theil faßten sie diesen grausamen Entschluß auch wegen des schändlichen Betrugens der Fremden selbst. Unser Autor sagt nicht, was für Verbrechen sie begangen, scheint aber zu verstehen zu geben, daß sie gewisse unnatürliche Ausschweifungen an einigen der Eingebornen begehen wollen, welche sie in ihren Augen, da sie von dergleichen Greueln ganz und gar nichts wußten, zum Abscheu gemacht.

Zu bestimmter Zeit also, machte man dieselben insgesammt nieder, die beiden Mönche ausgenommen, die man, weil sie bey dem Volke sehr beliebt waren, auf den Gipfel eines hohen Berges führte, in dem sich eine tiefe Höhle befand, worein man sie hinabstürzte. Diese Höhle war so tief, daß kein Mensch wußte, wo sie sich endige; nach einigen Tagen aber ward ein Theil von der Kleidung dieser Mönche von der See ans Land geworfen, woraus die Eingebornen den Schluß machten, daß die Höhle Kommunikation mit der See habe. Dieser Berg befindet sich in dem Distrikt Ginamar, eine halbe League von der Seeküste auf dem Wege nach Telde. Diese Majorkaner brachten zuerst Feigen nach Groß-Kanaria, die sie pflanzten; und da die Frucht den Eingebornen sehr gefiel, pflanzten sie noch mehr; so daß sich bald eine große Menge von Feigenbäumen in der Insel befand. Um die Zeit der vorhererwähnten Hungersnoth beschlossen die Kanarier auch künftig alle Kinder weiblichen Geschlechts, welche zur Welt kommen würden, die Erstgebornen allein ausgenommen, ums Leben zu bringen, um die Anzahl der Einwohner zu vermindern. Dies geschahe aber nicht lange; denn es gefiel Gott, die Insel durch eine schwere Pest heimzusuchen, welche zwey Drittheil der Einwohner wegraffte, und dadurch zu Eroberung der Insel den Weg bahnte. Denn vorher hatte sie vierzehn tausend streitbare Männer, die, wenn sie mit Feuergewehr versehen und fest vereinigt gewesen wären, durch ihre Stärke, Geschicklichkeit, Tapferkeit und Behendigkeit die berühmte Spanische Armada, ja alle verbundenen Europäischen Mächte vielleicht würden zurückgeschlagen haben; denn Kanaria, und alle Kanarischen Inseln, Lancerota und Fuertaventura ausgenommen, sind so voll tiefer enger Thäler, hoher schrosser Berge, und enger Pässe, daß ein Korps von Truppen keine Stunde weit von der Küste ins Land marschieren

kann,

kann, ohne an Oerter zu kommen, wo hundert Mann leicht ihrer tausend zurückschlagen können.

Sechster Abschnitt.

Expedition des Don Juan Rejon auf Groß-Kanaria.

Nachdem der König und die Königinn von Spanien, Don Ferdinando und Donna Isabella, dem Diego von Herrera fünf Millionen Maravedis für alle seine Ansprüche auf die Inseln Groß-Kanaria, Teneriffa und Palma ausgezahlt hatten, gaben sie Befehl, eine Flotte zu Eroberung derselben auszurüsten, ungeachtet sie eben damals in einem Kriege gegen den König von Portugall, Don Alonzo, begriffen wären. Dieser Befehl ward alsobald vollzogen, so daß man in kürzer Zeit neun hundert Mann zu Fuß und dreyßig zu Pferde, wohl bewaffnet, und mit allem, was zu einem solchen Unternehmen nöthig war, wohl versehen, zusammen hatte. Das Kommando übergab man einem gewissen Arragonier, Don Juan Rejon, einem erfahrnen Soldaten. Sein Unterbefehlshaber war Alonzo Jaizme, dessen Schwester, Donna Elvira, er zur Gemahlinn hatte. Don Juan Bermudas, Dechant von Rubikon, ein Mann, der von dem Zustande der Kanarischen Inseln genaue Kenntniß hatte, begleitete ihn.

Am 23sten May 1477, segelte die ganze Flotte aus dem Hafen St. Maria in Andalusien nach Groß-Kanaria ab. Ihre Absicht war, zu Gando zu landen, um das Fort, welches die Eingebornen vor kurzem daselbst zerstört hatten, wieder aufzubauen; da sie aber an dem Hafen Isletes vorbey fuhren, und dieser Plaz ihnen bequemer zum Ankern schien, so warfen sie hier, am 22sten Jun. 1477 die Anker aus. Mor-

gens

gens früh ſtiegen alle Truppen, in guter Ordnung und ohne Widerſtand, ans Land. Gleich nach ihrer Landung ſchlugen ſie ein Pavillon oder Zelt auf, und errichteten unter demſelben einen Altar, an welchem der Dechant, Juan Bermudas, in Gegenwart aller Truppen, die dem Gottesdienſt mit großer Andacht und Stille beywohnten, die Meſſe las. Gleich nach der Meſſe marſchirte die ganze Armee gegen Gando, in der Abſicht, daſelbſt ihr Lager aufzuſchlagen; ſie waren aber noch nicht weit gekommen, als ein Frauenzimmer in Kanariſcher Kleidung ihnen begegnete, und ſie in Kaſtillaniſcher Sprache fragte, wo ſie hin wollten? Auf ihre Antwort, nach Gando, ſagte ſie ihnen, Gando ſey noch weit, und der Weg dahin ſehr ſchlecht und durch Abgründe unterbrochen, welches ihn äuſſerſt gefährlich mache; nicht weit von dem Orte aber, wo ſie jezt wären, ſey eine geräumige Ebne, mit einem Bach guten Waſſers, einem Ueberfluß von Brennholz, Palmen und Feigenbäumen verſehen, von wo aus ſie leicht zu allen Hauptörtern der Inſel gelangen könnten. Als der General nebſt den Officieren und dem Dechant das Frauenzimmer angehört, und die Gründe, die ſie zu Unterſtüzung ihres Raths anführte, wohl abgewogen hatten, entſchloſſen ſie ſich, ihr zu folgen, worauf ſie ſie an den Ort führte, wo jezt die Stadt Palmas ſteht. Hier ſchlugen ſie ihre Gezelte auf; da ſie ſich aber nachher nach ihrer Führerinn umſahen, war ſie nirgends zu finden, welches ſie alle in groſſes Erſtaunen ſezte. Juan Rejon, welcher ein andächtiger Verehrer der heiligen Anna war, glaubte feſt, es ſey niemand anders, als ſie ſelbſt, die ihnen in der Geſtalt eines Kanariſchen Frauenzimmers erſchienen. Da die Spanier fanden, daß der Ort mit der Beſchreibung des Frauenzimmers genau übereinſtimmte, und daß er eine ſehr bequeme Lage hatte, indem er nicht über eine Stunde von dem Hafen entfernt war, ſchlu-

gen

gen sie ihr Lager daselbst auf, und befestigten es mit einer steinernen Mauer, innerhalb welcher sie ein grosses Magazin für die Ammunition und Lebensmittel errichteten, die sie aus Spanien mitgebracht hatten.

Siebenter Abschnitt.

Schlacht bey Guinigvada.

Wenig Tage vor der Ankunft des Juan Rejon, da der Guanarteme von Telde an der Pest, die eine so große Menge der Eingebornen hingerissen hatte, gestorben war, brachte Doramas, einer von den Gayres in Galdar, die Einwohner von Telde auf seine Seite, daß sie ihn zu ihrem Guanarteme machten, und den Sohn des verstorbenen übergiengen. Dieser, der sich unter dem Volke, welches ihn zurückgesezt hatte, nicht für sicher hielt, begab sich in das Gebiet und unter den Schuz seines Onkels, des Königs von Galdar. So standen die Sachen, als die Spanische Flotte ankam. Da aber die Eingebornen sahen, daß die Spanier gelandet waren, Häuser bauten, und nach ihrem Verhalten zu urtheilen entschlossen zu seyn schienen, sich auf der Insel festzusezen, so erinnerten sie sich der Bedrückungen, die sie ehemals erdulden müssen, da sie erlaubt hatten, daß das Fort Gando gebauet wurde; und hielten es daher fürs klügste, in ihrer jezigen Situation alle inneren Streitigkeiten ruhen zu lassen, und mit vereinigten Kräften die Feinde aus der Insel zu verjagen. Zu diesem Ende veranstalteten sie eine Zusammenkunft zwischen dem König von Galdar und dem Doramas, dem Usurpator von Telde, nebst dem ganzen Rath der Gayres, und beschlossen darinn einmüthig, ihre ganze Macht, unter dem Kommando des Doramas, zu vereinigen, und den Spaniern am folgenden Tage ein Treffen zu liefern.

fern. Sie brachten demnach 2000 wohlbewaffnete Leute zuſammen, und marſchirten damit gegen den Hafen; unter dieſen befanden ſich viel ausnehmend tapfre Männer, beſonders Adargoma, deſſen wir ſchon erwähnt haben. Als Juan Rejon die Feinde herannahern ſah, ließ er ihnen, um ſeinem Verfahren einen ſcheinbaren Anſtrich zu geben, ſagen, er ſey im Namen Ihrer Majeſtäten von Kaſtilien, Don Ferdinando und Donna Iſabella, gekommen, ſie einzuladen, daß ſie ihren heidniſchen Götzendienſt verlaſſen, und die Chriſtliche Religion annehmen möchten; wenn ſie dieſes thäten, ſo würden Ihre Majeſtäten ſie alſobald in ihren Schuz nehmen, und keiner ſich getrauen dürfen, ſie zu kränken oder zu beunruhigen; vielmehr würde man ſie im Beſiz ihrer Ländereyen, Weiber, Kinder und Güter laſſen: weigerten ſie ſich aber, dieſer freundſchaftlichen Einladung Gehör zu geben, ſo könnten ſie verſichert ſeyn, daß die Spanier nicht eher ablaſſen würden, als bis ſie ſie insgeſammt entweder ums Leben gebracht, oder aus der Inſel vertrieben hätten. Die Eingebornen, die entweder nicht Luſt hatten, die Religion ihrer Väter zu verlaſſen, oder wegen ihrer vormaligen wiederholten Siege über den Betancour und Herrera, nichts fürchteten, ſagten dem Boten, daß ſie dem Juan Rejon den folgenden Morgen in aller Frühe Antwort geben würden. Der General verſtand gleich ihre Meynung, und ſchickte ſich daher zum Treffen an. Früh Morgens ſah er ihre Truppen in Schlachtordnung anrücken, worauf er ihnen aus dem Laget entgegen marſchirte. Die Kanarier thaten den erſten Angriff mit aller Wuth, als Leute, deren Freyheit im Spiel war, angeführt von ihren tapfern Befehlshabern Doramas, Tazarte und Adargoma. Nicht weniger muthig wurden ſie von dem Juan Rejon und ſeinen Leuten empfangen; ſie bemühten ſich in die Glieder der Feinde einzudringen, die aber den

hart-

hartnäckigſten Widerſtand thaten, und wie Löwen fochten. Das Treffen währte drey Stunden, ohne merklichen Vortheil auf einer von beyden Seiten; bis endlich Juan Rejon, als er ſahe, daß ſeine Armee da, wo der unerſchrockne Adargoma ſie angriff, zu weichen anfieng, dahin eilte, ſeine Truppen zu unterſtüzen und mit neuem Muth zu beleben. Er fiel dem Adargoma wüthend an, und verſezte ihm mit ſeiner Lanze eine ſo gefährliche Wunde in den Schenkel, daß er wie todt zu Boden fiel. Die Kanarier, anſtatt über den Fall ihres tapfern Vorfechters den Muth zu verlieren, entbrannten von neuer Wuth, und fielen, wie gereizte Tyger, den Feind an, ſo daß das Gefecht jezt erſt ſeinen Anfang zu nehmen ſchien. Aber dieſe Hize der Kanarier, gleich dem lezten Stoß eines heftigen Sturmwindes gegen eine mächtige Eiche, die er bis auf die Wurzel erſchüttert, verzehrte bald ſich ſelbſt, und zog eine merkliche Erkältung nach ſich; ſo daß ſie ſich bald darauf in guter Ordnung zurückzogen, und den Adargoma als Gefangenen, nebſt 300 Todten und einer Menge von Verwundeten zurück ließen. Die Spanier hatten nur ſieben Todte, und ſechs und zwanzig Verwundete. Dieſe große Ungleichheit des Verluſts läßt ſich nur aus der Verſchiedenheit der Waffen erklären, denn die Spanier hatten um dieſe Zeit den Gebrauch des Feuergewehrs gelernt; überdem aber geriethen die Kanarier vor dem Anblick der Pferde, die ſie bey dieſer Gelegenheit zum erſtenmal ſahen, ſehr in Schrecken. Nach dieſem Treffen, welches man das Treffen bey Guiniguada nannte, wagten es die Eingebornen nie wieder, ſich mit den Spaniern auf ebnen Grunde einzulaſſen, ſondern begnügten ſich, ſie bey ihren Märſchen ins Land, vornehmlich in die Gebirge, wo die Spanier ſie nach und nach eingeſchloſſen hatten, zu beunruhigen. Unterdeſſen fiengen die Spanier an, zu ihrer Sicherheit ein Fort zu erbauen.

Die-

Diejenigen, welche mit dieser Arbeit nicht beschäfftigt waren, wurden Partheyenweise ausgeschickt, Vieh und Gefangene einzubringen, und plagten die armen Fischer, deren Lebensart sie nöthigte, sich an der Seeküste aufzuhalten, so sehr, daß viele derselben, blos durch die äusserste Noth gezwungen, ins Lager kamen, und den katholischen Glauben annahmen; worauf sie denn, so bald sie getauft waren, zu ihrer künftigen Sicherheit mit Pässen von dem Dechant versehen wurden. Die Spanischen Officiere, die jezt die Insel so gut als erobert ansahen, dankten Gott, daß er sie mit so wenig Blutvergiessen in Besiz derselben gesezt. Den Adargoma heilten sie von seinen Wunden, und begegneten ihm so wohl, daß er sich bewegen ließ, ihre Religion anzunehmen, in welcher sie ihn unterrichteten, und ihm die Kastilianische Sprache lehrten. Bald darauf schickte man ihn nach Spanien. Folgende merkwürdige Geschichte erzählt man von ihm während seines Aufenthalts in diesem Lande: Sein Ruhm als ein ausserordentlicher Ringer verbreitete sich durch ganz Spanien. Ein Bauer von la Mancha, der auch wegen seiner Geschicklichkeit im Ringen berühmt war, und so viel Rühmens von Adargoma gehört hatte, foderte ihn eines Tages, von Eifersucht getrieben, heraus, seine Kunst an ihm zu versuchen. Adargoma nahm die Aufoderung an, und sagte zu ihm: „Bruder, da wir ringen wollen, so müssen wir „auch vorher eins trinken.“ Er nahm darauf ein Glas Wein, und sagte zu dem Bauren: „Kannst du, „mit deinen beyden Händen, mich verhindern, dies „Glas Wein zum Munde zu bringen und auszutrin„ken, oder machen, daß ich einen Tropfen davon ver„schütte, dann müssen wir durchaus zusammen ringen; „kannst du das aber nicht, so wollte ich dir wohl ra„then, heim zu gehen.“ Er trank darauf den Wein, trotz aller Bemühungen des andern ihn zu verhindern,

rein

rein aus, und der Bauer, voll Erſtaunen über ſeine ungeheure Stärke, folgte klüglich ſeinem Rath, und ſchlich ſich davon. Dies geſchah in Gegenwart vieler Zeugen.

Achter Abſchnitt.

Siebzehn Portugieſiſche Karavellen kommen nach Groß-Kanaria.

Um dieſe Zeit waren die Streitigkeiten zwiſchen den Höfen von Kaſtilien und Portugall noch nicht beygelegt. Als die Portugieſen erfuhren, daß die Spanier mit der Eroberung der Inſel Groß Kanaria umgiengen, rüſteten ſie ſiebzehn Karavellen aus, mit Soldaten, Lebensmitteln, Ammunition und allem was ſonſt nöthig war, wohl verſehen, und ſchickten ſie nach Groß-Kanaria ab, wo ſie, an der Weſtſeite der Inſel, bey einem Ort, Namens Agaete, im Diſtrikt des Guanarteme von Galdar, ankerten. Die Eingebornen, welche ſich einbildeten, daß ſie ein Theil der Truppen von Guiniguada wären, zogen ſich zuſammen, um ihnen ein Treffen zu liefern; aber die Portugieſen benahmen den Kanariern, durch Dollmetſcher, die ſie mitgebracht hatten, ihren Irrthum, und gaben ihnen zu verſtehen, daß ſie gekommen wären, ihnen gegen ihre Feinde, mit denen ſie Krieg führten, beyzuſtehen. Als die Eingebornen von der Wahrheit dieſer Nachricht überzeugt waren, freuten ſie ſich ausnehmend, weil ſie durch ihren Beyſtand von ihren Verfolgern befreyet zu werden hofften. Sie empfiengen hierauf die Portugieſen aufs freundſchaftlichſte, und wurden bald mit ihnen eins, daß die erſtern die Spanier zu Waſſer, und zu gleicher Zeit die Kanarier ſie zu Lande angreifen ſollten. Sobald dieſe Schiffe ſich neben dem Hafen ſehen ließen, vermuthete Juan Rejen, welcher wußte, daß der Friede zwiſchen beyden

den Kronen noch nicht geschlossen sey, gleich ihre Absicht, und marschirte daher mit seinen Truppen aus Guiniguada, wo er nur eine kleine Besazung zurückließ, gegen den Hafen. Hier legte er zwey hundert Mann in einen Hinterhalt zwischen gewissen Hügeln von schwarzer Erde, die durch den Ausbruch einiger vormaligen Volkane entstanden waren. Als die Karavellen in dem Hafen ankerten, entstand eben ein Meerstrom, (Surf) der sich gegen die Küste brach und der in dieser Gegend sonst nicht gewöhnlich ist. Da nun die Portugiesen nicht Böte genug hatten, mehr als zwey hundert Mann auf einmal ans Land zu sezen, und die Stärke der Spanier nicht kannten, (denn sie waren ihnen nicht alle sichtbar, landeten) sie unerschrocken mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen; der Strom aber, welcher ungewöhnlich hoch stieg, trieb einige ihrer Böte an die Küste, unterdeß sie ihre Leute ans Land zu sezen suchten. Dies verhinderte sie, gleich nach den Schiffen zurück zu kehren, und mehr Truppen zu holen; und anstatt diese Böte gleich wieder in See zu lassen, eilten sie Land ein, um die kleine Anzahl von Spaniern, die sie gegen sich aufstehen sahen, anzugreifen, und zu Gefangenen zu machen. Als Juan Rejon ihr unbesonnenes Verfahren sah, entschloß er sich gleich, sich dasselbe zu Nuze zu machen, und sie anzugreifen, ehe sie noch Verstärkung von den Schiffen erhalten könnten. In dieser Absicht befahl er den zwey hundert Mann im Hinterhalt, sie zugleich mit den andern anzufallen, welches mit solchem Ungestüm geschah, daß sie augenblicklich die Handvoll von Portugiesen in größter Unordnung zu ihren Böten zurücktrieben; aber bey der Verwirrung und Eile, womit man sie in See ließ und sich hineindrängte, schlugen sie um, wurden durch den Strom ans Gestade zurück geworfen und in Stücken zerschmettert; so daß sehr wenige von den Leuten, welche

che gelandet waren, mit dem Leben davon kamen. Die Portugiesen an Bord der Schiffe, welche alles dieses mit ansahen, ohne daß sie, wegen der Heftigkeit des Stroms, welcher immer stärker anwuchs, im Stande waren, ihren Kameraden die geringste Hülfe zu leisten, lichteten die Anker, und wichen in die See zurück. Unterdessen hatten die Kanarier sich einiger Anhöhen, wo man die Aussicht auf das Spanische Lager und den Hafen Isletes hatte, bemächtigt, und da sie sahen, daß im Lager alles stille war, die Seeküste des Hafens von Leuten wimmelte, und einige Schiffe vor Anker lagen, andere aber unter Segel waren, schlossen sie, daß die Portugiesen eben im Landen begriffen wären, und warteten daher, bis sie den Angriff aufs Lager thun würden, weil sie von allem, was vorgegangen war, nichts wußten. Da sie aber gar nichts Feindseliges bemerkten, schickten sie endlich einen Spion aus, der den Spaniern in die Hände fiel, und zum Juan Rejon gebracht wurde, dem er die Verabredung zwischen den Eingebornen und den Portugiesen entdeckte. Der General ward über diese Nachricht so aufgebracht, daß er beschloß, gar kein Zutrauen weiter auf die Kanarier zu sezen, und anfieng, sie mehr als jemals durch beständige Einfälle ins Land zu plagen, wobey er oft ganze Heerden von Schafen und Ziegen wegführte, und viel Gefangene machte. Was die Portugiesen anbetrifft, so kreuzten sie noch immer um die Insel herum, und warteten auf eine Gelegenheit zu landen, und ihr Glück zum zweytenmal zu versuchen; da aber die See viele Tage lang sehr unruhig blieb, und sie fast alle ihre Böte verloren hatten, gaben sie ihr Vorhaben auf, und kehrten nach Hause zurück. Die Spanier, welche jezt mehr Muße hatten, vollendeten nun ihr Kastel, und die Befestigungen ihres Lagers. Da sie aber seit ihrer ersten Landung auf der Insel, welches jezt schon über acht

Mona-

Monat war, gar keine Lebensmittel aus Europa erhalten hatten, sahen sie sich genöthigt, zweymal die Woche einen Haufen von zwey hundert Mann Fußvolk und einiger Reuterey ins Land auszuschicken, um in ziemlicher Entfernung von dem Lager Schafe und andre Lebensmittel aufzusuchen, denn die Einwohner getrauten sich nach der Schlacht bey Guiniguada nicht, (wie wir schon vorher bemerkt haben,) in den Ebnen zu bleiben, sondern zogen sich mit ihren Habseligkeiten in die Berge, wo die Spanier sie nicht anders, als mit großem Nachtheil angreifen konnten. Die wenigen Lebensmittel, die sie auf solche Art erbeuteten, nebst etwas Zwieback, den ein Niederländisches Schiff, welches Orchilla zu kaufen gekommen war, ihnen gebracht hatte, war das einzige, womit sie sich lange Zeit nähren mußten. Die Soldaten sammleten die Orchilla an den Felsen, so weit sie sich wagen durften, und verkauften sie dann an die Niederländer.

Neunter Abschnitt.

Uneinigkeit zwischen dem Juan Rejon und dem Dechant.

Der Mangel an Lebensmitteln veranlaßte viel Murren und Unzufriedenheit unter den Spaniern. Und wie bey schlechten Umständen die Soldaten gewöhnlich die Aufführung ihrer Generale schärfer zu untersuchen pflegen, als wenn alles glücklich geht, so gieng auch hier dem Juan Rejon; er wurde von dem Dechant Bermudas beschuldigt, daß er mit den Lebensmitteln nicht gehörig umgehe, und sie auch nicht gleichmäßig austheile. Da das Klagen und Murren täglich zunahm, so zerfielen endlich der General und der Dechant darüber gänzlich.

Der

Der Dechant ſchrieb an den Hof von Kaſtilien gegen den Juan Rejon, und beſchuldigte ihn, daß er die Lebensmittel verſchwende, daß er den Krieg ungebührlich in die Länge ziehe, und es bey dem Siege, den er bey Guimiguada über die Kanarier erfochten, bewenden laſſe; da er doch, wenn er dieſen Vortheil verfolgt hätte, leicht die ganze Inſel ſchon dem Scepter Ihrer Katholiſchen Majeſtäten hätte unterthänig machen können.

So ſuchen oft Unterbefehlshaber auf dem Ruin der Ehre ihres Generals ſich einen Namen zu bauen; denn aus dem, was ſich in der Folge zutrug, werden wir ſehen, daß Juan Rejon ſich bisher als ein erfahrner Soldat bewieſen, vornehmlich dadurch, daß er an einem bequem gelegenen Orte ein Fort bauete, welches ſeinen Truppen im Fall der Noth zur Zuflucht dienen konnte.

Unter den Leuten des Juan Rejon befanden ſich einige von denen, die ſich von Lancerota nach Kaſtilien begeben hatten, um ſich über den Diego von Herrera zu beſchweren, und Schuld geweſen waren, daß der König ihm die drey Inſeln abgenommen hatte. Sie erſuchten den Juan Rejon um ſeine Vermittelung bey dem Herrera, daß er ſie in dem Beſitz ihrer Güter in Lancerota wieder einſetzen möchte; und verſprachen ihm, wenn er dieſes bewirkte, ſelbſt nach Lancerota zu gehen, und die Armee von da aus mit ſo viel Lebensmitteln zu verſorgen, daß es ihr, bis eine Verſtärkung aus Spanien ankäme, an nichts fehlen ſollte. Juan Rejon willigte in dieſen Vorſchlag, und um ihn auszuführen, ließ er nicht nur viel Beleidigungen, die Bermudas ihm täglich zufügte, ungeahndet hingehen, ſondern überredte ihn ſogar einer Verſammlung der vornehmſten Officiere beyzuwohnen, die in der Abſicht, ſie mit einander auszuſöhnen, angeſtellt ward. Bey dieſer Zuſammenkunft ſchien der Zwiſt völlig beygelegt

zu

zu seyn, und man ward eins, daß Juan Rejon, um Lebensmittel anzuschaffen, nach Lancerota gehen, und Bermudas in seiner Abwesenheit die Truppen kommandiren sollte.

Er segelte demnach mit den verbannten Unterthanen des Diego von Herrera nach Lancerota ab. Als Herrera seine Ankunft erfuhr, und was für Leute ihn begleiteten, so schickte er seinen Sohn, Hernand Peraza, zum Hafen und ließ ihnen verbieten, zu landen, weil er noch immer, wegen des Verlusts der drey Inseln sehr aufgebracht gegen sie war. Juan Rejon redte ihn mit größter Höflichkeit an, erzählte ihm die Noth seiner Truppen in Groß-Kanaria, und sagte, daß er gekommen sey, um Lebensmittel für dieselben zu bitten, eine Gunst, die Ihro Majestät, Don Ferdinando, dankbarlichst erwiedern würden. Zu gleicher Zeit berichtete er den Don Hernand, daß er einige Unterthanen seines Vaters mitgebracht, welche gekommen wären, ihn wegen ihrer vormaligen Vergehungen um Verzeihung anzuflehen; und bat, daß sie diese Begnadigung bewilligen, und sich dadurch als wahre Nachkommen des berühmten Hauses Herrera beweisen möchten. Aber Hernand Peraza blieb bey allem dem unerbittlich, und wollte durchaus nicht gestatten, daß einer von ihnen am Lande verweilte, oder nur die geringste Erfrischung zu sich nähme, sondern zwang sie mit Gewalt, an Bord zurück zu kehren. Diese Begegnung erbitterte den Juan Rejon so sehr, daß er Befehl gab, zwey Kanonen seines Schiffs auf diejenigen, die an der Küste waren, abzufeuren, wodurch einer von den Hofkavalieren des Diego getödtet, und zwey andre verwundet wurden. Gleich darauf segelte er nach Kanaria zurück.

Zehnter Abschnitt.

Pedro de Algava kömmt nach Kanaria.

Als Juan Rejon zurück kam, fand er sich durch einen Gouverneur, Namens Pedro de Algava, suspendirt, der auf die Beschwerden des Dechant Bermudas aus Spanien hinüber geschickt war, die Ursach der Zwistigkeiten zu untersuchen. Die Flotte, mit welcher er kam, brachte einige Soldaten und eine geringe Quantität von Lebensmitteln mit. Dies war der erste Gouverneur, den man aus Spanien zu diesen Inseln abschickte. Seine Ankunft verdroß den Juan Rejon sehr, der aber klüglich seinen Unwillen verhehlte, und dem Gouverneur seine Aufwartung machte, der mit dem Dechant und andern Officieren zum Hafen gekommen war, ihn zu empfangen. Bald nachher versammlete Pedro Algava alle vornehmsten Officiere, in deren Gegenwart er seine Verhaltungsbefehle producirte, und ihnen ankündigte, daß es Ihro Majestät ausdrücklicher Befehl, und die Hauptabsicht seiner Ankunft sey, Frieden und gutes Vernehmen unter ihnen wieder hergestellt und befestigt zu sehen. Er ermahnte sie daher, als treue Unterthanen, den Dienst ihres Königs, und des Gottes, dessen Anbeter sie wären, und dessen Dienst sie durch Bekehrung der Ungläubigen befördern und dadurch viele Seelen vom Verderben erretten sollten, gehörig in Acht zu nehmen. Als Don Pedro diese Rede geendigt hatte, fing Juan Rejon an, sich über die Begegnung, die ihm von dem Diego von Herrera in Lancerota widerfahren, zu beklagen, und that dem Gouverneur und der Versammlung den Vorschlag, daß man ihn für einen Rebellen, und Feind der vorhabenden Eroberung erklären, und als solchen behandeln müsse. Der Gouverneur und der Dechant, die sich gegen ihn verbunden hatten, gaben hierauf zur Antwort, daß sie gern alles, was

in ihrem Vermögen stünde, zum Besten des Volks und zu Beförderung der Eroberung, thun wollten, was aber seine Begegnung zu Lancerota anbetreffe, so sey sie die natürliche Folge seiner Unbesonnenheit, daß er die abgefallenen Unterthanen des Diego von Herrera mit dahin genommen. Rejon erwiederte hierauf, wenn er darinn einen Fehler begangen hätte, so sey er bereit, ihn wieder gut zu machen; er wolle nämlich gleich mit einigen Truppen nach Lancerota absegeln, und falls Herrera sich ihm widersezen sollte, mit Gewalt Lebensmittel wegnehmen; dies sey ein sehr leichtes Unternehmen, für dessen guten Erfolg er einstünde. Hierüber kams zu einem sehr hizigen Streit. Einige Zeit nachher nahmen der Gouverneur und der Dechant den Juan Rejon in Verhaft, und machten ihm den Proceß. Sie beschuldigten ihn der Partheylichkeit, Räuberey, Meuterey, und der Absicht, sich der Truppen, die zur Eroberung von Kanaria bestimmt wären, zur Rache an dem Diego von Herrera wegen einer Privatstreitigkeit zu bedienen. Aller dieser Vergehungen ward er von der Versammlung für schuldig befunden, und verurtheilt, als Gefangener nach Spanien zurückgeschickt zu werden. Nach seiner Abreise gaben die Feinde des Rejon dem Diego von Herrera Nachricht, was vorgegangen sey, und baten ihn zugleich, das Lager in Groß-Kanaria, welches großen Mangel litte, mit Lebensmitteln zu versorgen. Herrera willigte augenblicklich in diese Bitte; ehe aber noch seine Zufuhr ankam, hatten die Spanier sich schon durch ihre ausgesandten Partheyen hinlänglich für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse versorgt, und auch einige Gefangene gemacht. Da sie nämlich Nachricht erhielten, daß die Eingebornen an einem Orte, Namens Maya, eine Versammlung halten würden, marschirten sie aus, sie zu überfallen, und da sie nur eine kleine Anzahl, unter dem Guanarteme von Galdar

und

und dem Doramas, daſelbſt verſammelt fanden, griffen ſie dieſelben an; ſie thaten indeß eine ſo tapfere Gegenwehr, daß ſie ſelbſt alle davon kamen, aber eine Menge von Vieh zurückließen, welches die Feinde wegführten. Unterdeſſen brachte Doramas, weil er ſahe, daß die Spanier durch den rauhen Weg und den langen Marſch ſehr ermüdet waren, ſeine Truppen wieder zuſammen, und paßte ihnen auf, da ſie von einem ſteilen Berge herunterkamen. Hätten hier die Spanier nicht Wunder gethan, ſo wären ſie gewiß alle in Stücken gehauen worden; ſo aber verloren ſie nur fünf Pferde, nebſt einigen von ihren Leuten, und behielten ihre ganze Beute. Dieſer hartnäckige Widerſtand beweiſt, wie groß ihre Noth wegen des Mangels an Lebensmitteln ſeyn mußte.

Eilfter Abſchnitt.

Juan Rejon kehrt nach Groß-Kanaria zurück.

Als Juan Rejon zu St. Lukar de Baremeda in Spanien ankam, begab er ſich gleich nach Sevilla, um vor den Kommiſſarien der Eroberung von Kanaria zu erſcheinen, und gab ihnen eine ſolche Nachricht von ſeinem Verhalten, daß ſie vollkommen mit ihm zufrieden waren. Da ſie von der großen Noth hörten, unter welcher die Truppen in Groß-Kanaria wegen ihres großen Mangels an Lebensmitteln ſeufzten, gaben ſie alſobald Befehl, daß vier Schiffe mit Lebensmitteln, unter dem Kommando des Pedro Hernandez Cabron, Regidor von Kadiz, dahin abgehen ſollten. Auf eben der Flotte giengen Don Juan de Frias, der vor kurzem, nach dem Tode des vorigen Biſchofs von Rubikon, an deſſen Stelle ernannt war, und Juan Rejon, als General der Truppen in Kanaria, ab. Die Kommiſſarien empfahlen ihnen, daß ſie alle Streitigkeiten zwiſchen den Officieren dieſer Inſel freund-

ſchaft-

ſchaftlich beyzulegen ſuchen möchten. Auſſer den vorerwähnten Perſonen, gieng auch Eſtevan Perez de Cabitos, als Alkalde Major, wozu ihn der König ernannt hätte, nach Kanaria. Die Flotte kam am 12ten Aug. 1479 glücklich in dem Hafen Isletes an, wo ſie mit Freuden empfangen wurde. Bald darauf berief der Biſchof eine Verſammlung aller Vornehmſten in der Inſel zuſammen, wo er dann den Gouverneur und Dechant ernſtlich ermahnte, in Einigkeit und Freundſchaft mit dem Juan Rejon zu handeln, welcher auf Befehl der Kommiſſarien der Eroberung als General en Chef der Truppen in Kanaria zurück gekehrt ſey, welchen Befehl er der Verſammlung vorlegte. Aber der Gouverneur, welcher ſah, daß dieſer Befehl nicht von dem König unterzeichnet war, gab dem Biſchof zur Antwort, er habe den Juan Rejon als Gefangenen, zugleich mit der Anklage gegen ihn, an den König geſandt, und er wiſſe von keinen Kommiſſarien der Eroberung, noch was für Vollmacht und Recht ſie hätten, ſich in die Angelegenheiten der Inſel zu miengen. Der Biſchof erwiederte, ohne gehörige Bevollmächtigung würden ſie ſichs gewiß nie haben unterſtehen dürfen, als ein öffentliches Staatskollegium zu handeln, und beſchwur ihn daher, die ſchuldige Achtung gegen die Mitglieder deſſelben nicht aus den Augen zu ſezen. Alles aber, was er ſagte, vermochte nichts über den Gouverneur, welcher, nebſt dem Dechant und einigen Andern, erklärte, daß er den Juan Rejon nicht anders, als auf ausdrücklichen Befehl des Königs, für General en Chef der Truppen anerkennen würde. Da der Biſchof nachher erfuhr, daß der Gouverneur und Bermudas willens wären, den Juan Rejon in Verhaft zu nehmen, redte er ſie von dieſem Vorhaben ab, und verſprach dafür einzuſtehen, daß er mit dem erſten abgehenden Schiffe nach Spanien zurückkehren würde.

Unter-

Unterdessen beschlossen der Bischof und der Dechant seine Expedition gegen die Eingebornen in dem Distrikt Tirarana, mit den Truppen, die unter dem Kommando des Pedro Hernandez Cabron vor kurzem aus Spanien angekommen waren, und einem Detaschement der alten. Sie schifften sich, in Begleitung des Bischofs, in dem Hafen Isletes ein, und segelten herum nach Tirarana, wo sie landeten, aber keinen Menschen fanden, der sich ihnen widersezte; denn sobald die Kanarier die Schiffe gewahr wurden, entflohen sie auf die Berge. Die Spanier marschirten ins Land, sie zu verfolgen, und plünderten unterwegs die Dörfer. Auf dieser Expedition machten sie eine große Beute von Schafen, Gerste, trocknen Feigen, u. s. w. welche sie auf die Schiffe brachten, damit sie dadurch auf ihrem Marsch nicht aufgehalten würden. Ein Kanarier, welcher Katholisch geworden war, und sich damals bey den Spaniern befand, gab dem Cabron den Rath, nicht eher, als nach zwey Tagen, von da aufzubrechen: denn, sagte er, ich bin fest überzeugt, daß die Kanarier sich alle versammelt haben, uns den Rückzug abzuschneiden; bleiben wir aber hier nur zwey Tage, so müssen sie, aus Mangel an Lebensmitteln, wieder aus einander gehen. Cabron, welcher die Tapferkeit und Verschlagenheit der Eingebornen noch nicht erfahren hatte, versezte, daß er sich vor nackten Leuten nicht fürchte, und befahl den Truppen, ihren Marsch fortzusezen. Auf dem Wege nach den Schiffen kamen sie an einen steilen Felsen, wo die Kanarier, wie der neue Proselyt vorhergesagt hatte, auf die Rückkehr der Spanier warteten, sie plözlich mit grosem Geschrey anfielen, und sie in die Flucht schlugen, wobey zwanzig Mann ums Leben kamen, und etwa hundert verwundet wurden. Beym Nachsezen erbeuteten sie eine Menge Waffen, und machten verschiedne Gefangene. Als die auf den Schiffen zurück-

rückgelaſſenen ihre Kameraden gegen die Seeküſte fliehen ſahen, ſchickten ſie gleich ihre Böte ab, ſie einzunehmen, und deckten ihren Rückzug ſo gut ſie konnten, indem ſie mit ihren Gewehren auf die Feinde Feuer gaben. Cabron empfieng bey dieſem Vorfall, durch einen Steinwurf, eine Wunde am Kopfe. Er kehrte nach Guiniguada zurück, wo er ſeine Leute ausſchiffte, und als er ſahe, wie groß noch immer die Uneinigkeit zwiſchen dem Gouverneur und dem Rejon ſey, und wie geringe die Hoffnung, ſie wieder auszuſöhnen, ſegelte er mit dem letztern nach Spanien zurück.

Zwölfter Abſchnitt.

Juan Rejon kömmt zum zweytenmal wieder nach Kanaria, und was darauf erfolgt.

Juan Rejon hatte einen Verwandten an dem Kaſtilianiſchen Hofe, Namens Don Ferdinando Rejon, Ritter des St. Jago-Ordens und General en Chef der Artillerie. Dieſer wirkte durch ſeinen großen Einfluß am Hofe den Befehl des Königs aus, wodurch er zum Gouverneur von Kanaria und zum Generaliſſimus der daſigen Truppen ernannt wurde, mit voller Gewalt, den Gouverneur Pedro de Algava gerichtlich zu verfolgen. Aber der Mangel an Mäßigung in der Ausübung einer ſo großen Gewalt über ſeinen Gegner, ward ſein Verderben. Sobald er von den Kommiſſarien der Eroberung ſeine Befehle empfangen hatte, begab er ſich nach Kadiz, wo er mit Hülfe des Dechant Juan Rejon, ſeines Verwandten, ein Schiff miethete, welches er mit dreyßig Mann, auf die er ſich verlaſſen konnte, bemannte, und damit nach Groß-Kanaria abſegelte. Am 2ten May 1480, gegen Abend kam er in dem Hafen Isletes an; landete aber nicht eher, als bis es finſter war. Seine Leute waren vorläufig unterrichtet, Niemanden wiſſen zu laſſen, daß er an Bord ſey, ſondern zu ſagen, ſie wären mit

Lebensmitteln von Spanien gekommen, nebst noch zwey andern Schiffen, die sich noch zu Lancerota aufhielten, und auch Truppen und Lebensmittel an Bord hätten. Diese Nachricht fand Glauben, und erweckte allgemeine Freude. Juan Rejon schickte unterdeß insgeheim einen treuen Mann an den Don Alonzo Jaimes, seinen Schwager, und seinen Freund Don Estevan Perez de Cabitos, den Alkalde Major, sie von seiner Ankunft zu benachrichtigen, und die darauf zu nehmenden Maaßregeln abzureden. So bald dieser Bote zurück kam, stieg Rejon mit seinen dreyßig Leuten ans Land, und verfügte sich heimlich in das Haus des Alkalde Major, welches an die Kirche stieß.

Den folgenden Tag, als der Gouverneur, Pedro de Algava, in der Kirche war, und die Messe hörte, stürzten Juan Rejon, mit seinen Freunden und dreyßig Mann hinein, riefen: Gott erhalte den König! und bemächtigten sich sogleich des Pedro de Algava, den sie aus der Kirche schleppten, und ihn, wie ers vormals dem Rejon gemacht hatte, in Fesseln in den Thurm sperrten. Der Dechant Bermudas ward auch, nebst noch einigen andern verdächtigen Personen, in Verhaft genommen, und festgesezt.

Nun griffen die Freunde des Pedro de Algava zu den Waffen, und die ganze Stadt war in Aufruhr. Aber Juan Rejon übergab seine Bestallung dem Stadtschreiber, welcher sie öffentlich ablas, worauf denn das Volk ruhig ward, und wieder nach Hause gieng. Pedro de Algava ward vom 3ten May bis Pfingsten in engen Verhaft gehalten, während welcher Zeit Juan Rejon, mit Hülfe des Estevan Perez de Cabitos, beschäfftigt war, die Anklage gegen ihn aufzusezen, die darinn bestand, daß er ein geheimes Verständniß mit dem König von Portugall unterhalten, dem er die Insel verkauft und sich anheischig gemacht,

macht, ſie ihm in die Hände zu liefern, wofür er auch ſchon wirklich einen Theil des Geldes empfangen. Die Zeugen, die man zu Beſtätigung dieſer Anklage vorführte, waren ſchlechte und übelberüchtigte Leute; gleichwohl ward er ſchuldig befunden, und verurtheilt, den Kopf zu verlieren. An dem beſtimmten Tage ward der unglückliche Algava, unter Trompetenſchall, auf den St. Antonsplaz herausgeführt, wo er, nachdem ſein Verbrechen durch den öffentlichen Ausrufer förmlich bekannt gemacht war, enthauptet wurde.

Hierauf machte man auch dem Dechant Bermudas und den übrigen den Proceß; und da man ſie der Meuterey, und daß ſie Unruhen unter den Truppen angeſtiftet, ſchuldig befand, wurden ſie aus der Inſel verbannt, und an Bord einer Barke geſezt, die nach Gomera gieng. Einige Schriftſteller ſagen, Juan Rejon habe den Herrn der Barke beredt, ſie in einem Theil von Gomera ans Land zu ſezen, wo die Eingebornen in einer Rebellion gegen den Sohn des Diego von Herrera, Hernand Peraza, begriffen waren, und ſie daſelbſt für Freunde des Hernand Peraza auszugeben. Dies aber iſt nicht bewieſen. Die Barke lief erſt in den Hafen Rubikon zu Lancerota, wo ſie alle ans Land ſtiegen, und von dem Diego von Herrera und ſeiner Gemahlinn ſehr freundſchaftlich empfangen wurden.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Vorhaben der Kanarier, achtzig Europäer ums Leben zu bringen. Pedro de Vera kömmt nach Groß-Kanaria.

Unterdeſſen die Spanier alſo mit Streitigkeiten und Zänkereyen unter ſich ihre Zeit verſchwendeten, und das Weſentlichere, die Eroberung der Inſel, verſäum-

säumten, hielt Doremas, der Guanarteme von Telde, mit dem Faykag und den Gaures, eine Zusammenkunft, um zu berathschlagen, was mit ihren Gefangenen zu thun sey, die ihnen etwas beschwerlich zu werden anfiengen, theils wegen ihrer Menge, theils wegen der Schwierigkeit, sie zu bewachen und zu unterhalten; denn die Lebensmittel wurden, wegen der häufigen Einfälle der Spanier, die ihr Getreide verdarben und ihr Vieh wegführten, täglich seltener. Das Resultat dieser Berathschlagung war der Entschluß, ihre Gefangenen hinzurichten; zu welchem Ende jeder seinen Gefangenen an einen bestimmten Ort bringen sollte. Als sie alle dahin gebracht waren, wurden sie gebunden, an einen Pfahl befestigt, und mit brennbaren Materien umgeben; indem aber das Feuer angezündet werden sollte, kam ein Frauenzimmer in großer Eile gelaufen, und rief laut, man sollte ja das Feuer nicht anzünden. Dieses Frauenzimmer stand in großem Ansehen bey den Eingebornen, und war die Aebtissinn oder Vorsteherinn der Magadas oder gottesdienstlichen Weiber. Ihr Sohn war einer von den Gaures, und hatte mit den übrigen seinen Gefangenen dahin gebracht; ihm erklärte sie, daß Akoran ihr befohlen habe, ihn zu warnen, daß er an dem Tode der Spanier nicht Theil nähme, weil ihn sonst gewiß ein schreckliches Unglück treffen würde. Da die Kanarier sehr abergläubig waren, und auf die Weissagungen gottesdienstlicher Personen großen Glauben sezten; so gab der Gaure, ihr Sohn, seinem Gefangenen alsobald die Freyheit. Die übrigen folgten seinem Beyspiel, und so wurden die Spanier gerettet, wobey die Kanarier sie zugleich erinnerten, dieser ihnen erwiesenen Wohlthat nicht zu vergessen.

Doch wieder auf den Juan Rejon zu kommen: da er sich jezt an seinen Feinden gerächet hatte, war er

darauf bedächt, die Eroberung der Insel zu vollenden, und entschloß sich in dieser Absicht, einen Einfall in den Distrikt Tamarasente zu thun. Auf seinem Marsche dahin entdeckte er von den Bergen ein Schiff in dem Hafen, welches ihn bewog, nach Palmas zurück zu kehren. Dies Schiff kam mit einem neuen Gouverneur und General der Truppen; denn da der König von den Zwistigkeiten der Oberbefehlshaber in Kanaria Nachricht erhielt, fand ers für gut, den Pedro de Vera hinzuschicken, als einen Mann, auf welchen er sich verlassen könnte, und der, seiner Meynung nach mit jeder nöthigen Eigenschaft sowohl eines Civil- als Kriegsbedienten begabt war. Als Pedro die Bestallung erhielt, begab er sich gleich zu den Kommissarien der Eroberung in Sevilla, um auch von ihnen seine Instruktionen zu empfangen, und von da nach Xeres de la Frontera, wo er seinen Freunden und Verwandten auftrug, alles, was zu seiner vorhabenden Expedition erforderlich war, anzuschaffen, im Fall die königlichen Bedienten sich saumselig beweisen sollten. Nachdem er darauf einige Truppen zu Fuß und zu Pferde angeschafft hatte, schiffte er sich mit ihnen in dem vorerwähnten Schiffe zu Kadiz ein, und ließ seinem Sohn, Ferdinando de Vera, Befehl zurück, noch zwey Schiffe mit Truppen, Lebensmitteln und Ammunition zu beladen, und ihm in möglichster Eile nachzufolgen. Den 18ten August 1480 kam er in dem Hafen Jeletes an, wo er alsobald von seiner Ankunft mit der Verstärkung von Truppen und Provision, und daß er zwey andre Schiffe, die zu Kadiz für die Insel beladen würden, zurückgelassen, Nachricht gab. Diese Neuigkeit verursachte große Freude bey allen, ausser dem Juan Rejon und dem Alkalde Major, welche Ursach hatten zu fürchten, daß man sie wegen ihres strengen Verfahrens gegen den Pedro de Algava zur Rechenschaft ziehen würde. Gleichwohl

empfien-

empfiengen ſie ihn mit einem Schein von Freude, als dem beſten Mittel, ihre Beſorgniſſe zu verhehlen. Juan Rejon räumte dem Gouverneur ſeine eigne Wohnung, in dem ſogenannten Schloſſe, ein, und begab ſich ſelbſt in ein anderes Haus, ſo ſehr ihn auch Pedro de Vera zu bereden ſuchte, unter einem Dache mit ihm zu bleiben. Gleich darauf erklärte er öffentlich, daß er willens ſey, in dem nämlichen Schiffe, welches den Pedro herüber gebracht, nach Spanien zurück zu kehren, um wegen ſeines Verhaltens in Kanäria Rechenſchaft abzulegen. Vera ſagte ihm hierauf, dies Schiff ſey ſehr leck, und ſonſt ſehr untauglich zu ſeiner Ueberfahrt, die andern beyden aber, die er von Kadiz erwarte, wären nicht nur ſehr bequem, ſondern auch neu und ſtark, und ſollten ihm zu Dienſte ſtehen. Ueberdem gab er vor, da er ſo eben erſt angekommen ſey, würd' er ſeines Raths, als eines erfahrnen Generals, in Abſicht der Eroberung der Inſel, und vieler andern Umſtände, wovon er als Gouverneur unterrichtet ſeyn müſſe, bedürfen. Durch dieſe ſcheinbaren Gründe bewog er ihn, ſo lange zu bleiben, bis die beyden andern Schiffe, auf denen ſeine beyden Söhne ſich befanden, ankamen. Als ſie in dem Hafen Isletes einliefen, ſchickte Pedro de Vera ihnen Befehl, nicht eher ans Land zu ſteigen, als bis er ihnen Nachricht geben ließe. Den folgenden Tag begab er ſich, in Begleitung des Juan Rejon und vieler Officiers, an Bord der Schiffe, unter dem Vorwande, dem Juan dasjenige zu zeigen, auf welchem er nach Spanien zurückkehren ſollte. Als ſie aber im Begriff waren, wieder ans Land zu ſteigen, kündigte Pedro de Vera dem Rejon und dem Alkalde Major an, daß ſie, auf Befehl Ihrer Katholiſchen Majeſtäten, ſeine Gefangene wären, worauf ſie ſich ohne Widerſezen ergaben. Pedro machte ihnen in aller Eile den Proceß, deſſen Reſultat war, daß man ſie, nebſt den verſiegelten Akten,

ten, als Gefangene nach Spanien ſchickte. Als Juan Rejon in Kaſtilien ankam, bewirkt' er bald, durch Vermittelung ſeines Verwandten, des Generals der Artillerie, ſeine Loslaſſung, weil ſich eben damals keiner von der Parthey des Pedro de Algova am Hofe befand. Erward nicht bloß auf freyen Fuß geſezt, ſondern erhielt auch bald nachher das Kommando einiger Truppen, die zur Eroberung der Inſel Palma beſtimmt waren.

Vor Pedro de Vera's Ankunft zu Kanaria, ſtarb der Dechant Bermudas vor Verdruß und Gram zu Lancerota.

Vierzehnter Abſchnitt.

Pedro de Vera thut einen Einfall, Tod des Doramas ꝛc. ꝛc.

Als der neue Gouverneur den Juan Rejon nach Spanien abgeſchickt hatte, wünſcht' er nun auch das Land näher kennen zu lernen; und marſchirte daher mit der Reuterey und einem Theil des Fußvolks nach Arukas, wo damals die Zunft der Kanarier, welche der tapfere Doramas kommandirte, verſammelt war; ſich aber bey der Annäherung der Spanier auf einen Berg an der See, welcher jezt Doramas heißt, zurückzog. Da die Spanier immer näher anrückten, ſchickte Doramas einen Boten ab, und foderte einen von ihnen zum Zweykampfe heraus. Pedro de Vera wollte ſelbſt die Ausfoderung annehmen, aber ſeine Officiere hielten ihn zurück, indem ſie ihm vorſtellten, wie ſehr die Angelegenheiten des Königs darunter leiden würden, wenn ihm etwa ein Unglück begegnete. Unter der Reuterey befand ſich ein Edelmann, Namens Juan de Hoces, welcher die Ausfoderung annahm, und von dem General die Erlaubniß erhielt, ſich mit dem Kanarier zu ſchlagen. Als Doramas

ihn

ihn herankommen sah, näherte er sich ihm, und warf einen Sufmage, oder Wurfpfeil mit solcher Gewalt ab, daß er des Spaniers Tartsche und Panzerhemd durchdrang, und ihm das Herz durchbohrte, so daß er, im Angesicht beyder Armeen, todt zur Erde fiel. Pedro de Vera, so sehr ihn dieses Unglück schmerzte, ließ sich doch im geringsten nicht dadurch abschrecken, sondern gieng mit größter Gelassenheit dem furchtbaren Kämpfer entgegen, um selbst seine Stärke gegen ihn zu versuchen. Voll Freude sah Doramas den General, welchen er kannte, auf sich zu kommen, und hoffte, ihn bald seinem Landsmann nachzuschicken. Er warf also einen Wurfpfeil ab, aber der vorsichtige General empfieng ihn mit der einen Seite seines Schildes, so daß er schief abglitschte, ohne seinen Körper zu berühren. Doramas kam darauf noch näher, und warf einen andern Pfeil, mit noch größerer Gewalt, als vorher, ab, welchem Vera gleichfalls durch Niederbücken auswich. Nun gab er seinem Pferde die Sporn, rannte auf den Doramas zu, eh' er Zeit hatte, noch einmal auf ihn zu zielen, und stieß ihm seine Lanze mit solcher Gewalt in die Seite, daß er zur Boden fiel. Er wollte seinen Stoß wiederholen, als Doramas mit der Hand winkte, zum Zeichen, daß er sich gefangen gebe. Als die Eingebornen ihren Befehlshaber fallen sahen, und ihn für todt hielten, fielen sie die Spanier wüthend an, seinen Tod zu rächen. Ein hartnäckiges Treffen erfolgte, worinn eine Menge der Kanarier getödtet, und die übrigen genöthigt wurden, sich auf den Berg zurück zu ziehen. Doramas, welcher gefährlich verwundet war, wünschte bekehrt und getauft zu werden; worauf man sehr große Sorge für ihn trug, aber vergebens, denn ehe noch die Armee Palmas erreichte, zeigten sich schon die Merkmale des herannahenden Todes an ihm; so daß man ihn auf der Stelle taufte, wobey Pedro de Vera Ge-

vatter

galter ſtand. Gleich darauf ſtarb er, und ward auf dem Gipfel eines Berges begraben; man errichtete eine Mauer von Steinen um ſein Grab, mit einem Kruzifix in der Mitte. Einige Kanarier, die ſich freywillig zu Gefangenen ergeben hatten, um ihren Befehlshaber zu Grabe zu begleiten, waren dabey zugegen.

Pedro de Vera rüſtete jezt, auſſer andern Unternehmungen, zwey Schiffe aus, um, wie er vorgab, eine Expedition gegen die Guanches in Teneriffa zu machen; und bewog, durch ſchöne Worte und große Verſprechungen, zwey hundert der unterworfenen Kanarier, ſich auf denſelben einzuſchiffen; ſeine wahre Abſicht aber war, ſie insgeſammt nach Spanien zu ſchicken, weil er argwöhnte, daß ſie dem Feinde von ſeinen Eroberungen Nachricht gäben, und ſie daher aus dem Wege zu ſchaffen wünſchte. Die Schiffe ſegelten alſo gegen Spanien ab; da aber die Kanarier den Pik auf der Inſel Teneriffa (welcher, von Kanaria aus geſehen, ganz nahe zu ſeyn ſcheint,) aus dem Geſichte verloren, argwöhnten ſie die wahre Beſtimmung der Schiffe, und drohten den Spaniern, ſie insgeſammt über Bord zu werfen, wenn ſie nicht augenblicklich nach Kanaria zurückkehrten. Die Spanier, welche der Vollziehung ihrer Drohungen fürchteten, landeten an Lancerota, welches ihnen am nächſten war. Diego von Herrera empfieng ſie hier ſehr freundſchaftlich, vertheilte ſie unter die Eingebornen, und verſah ſie mit Wohnung und Unterhalt. Sie blieben eine Zeitlang in Lancerota, und wurden nachher nach der Barbarey hinübergeſchickt, um dem Kaſtel Agader Aguen, oder Santa Cruz, zu Hülfe zu kommen, wo ſie faſt insgeſammt umkamen. Als es den Kanariern in Palmas bekannt wurde, daß ihre Kameraden zu Lancerota wären, wurden ſie darüber ſo aufgebracht, daß ſie die Spanier verließen, und ſich

mit

mit ihren Landsleuten in den Bergen vereinigten, worauf sie dann den Krieg mit verdoppelten Muth erneuerten.

Funfzehnter Abschnitt.

Die Spanier bauen ein Fort zu Gaete.

Die Spanier hatten nun das ganze platte Land an der Seeküste im Besitz; denn die Kanarier wagten sich nicht in die Ebnen, aus Furcht den kleinen Partheyen der Reuterey, die allenthalben umhersprengten, in die Hände zu fallen; sie blieben daher immer auf den Bergen, und in den Thälern zwischen denselben, deren Zugänge sie befestigten und mit Wachen besezten.

Pedro de Vera, der es unmöglich fand, diese Pässe zu forciren, entschloß sich endlich, auf der andern Seite der Insel, in der Nachbarschaft der Berge und der Oerter wo die Eingebornen aufzulauren pflegten, ein Fort zu bauen, von dem er Ausfälle gegen sie thun, und immer, im Fall er zurückgeschlagen würde, einen sichern Zufluchtsort haben könnte.

Er nahm daher zwey wohlbemannte Schiffe, segelte um die Insel herum, und landete an einem Orte, Namens Gaete, den er zu seiner Absicht sehr bequem fand, da er wasserreich war, und einen Ueberfluß an Felgenbäumen hatte. Er fieng daher gleich an, ein kleines Fort von Steinen und Kalk aufzuführen, welches in zwey Monaten fertig war. Er legte eine Garnison von dreyßig Mann unter dem Kommando des Alonzo Hernandez de Lugo, eines erfahrnen Soldaten, hinein, und kehrte nach Palmas zurück.

Bald nachher schickte er einen Theil seiner Truppen gegen Tirarara, um einige Kanarier zu delogiren, die sich in einem steilen und hohlen Passe auf diesem

Wege

Wege befeſtiget hatten. Die Spanier, ihrer überlegnen Macht ſich bewußt, und ſtolz über ihren neuerlichen Sieg, marſchierten kühn auf ſie los, und fiengen ohne Bedenken an, die ſteile Anhöhe zu erſteigen; aber die Kanarier vertheidigten ſich ſo gut, indem ſie Steine und loſe Felſenſtücke herabwarfen, daß ſie die Spanier nöthigten, ſich mit Verluſt von fünf und zwanzig Todten, und einer großen Menge Verwundeten, zurückzuziehen. Eben um dieſe Zeit kam Pedro de Vera mit ſeinen Leuten an, und da er die ſeinigen ſo übel behandelt ſah, entſchloß er ſich, ihren Verluſt zu rächen, griff alſobald den Paß an, forcirte ihn, und zwang die Eingebornen, die vermuthlich dieſen zweyten Angriff nicht erwarteten, ſich zurückzuziehen.

Unter den Befehlshabern der Kanarier befand ſich ein gewiſſer Ventagoya, einer der Gayres des Diſtrikts Galdar, ein unternehmender und tapferer Mann, der nach Palmas kam, unter dem Vorwande ſich bekehren und taufen zu laſſen. Er blieb hier einige Tage, und beobachtete alles aufs ſorgfältigſte, vornehmlich die Feſtungswerke, die Einrichtung der Spaniſchen Diſciplin, und ihre Art die Wachen und Poſten auszuſtellen. Als er von allem dieſem hinreichend unterrichtet zu ſeyn glaubte, gieng er wieder zu ſeinen Kameraden in den Bergen, und that dann häufige Ausfälle bey Nacht, wobey er den Spaniern großen Schaden zufügte, indem er ihre Wachen tödtete, und diejenigen, die aufs Fiſchen oder Orchillaſammlen ausgiengen, zu Gefangenen machte. Hierauf verſammelte er eine große Menge ſeiner Landsleute, und that ihnen den Vorſchlag, die Stadt Palmas bey Nacht zu ſtürmen, und ſo die Spanier auf einmal zu vertilgen. Dieſer Vorſchlag fand allgemeinen Beyfall, und man machte folgenden Plan der Ausführung: in der Nacht wollten ſie die Stadt umringen,

den Hauptangriff aber von der Seite nach der See hin thun, weil die Spanier von daher am wenigsten befürchteten. Ein kleiner Haufen sollte erst von der Landseite her die Stadt angreifen, um einen blinden Lärm zu machen, und die ganze Macht der Garnison dahin zu ziehen, wodurch denn die Seite nach der See hin ganz entblößt werden würde. Dieser Plan war gewiß gut entworfen, aber der Erfolg entsprach ihrer Erwartung nicht. Denn da diejenigen, welche von der Landseite den Angriff thun sollten, die bestimmte Zeit versäumten, und die andern, welche an der Seeseite darauf warteten, ein Geräusch in der Stadt hörten, so bildeten sie sich ein, der Angriff sey schon angefangen, stürzten daher aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und bestiegen, von dem tapfern Ventagoya angeführt, die Mauren. Die Wache, nebst der ganzen Besazung gerieth hierdurch gleich in Alarm, und vertheidigte den Ort mit großer Entschlossenheit. Die Kanarier, die den Tod nicht achteten, fielen in großer Menge wie auch viele der Spanier; endlich aber wurden die Eingebornen zurückgeschlagen. Pedro de Vera, der einen Hinterhalt befürchtete, wagte es nicht, sie über die Schanzgräben zu verfolgen, und begnügte sich, der ganzen Besazung Befehl zu geben, unter den Waffen zu bleiben, im Fall etwa die Kanarier, deren verzweifelte Tapferkeit er nun schon theuren Kaufs kennen gelernt hatte, in der folgenden Nacht wiederkämen, und den Angriff erneuerten. Einige Zeit nachher begab sich Ventagoya, der eine Art von Sturmleiter gemacht hatte, bey Nacht nach der Stadt, nur von einem seiner Freunde begleitet, und erstieg die Mauer ohne bemerkt zu werden; seinen Kameraden ließ er außerhalb zurück, um aufzupassen. Hierauf gieng er an einen ihm bekannten Ort, wo Pferde standen, tödtete die Schildwache, welche schlief, und zwey Pferde des Pedro de Vera. Da er jezt nicht

mehr

mehr Unheil anrichten konnte, ohne entdeckt zu werden, gieng er wieder zurück, wo er hergekommen war, wurde aber diesmal, als er über die Mauer stieg von einer Schildwache gesehen, die einen Stein auf ihn warf, der ihn so betäubte, daß er in den Graben fiel. Da die Schildwache weiter kein Geräusch hörte, und sich einbildete, daß er einer von den Soldaten der Besazung sey, welcher sich wegschleichen wollen, um zu fischen, so befürchtete sie, daß sie ihn getödtet, und rief daher die Wache nicht, sondern blieb ruhig auf ihrem Posten. Es scheint, daß Pedro vorher Befehl gegeben, daß kein Soldat, bey Lebensstrafe, in der Nacht aus der Stadt gehen sollte. Als Ventagoya's Kamerad das Geräusch seines Falles hörte, glaubte er, man habe ihn entdeckt, und wagte sich daher nicht in den Graben; da aber alles ruhig blieb, gieng er hin, half ihm ohne alles Geräusch heraus, und machte sich dann mit ihm davon, wiewohl Ventagoya durch den Steinwurf sehr beschädigt war.

Sechszehnter Abschnitt.

Juan Rejon kömmt zum viertenmal nach den Kanarischen Inseln.

Nachdem Juan Rejon sein Verhalten gegen den Pedro de Algava gerechtfertigt, und den Auftrag erhalten hatte, die Inseln Teneriffa und Palma zu erobern, segelte er mit vier Schiffen, die dreyhundert Mann Fußvolk und zwanzig Mann Reuterey an Bord hatten, von Kadiz ab; seine Gemahlinn und zwey seiner jungen Söhne begleiteten ihn. Er ankerte an Groß-Kanaria, um Erfrischungen einzunehmen, und seine alten Bekannten zu besuchen; stieg aber nicht ans Land, sondern segelte gleich weiter gegen Palma. Man sagt, da Pedro de Vera von seiner Ankunft gehört,

hört, sey er sehr erschrocken, aus Furcht daß es ihm eben so ergehen würde, wie dem Pedro de Algava; denn er war sich bewußt, daß er den Rejon, durch die verrätherische Art, wie er ihn in Verhaft genommen und als Gefangenen nach Spanien geschickt, sehr beleidigt hatte. Er schickte daher den Alonzo Jaimes, Rejons Schwager, an Bord, um ihn zu bitten, daß er nicht ans Land steigen möchte. Alonzo richtete diesen Auftrag glücklich aus, indem er ihm vorstellte, seine Landung würde nur einen Aufruhr in der Stadt erregen, weil Pedro de Vera entschlossen sey, sich ihm mit Gewalt zu wiedersezen, und dann würden auch seine Freunde in der Insel sehr darunter leiden müssen. Diese Gründe, nebst den Bitten und Thränen seiner Gemahlinn, Donna Elvira de Sotomajor, bewogen ihn weiter zu reisen. Unterwegs sah er sich durch widrige Witterung genöthigt vor Gomera zu halten, wo er und seine Familie, mit acht Mann, ans Land stiegen, sich nach ihren Beschwerlichkeiten zu erquicken. Die Gomeraner brachten ihnen, was ihre Insel gab, benachrichtigten aber gleich den Hernand Peraza von ihrer Ankunft, welcher darauf einige von seinen Leuten abschickte, den Juan Rejon vor ihn zu bringen. Dieser weigerte sich, seinen Befehlen zu gehorchen, sie wollten ihn daher mit Gewalt zwingen, und es erfolgte ein Handgemenge, worinn er ums Leben kam. Hernand Peraza machte gleich ein Manifest bekannt, wodurch er erklärte, daß er an seinem Tode keinen Theil habe, und versicherte, daß er bloß seine Leute abgeschickt, ihn vor sich zu bringen, um zu hören, was ihn bewogen, ohne seine Erlaubniß zu landen. Er besuchte darauf die Donna Elvira, um alle Schuld an dem Morde ihres Gemahls von sich abzulehnen; ließ auch den Juan Rejon mit den größten Ehrenbezeugungen in der großen Kapelle beerdigen, und begegnete seiner Wittwe und seinen Kindern mit großer

Zärt-

Zärtlichkeit und Ehrerbietung. Gleichwohl ergriff Donna Elvira die erste Gelegenheit, ihrem Bruder, Don Alonzo Jaimes in Groß-Kanaria, von allem, was vorgegangen war, Nachricht zu geben, und bat ihn, in aller Eile herüber zu kommen, und sie aus den Augen des Mörders ihres Gemahls wegzuschaffen. Er kam also, machte dem Hernand Peraza den Vorwurf, daß er seinen Bruder niederträchtiger Weise ermordet, und drohte ihm mit seiner Rache. Aber Peraza betheuerte, mit vielen Verwünschungen seiner selbst, seine Unschuld. Von Gomera segelte Don Alonzo, mit seiner Schwester, nach Groß-Kanaria, wo sie nicht landen wollte, aber an Bord des Schiffes von dem Gouverneur und andern Officieren besucht, und mit allen Erfrischungen, welche die Insel gab, versehen wurde. Sie reiste darauf, in Begleitung ihres Bruders, nach Spanien ab. Alle Truppen, die mit dem Juan Rejon, zu Eroberung der Insel Palma gekommen waren, nebst den Lebensmitteln, wurden ans Land gesezt, und blieben zu Groß-Kanaria. Als Donna Elvira in Kastilien ankam, erschien sie mit ihren Kindern vor dem König und der Königinn, flehte dieselben um Mitleiden, und um Gerechtigkeit gegen den Hernand Peraza, wegen der Ermordung ihres Gemahls, womit er, wie sie behauptete, schon vorher umgegangen, als Juan Rejon nach Lancerota gekommen, und sich für die Königlichen Truppen in Groß-Kanaria Lebensmittel ausgebeten. Der König und die Königinn wurden sehr gerührt durch das Unglück der Wittwe und der Waisen des Juan Rejon; sie gaben ihr eine jährliche Pension von zwanzig tausend Maravedis, und zwey Häuser in Sevilla zu ihrer Wohnung. Ueberdem ernannten sie einen Richter, der nach Gomera hinübergehen, den Mord ihres Gemahls untersuchen, und den Hernand Peraza als Gefangenen nach Kastilien bringen sollte.

Als

Als Donna Elvira nach Sevilla kam, erfuhr sie, daß der Richter von dem Herzog von Medina Sidonia, einem Verwandten des Peraza, bestochen worden, und daß er sich, unter dem Vorwande einer Krankheit, in dem Hafen St. Maria verweile. Sie wandte sich darauf noch einmal an Ihro Majestäten, welche dann einen andern Richter mit dem nehmlichen Auftrage nach Gomera abschickten. Dieser brachte den Hernand Peraza nach Kastilien, wo er eine Zeitlang gefangen saß; da er aber mit einigen der besten Familien des Königreichs verwandt war, so wurden nicht nur bey dem König und der Königinn, sondern auch bey der Donna Elvira, viele Fürbitten für sein Leben eingelegt. Durch diese Vermittelung erhielt er Verzeihung, auf die Bedingung, daß er mit einer Anzahl Gomeraner zur Eroberung von Groß-Kanaria behülflich seyn sollte, bis die ganze Insel bezwungen sey, und unter Todesstrafe, wenn er diese Bedingung nicht erfüllte. Die Haupturſach seiner Begnadigung aber war folgende: Es befand sich damals am Hofe eine gewisse Donna Beatriz Bobadilla, ein Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit, und Staatsfräulein der Königinn, gegen welche der König, wie man glaubte, nicht gleichgültig war. Nun glaubte also die Königinn eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, ihrer Nebenbuhlerinn auf eine ehrbare Art loszuwerden, wenn sie dieselbe an den Hernand Peraza verehlichte. Dies brachte sie zu Stande, und wahrscheinlicher Weise erhielt er deßwegen vornehmlich Begnadigung. Nachdem die Vermählung vollzogen war, segelte er ab, warb auf Lancerota und Gomera ein Korps von hundert und funfzig Mann zu Fuß und zwanzig Mann Reuterey, und begab sich damit nach Groß-Kanaria, um die Bedingung seiner Begnadigung zu erfüllen. Am ersten Februar 1482 landete er zu Gaete, wo Pedro das Fort erbaut

hatte,

hätte, deſſen Beſazung Alonzo Fernandez de Lugo kommandirte. Von hier ſchrieb er an den Pedro de Vera, und entſchuldigte ſich, daß er ihm nicht erſt zu Palmas ſeine Aufwartung gemacht, weil er den Bruder der Donna Elvira, von dem er gehört, daß er da ſey, nicht gern beunruhigen wollen, und bat um Erlaubniß, zu Gaete zu bleiben. Der Gouverneur bewilligte dieſe Bitte, und bewirkte endlich noch eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Alonzo Jaimes.

Siebzehnter Abſchnitt.

Der Guanarteme von Galdar wird zum Gefangenen gemacht.

Wenig Tage nach der Ankunft des Hernand Peraza, ſchickte Pedro de Vera ihm und dem Alonzo de Lugo Befehl, zu einer beſtimmten Zeit einen Einfall in den Diſtrikt Galdar zu thun, da er ſelbſt denn zugleich von der Stadt Palmas aus einen Einfall thun würde, um alſo die Eingebornen, wenn ſie ſich auf beyden Seiten zugleich vertheidigen müßten, zu ſchwächen. Pedro de Vera marſchirte alſo von Palmas ab, und nahm ſeinen Weg über Arukas, wo er Halt machte, und die ganze Nacht über blieb. In derſelben Nacht brachen Alonzo und Hernand von Gaete auf, und marſchirten über Artenara, wo ſie eine anſehnliche Beute machten, und verſchiedne Kanarier ums Leben brachten, doch nicht ohne Verluſt auf ihrer eignen Seite, weil der Feind verzweifelt focht, um ſeine Heerden zu retten. Früh Morgens rückten Peraza's Truppen in die Galdarſchen Dörfer ein, wo ſie den Guanarteme Guanache Semeden, und funfzehn andre Kanarier, mit Weibern und Kindern, überfielen und zu Gefangenen machten. Dieſe waren die Nacht vorher von den Bergen herabgekommen, um in

ihren

ihren Häusern zu schlafen, weil sie die Spanier nicht so nahe glaubten. Hierauf schickten Peraza und Lugo an den Pedro de Vera, welcher gleich mit seinen Leuten zu ihnen stieß. Sie theilten sich in die Beute, von welcher sie den fünften Theil für den König zurückbehielten, und marschierten darauf, Peraza nach Gaete, und Pedro de Vera nach Palmas, zurück. Der lezztere nahm den Guanarteme von Gáldar mit, durch welchen er bald Herr der Insel zu werden hoffte. Um diesen Zweck desto eher zu erreichen, fand er für gut, ihn, nebst vier Bayres, nach Spanien an Ihro Katholischen Majestäten hinüber zu schicken. Er überlieferte sie also einem gewissen Miguel Morisca, mit Befehl, ihnen wohl zu begegnen, und ihnen ihren Zustand so angenehm zu machen, als er nur könnte. Er gab ihnen auch einen Dollmetscher mit, der der Kanarischen Sprache vollkommen mächtig war. Als sie in Spanien ankamen, wurden sie an den Hof geschickt, und dem König und der Königinn vorgestellt, welche sie aufs gnädigste empfiengen. Der Guanarteme beobachtete alles, was er sah, aufs genaueste, und erstaunte sehr über den Reichthum und die Macht der Spanischen Nation, und über den Glanz ihres Hofes; vor allem aber über die Pracht und die feyerliche Größe des Römischen Gottesdienstes. Er fiel vor Ihro Majestäten auf die Knie, äußerte den Wunsch, sich taufen zu lassen, und bat, daß sie sich herablassen möchten, seine Taufpathen zu seyn. Sie willigten in diese Bitte, und er empfieng also die Taufe unter dem Namen Ferdinande. Der König gab Befehl, ihn herrlich zu bewirthen, und erlaubte ihm und seinen Gefährten, nach Kanaria zurückzukehren. Vor ihrer Abreise machte er ihnen viel Geschenke, und ermahnte sie, sich alle mögliche Mühe zu geben, ihre Landesleute zu bekehren und sie zum Gehorsam unter den Spanischen Scepter zu bringen.

Zu-

Zugleich verſprach er, daß er alle diejenigen, die ſich freywillig ſeiner Herrſchaft unterwerfen würden, im völligen Genuß ihrer Freyheit und Güter ſchüzen werde.

Der Guanarteme bat darauf den König, daß er ihm das Thal Guayayedra in Groß-Kanaria, als einen Ort, der an Feigenbäumen und Weide für ſein Vieh einen Ueberfluß hätte, ſchenken möchte. Der König gewährte ihm ſeine Bitte gern, und der Guanarteme bezeugte darüber, wie über die vielen andern Gnadenbezeugungen, die er von ſeinen Händen empfangen, die größte Dankbarkeit.

Pedro de Vera hatte an den Hof geſchrieben, daß es ſchlechterdings nothwendig ſey, mehr Truppen und Proviſion nach der Inſel zu ſchicken, weil er bey den verſchiednen Angriffen auf die Eingebornen, wegen der rauhen unwegſamen Berge, worein ſie ſich zurückgezogen, viel Leute verloren hätte. Zugleich ſtellt' er vor, daß, wegen des langen Krieges, der Boden unangebaut und wüſte läge, und alſo keine Lebensmittel zu bekommen wären, außer einigen wenigen Schafen und Ziegen, die ſeine Leute zuweilen den Eingebornen mit größter Lebensgefahr wegnähmen. Der König, welcher dies in Ueberlegung zog, gab dem Miguel Moriſca Befehl, ſich nach den Biskayiſchen Gebirgen zu begeben, und daſelbſt in möglichſter Eile zweyhundert Mann anzuwerben. Mit dieſen ſchiffte Miguel Moriſca ſich nach Kanaria ein, und nahm den Guanarteme Guanache Semeden, nebſt den vier Gayres und dem Dollmetſcher mit.

Während daß Miguel Moriſca am Hofe war, bat er Ihro Majeſtäten, daß ſie dem Hernand Peraza erlauben möchten, nach ſeiner Inſel Gomera zurückzukehren; welche Bitte ſie ihm gewährten.

Achtzehnter Abschnitt.

Die heilige Brüderschaft *) von Andalusien schickt Truppen nach Kanaria.

Gleich nach der Abreise des Miguel Morisca mit seinen zweyhundert Biskayern (die größtentheils aus Bogenschützen bestanden,) schickte der König an die heilige Brüderschaft von Andalusien Befehl, den Kommissarien der Eroberung eine Kompagnie Ginetes, oder leichte Reuterey, und eine Kompagnie Bogenschützen, in allem hundert und funfzig Mann zu Fuß und fünf und funfzig zu Pferde, anzuschaffen. Diese giengen zu St. Lukar de Barameda auf fünf Schiffen an Bord, und kamen, nach einem überstandenen Sturme, zu großen Vergnügen der Spanier glücklich in Kanaria an.

Pedro de Vera, der sich jezt mit Truppen und Lebensmitteln wohl versehen fand, marschirte gleich aus, die Kanarier in den Bergen anzugreifen. Diese waren voller Erstaunen über die wunderbaren Dinge, die der Guanarteme von Galdar ihnen von Spanien und der Macht des Königs erzählte; denn er hatte sich gleich, in der Absicht, die Kanarier zur Unterwerfung zu bereden, nach Galdar begeben, die vornehmsten des Volks versammelt, ihnen die Macht der Spanier beschrieben, und ihnen vorgestellt, wie vergeblich und unklug es seyn würde, sich ihnen länger zu widersezen, und daß eine solche Hartnäckigkeit nicht anders, als mit ihrem gänzlichen Verderben, sich endigen würde. Einige ließen sich durch seine Gründe bewegen, giengen hin, und unterwarfen sich freywillig; bey weitem der größte Theil aber weigerte sich, seinem Rath

*) Die Santa Hermandad, oder heilige Brüderschaft, wurde zu einer Zeit, da große Verwirrung in Spanien herrschte, errichtet, um Räuber zu unterdrücken.

Rath Gehör zu geben. Dieſe wählten dann den tapfern Taſarte zu ihrem General, und den Sohn des verſtorbnen Guanarteme von Telde zu ihrem König; doch nicht eher, als nachdem ſie die Oberherrſchaft der Inſel dem Don Ferdinando, dem vormaligen Guanarteme von Galdar, angeboten hatten, welchen ſie aufs dringendſte baten, die Parthey der Spanier zu verlaſſen, und mit ihnen ſein Glück zu verſuchen. Als er ſich weigerte, ihr Anerbieten anzunehmen, machten ſie ihm heftige Vorwürfe, daß er ſeinen Brüdern abgefallen, um es mit einem Volke zu halten, welches ſich der größten Treuloſigkeit gegen diejenigen, die ſeine Religion angenommen und ſich ihm unterworfen, ſchuldig gemacht hätte. Zu gleicher Zeit führten ſie verſchiedne Beyſpiele von der Treuloſigkeit der Spanier an; unter andern daß Pedro de Vera zwey hundert Kanarier aus der Inſel weggeſchaft, unter dem Vorwande ſie nach Teneriffa zu ſchicken, um gegen die Guanches zu fechten. „So bald nur die Spanier „uns alle erſt unters Joch gebracht haben, ſagten ſie, „werden ſies mit uns gewiß nicht beſſer machen; denn „wie können wir uns auf Leute verlaſſen, die ſich „nicht ſchämen, ihre Verſprechungen und feyerlichſten „Zuſagen zu brechen? Wir wenigſtens werden uns nie „unterwerfen, wir wollen uns auf die unwegſamen Ge„birge und die unzugänglichen Oerter der Inſel mit „unſern Heerden zurückziehen, durch Befeſtigung aller „Zugänge unſre Unabhängigkeit behaupten, und uns „bis aufs äußerſte vertheidigen.“ Als Don Ferdinando ihre Hartnäckigkeit ſah, gieng er nach Palmas zurück, und berichtete dem Pedro de Vera was vorgegangen, der ſich darauf entſchloß, ohne Verzug die Kanarier anzugreifen. Zu dieſem Ende zog er alle ſeine Truppen zuſammen, diejenigen ausgenommen, die er zur Beſatzung in Palmas zurückließ, und rückte vor den befeſtigten Paß Ventagoya, welchen er rings-

herum

herum einſperrte, und funfzehn Tage davor verweilte; denn er glaubte, die Eingebornen, die ſich mit ihren Weibern und Kindern daſelbſt befanden, würden ſich entweder ergeben, oder vor Hunger umkommen müſſen. Hierinn aber irrt' er ſich, denn ſie hatten ſich mit Lebensmitteln auf einige Monate verſehen. Als er dies erfuhr marſchirt' er auf den Paß los, um ihn mit dem Degen in der Hand zu ſtürmen; ward aber, mit Verluſt von acht Mann und verſchiednen Verwundeten, tapfer zurückgeſchlagen. Denn ſo bald die Eingebornen ihn annähern ſahen, warfen ſie eine ſolche Menge von groſſen Steinen und Pfeilen von den Felſen auf ihn und ſeine Leute herab, daß ſie ſich eilend zurückzogen. Da er alſo nicht hoffen konnte, hier etwas auszurichten, begab er ſich nach Tirarára und Akapro, wo er eine Menge Vieh wegnahm. Von hier marſchiert' er gegen eine andre natürliche Feſtung, Namens Titana, einen ſehr feſten Plaz, den einige der Eingebornen, die ſich hier aufhielten, durch Kunſt noch feſter gemacht hatten; ſo daß ſie ſich für ganz ſicher hielten, und gar keine Wachen ausſtellten, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Aber Pedro de Vera und ſeine Truppen, zu denen noch einige der bekehrten Einwohner ſtieſſen, überfielen ſie plözlich, tödteten ihrer dreyßig, und bemächtigten ſich der Feſtung mit allen Lebensmitteln, die dahin gebracht waren. Allein ſobald die Spanier, nachdem ſie Titana ausgeplündert hatten, es wieder verlieſſen, kehrten die Eingebornen wieder dahin zurück, befeſtigten es aufs neue, und ſtellten beſſere Wachen aus, wie vorher. Pedro de Vera rückte hiernächſt vor einen feſten Ort, Namens Aradar, welcher einen Büchſenſchuß hoch auf einem Berge lag. Er war von ſchroffen Felſen umgeben, und hatte nur einen engen Eingang, der zu einer natürlichen Gallerie führte, welche ſich oben um den ganzen Berg herum zog; über dieſer Gallerie

war

war noch eine Reihe von ſteilen Felſen mit einem engen Pfade, welcher zu dem Gipfel des Berges führte; dieſer war eben, und hatte eine Quelle von vortreflichen Waſſer. Dieſen Ort, wohin ſich einige Kanarier, mit ihren Kindern und Gütern, reterirt hatten, ſtürmten die Spanier ebenfalls. Sie machten eine Menge Gefangene, erbeuteten viel Vieh, und tödteten diejenigen, welche die Päſſe vertheidigten. Zwey Weiber ſtürzten ſich, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen, von einem Felſen herab, und wurden zerſchmettert, wovon der Felſen noch jezt den Namen Riſco de las Mugeres, d. i. Weiberfelſen, führt. Von hier giengen die Spanier weiter gegen einen andern feſten Plaz, Namens Fataga, welchen ſie auch eroberten. Da die Eingebornen, welche Tafarte anführte, die Macht der Spanier täglich wachſen ſahen, und daß ihre ſteilen Felſen ſie nicht vor dem Feinde ſchüzten, befolgten ſie den Rath des Don Ferdinando von Galdar, und unterwarfen ſich dem Pedro de Vera; unter dieſen befand ſich der Farkag, Don Ferdinando's Onkel. Der tapfere Tafarte aber folgte dem Beyſpiel ſeiner Landsleute nicht, ſondern entſchloß ſich, da er ſich von allen verlaſſen ſah, lieber zu ſterben, als ſich zu unterwerfen; er ſtieg daher auf den Gipfel eines hohen Felſen, rief laut: Atirtiſma! Atirtiſma! (der Kanarier Art, Gott anzurufen) ſtürzte ſich herab, und kam um.

Pedro de Vera verfolgte ſein Glück immer weiter, und jagte die armen Kanarier aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln auf, bis er an einen feſten Plaz, Namens Ajodar, kam, wo die mehrſten derſelben, ſich mit ihren Weibern und Kindern zuſammengezogen hatten, feſt entſchloſſen, ſich bis aufs äußerſte zu vertheidigen, und ſich lieber über die Felſen zu ſtürzen, als dem Feinde zu unterwerfen. Der Gouverneur und alle Officiere, nebſt dem Guanarteme von Galdar,

waren

waren der Meynung, daß es am beſten ſeyn würde, von der Seeſeite her den Angriff zu thun. Er ſchickte daher den gröſten Theil der Truppen dahin, und gab dem Officier, welcher ſie kommandirte, Befehl, nicht eher den Angriff zu thun, als bis er ihm Nachricht gäbe, weil er den Plaz von beiden Seiten zugleich zu beſtürmen willens war. Dieſer Officier aber (Miguel Moriſca) und die Biskayer, die er bey ſich hatte, voll Begierde, ihren bey Ventagopa erlittenen Verluſt zu rächen, kehrten ſich nicht an die Befehle des Pedro, die ſie für Feigheit oder übergroße Behutſamkeit anſahen, und kletterten kühn die Felſen hinan, bis ſie an die erſte Station kamen, wo ſie keinen Menſchen fanden, der ihnen den Weg ſtreitig zu machen ſuchte. Die Kanarier, welche während deſſen ihre Bewegungen genau beobachtet hatten, lieſſen ſie ungeſtört weiter rücken, bis ſie alle in den erſten Paß gekommen waren. Nun erhuben ſie plözlich ein groſſes Geſchrey, und wälzten eine unzählige Menge ungeheurer Steine von den anliegenden Höhen auf ſie herab. Die Spanier, nicht im Stande dieſem unerwarteten Angriff zu widerſtehen, ſuchten ſich durch die Flucht zu retten; aber vergebens; denn der Paß, durch den ſie heraufgeſtiegen waren, war ſo ſehr enge und ſteil, daß ſie nicht anders, als einer nach dem andern, auf allen vieren herabkriechen konnten. Und nun richteten die Kanarier ein ſchreckliches Blutbad unter den Flüchtlingen an; Miguel Moriſca, und der gröſte Theil der Biskayer wurden niedergemacht. Aber Pedro de Vera, der von der andern Seite herauf kam, verhinderte ihre gänzliche Vertilgung; und Don Ferdinando von Valdar, gegen welchen die Eingebornen noch Ehrerbietung hatten, bewog ſie, vielen das Leben zu ſchenken.

Der

Der Eingebornen, die ſich zu Ajodar verſammelt hatten, als die Spanier es angriffen, ſollen etwa drey hundert geweſen ſeyn. Nach dieſer Niederlage, der herbſten, welche die Spanier, ſeit ihres erſten Verſuchs gegen die Inſel, erlitten hatten, zog Pedro de Vera ſich nach Palmas zurück, um für ſeine Verwundeten, deren eine groſſe Menge war, zu ſorgen, und ließ über funfzig Mann Todte auf dem Schlachtfelde.

Neunzehnter Abſchnitt.

Verfolg der Eroberung.

Nachdem ſich Pedro de Vera eine Zeitlang zu Palmas aufgehalten, um ſeine Truppen auszuruhen, und die Verwundeten wieder herzuſtellen, muſterte er ſeine ganze Macht, die aus Kaſtilianern, Eingebornen von Lancerota, Fuertaventura und den andern Inſeln, den Kompagnien der heiligen Brüderſchaft, wie auch einigen der bezwungenen Kanarier beſtand, und ſich in allem etwa auf tauſend Mann belief. Dieſe verſah er vollſtändig mit Waffen und andern Bedürfniſſen, feſt entſchloſſen, die Eroberung völlig zu Ende zu bringen, eh' er nach Palmas zurückkehrte.

Da er durch ſeine Kundſchafter erfuhr, daß alle Kanarier ſich mit ihren Weibern und Kindern zu Anſite, einem Orte, den man für unüberwindlich hielt, zuſammengezogen, marſchirt' er dahin, und ſchlug am Fuße des Berges ſein Lager auf. Don Ferdinando von Galdar, welcher wußte, daß ſeine Landsleute entſchloſſen waren, lieber zu ſterben, als ſich den Spaniern zu ergeben, gieng mit Bewilligung des Gouverneurs zu ihnen, um zu verſuchen, was er durch Ueberredung ausrichten könnte. So bald ſie ihren alten Guanarteme ſahen, drängten ſie ſich mit lauten Zurufungen um ihn her, und jeder der Anweſenden wein-

te lange, eh' er ein Wort vorbringen konnte. Der Guanarteme weinte mit ihnen, und beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Die Anzahl der hier versammelten Eingebornen belief sich auf sechs hundert streitbare Männer, und tausend Weiber und Kinder, unter denen sich alle Edlen, nebst dem Faykág und dem jungen Guanarteme von Telde, befanden. Dieser junge Mann war im Begriff, sich mit der Tochter des Königs von Galdar, die auch zugegen war, zu vermählen, und gedachte sich durch diese Verbindung zum König der ganzen Insel zu machen. Da ihr Schmerz sich endlich durch Worte zu erleichtern anfieng, beschwur sie Ferdinando in einer rührenden Rede, mit Thränen begleitet, Mitleiden zu haben mit ihren Weibern und Kindern, und alle Gedanken eines längern Widerstandes, der sich gewiß in ihrem gänzlichen Verderben endigen würde, fahren zu lassen. Er wollte für die Spanier einstehen, sezt er hinzu, daß sie ihnen gut begegnen, sie im Besiz ihrer Freyheit und Güter schüzen, und vornehmlich gegen den Stand und die Würde der Edlen gebührende Achtung beweisen würden. Durch diese und dergleichen schmeichelnde Bewegungsgründe, vermocht' er endlich die Eingebornen dahin, sich zu ergeben; sie warfen also ihre Waffen nieder, und erhuben zu gleicher Zeit ein jämmerliches Geweine und Geheule. Der junge Guanarteme von Telde, als er seine Hoffnungen also vereitelt sah, stieg mit dem alten Faykág auf den Gipfel eines Felsen, wo sie einander umarmten, Atirtisma! ausriefen, sich denn herabstürzten, und sich so zusammen ums Leben brachten. Als der Tumult und das Weinen sich ein wenig gelegt hatten, brachte Don Ferdinando die Kanarier (unter denen sich seine eigene Tochter Teneshoia befand,) ins Lager, und stellte sie dem Pedro de Vera vor, der sie sehr gnädig empfieng und bewirthete. Er empfand kein geringes Vergnü-

gen

gen über dieſe freywillige Unterwerfung, weil er wohl einſahe, daß wenn ſie den Ueberredungen des Don Ferdinando nicht Gehör gegeben hätten, er ſich nicht ohne vieles Blutvergieſſen des Orts würde haben bemächtigen können. Der Biſchof, Don Juan de Frias, welcher vor einigen Tagen aus Lancerota angekommen, und eben zugegen war, ſang bey dieſer Gelegenheit das Te Deum. Dies geſchah am 29ſten April 1483, ſieben und ſiebenzig Jahr nach Johann von Betancours erſtem Verſuch auf die Inſel.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Folgen der Uebergabe von Anſite.

Der Tag der Uebergabe von Anſite wird jährlich, als ein großes Feſt, in der ganzen Inſel Kanaria gefeyert; man hält dann eine feyerliche Proceſſion, wobey die Standarte, die damals im Lager war, und nachher in der Kirche der heiligen Anna, der Schutzheiligen der Inſel, niedergelegt iſt, zur Schau getragen wird. Don Ferdinando's Tochter Teneſhoia wurde unter dem Namen Donna Katharina getauft, und an den Don Ferdinando de Guzmann verheyrathet. Aus dieſer Ehe ſtammen die Guzmans von Galdar in Kanaria. Don Ferdinando von Galdar hatte noch eine Tochter, Namens Tenaguan, die mit einem aus dem Hauſe Betancour verheyrathet wurde. Ferdinando ſelbſt ward nachmals von den Guanches, in einer Expedition auf Teneriffa, ums Leben gebracht. Als die Truppen von der Eroberung nach Palmas zurückkehrten, beſtieg Don Alonzo Jaimes de Sotomajor den Thurm, ſchwang die Standarte, und rief dabey dreymal: „Kanaria, Kanaria, Groß-Kanaria gehört „jezt Ihren hohen und großmächtigen Majeſtäten,

„Don Ferdinando und Donna Iſabella, König und „Königinn von Kaſtilien und Leon.“

Nachdem alſo die Inſel glücklich bezwungen war, ſchickte der Gouverneur diejenigen Truppen, die von den beyden Kompagnien der heiligen Brüderſchaft noch übrig waren, nach Spanien zurück; mit ihnen giengen viel Officiere und Edelleute ab, die nicht Luſt hatten, ſich auf der Inſel niederzulaſſen, ſondern lieber bey der Eroberung von Granada dienen wollten. Pedro de Vera benachrichtigte durch dieſelben Ihre Majeſtäten von der gänzlichen Bezwingung der Inſel; er empfahl zugleich diejenigen, welche ihm treue Dienſte im Kriege geleiſtet hatten, der königlichen Gnade, und bat, daß man Leute, zu Bewohnung der Inſel, herüberſchicken möchte. Dieſe Nachricht machte dem König viel Vergnügen; er gab alſobald Befehl, daß ein großer Theil der Ländereyen in Kanaria unter die Soldaten, ihrem Range und Verdienſt gemäß, ausgetheilt werden ſollte, und bewilligte denjenigen auſſerordentliche Vorzüge und Freyheiten, die ſich auf der Inſel niederlaſſen wollten, welches gröſtentheils Andaluſier waren. Er befahl auch, eine Menge von Fruchtbäumen, Pflanzen und Zuckerrohr von Madeira nach Kanaria hinüberzubringen, wo alles ausnehmend gut fortkam, und ſich ſehr vermehrte, weil der Boden und das Klima ſich faſt für alle Arten von Gewächſen vortrefflich ſchickt. Der Biſchof und Gouverneur vertheilten die Kinder der Kanarier beyderley Geſchlechts unter die Spanier, um ſie in dem Glauben und der Lehre der Römiſchen Kirche zu unterrichten; alles Aergerniß zu vermeiden, wurden die Mädchen der Aufſicht der verheyratheten Frauen, und die Knaben der unverheyratheten Mannsperſonen anvertrauet.

Den

Den Instruktionen des Königs gemäß, erwählte der Gouverneur aus dem Adel zwölf Regidores *), die Insel in Civilsachen zu regieren, einen Sekretär, Alguazil Major, Unter-Sekretärs, und Alguazils, nebst andern Civilbedienten. Diese hießen der Cavildo. Der Bischof, Don Juan de Frias, bat angelegentlich, daß sein Siz von Rubikon in Lancerota nach Palmas verlegt werden möchte, welches er einige Jahre nachher, unter dem Pontifikat des Pabstes Innocenz VIII erhielt, zu großem Vergnügen des Pedro de Vera und der übrigen Einwohner von Kanaria.

Am 20sten Februar 1487 wurde diese Insel zu Salamanka, mit großen Feyerlichkeiten der Krone von Kastilien, einverleibt; sie bekam dabey den Titel eines Königreichs, und wurde von allen Pechos und Alkavalas **) frey erklärt. In eben dem Jahr gab der Pabst Innocenz VIII das Patronat des Bisthums von Kanaria, nebst seinen Beneficien, auf immer dem König von Spanien und seinen Nachfolgern.

Im Jahre 1499 schickte der König von Spanien ein Gesezbuch, nach welchem die Einwohner regiert werden sollten, nach Kanaria; und bestätigte zugleich gewisse Anordnungen, welche vormals die Eingebornen gemacht hatten.

Im Jahr 1515 gab der Kaiser Karl V der Stadt Palmas den Titel: Edle und königliche Stadt Palmas.

Ein

*) Das Amt der Regidores ist fast einerley mit dem der oben erwähnten Vier und zwanziger.

**) Gewisse Abgaben in Spanien.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Tod des Diego von Herrera.

Nicht lange nach der Eroberung von Kanaria fiel Diego von Herrera in eine Krankheit, und starb am 22sten Jun. 1485 zu Fuertaventura, in einem Alter von einigen siebzig Jahren. Er ward in dem Kloster St. Buenaventura, welches er selbst gestiftet hatte, begraben.

Er hinterließ drey Söhne und zwo Töchter; nämlich Pedro Garcia de Herrera, Sancho Herrera, und Hernand Peraza, die Töchter waren, Donna Maria de Ayala, die an den Diego de Sylva, Grafen von Pontalegre in Portugall, und Donna Konstanza Sarmiento, die an den Pedro Hernandez de Sayavedra, Marschall von Sahara, verheyrathet war. Einige Zeit vor seinem Tode theilt' er sein Reich auf den Inseln unter dem Sancho Herrera und dem Hernand Peraza.

Dem Hernand Peraza, der sein Liebling war, hinterließ er die Inseln Gomera und Hierro. Diesem folgte sein Sohn, Guillen Peraza de Ayala, der den Titel Graf von Gomera führte, in der Regierung. Er verkaufte die beyden Inseln für 7000 Dukaten an seinen eignen Sohn Diego de Ayala. Er starb im Jahr 1567, und sein Sohn im Jahre 1586.

Seinem Sohn Sancho Herrera vermachte Diego de Herrera einen Theil der Einkünfte und Gerichtsbarkeit der Inseln Lancerota und Fuertaventura, die unbewohnten Inseln Alegranza, Lobos und Santa Clara, nebst einigen Gütern in Spanien.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Pedro de Vera geht nach der Insel Gomera.

Unterdeß Pedro de Vera Groß-Kanaria, mit Zufriedenheit der Einwohner, in Frieden regierte, und der Früchte seiner bey der Eroberung ausgestandenen Beschwerden in Ruhe genoß, erhielt er Briefe aus Lancerota, von der Donna Ignes Peraza, der Wittwe des Diego von Herrera, die ihn benachrichtigte, daß ihr Sohn, Hernand Peraza, zu Gomera in großer Gefahr sey, weil die Eingebornen gegen ihn rebellirt hätten. Sie bat ihn um seinen Beystand gegen dieselben, und schickte zu gleicher Zeit einige Schiffe und Truppen, sich mit denen zu vereinigen, die er von Groß-Kanaria abzuschicken für gut finden würde.

Pedro de Vera zog gleich alle Truppen, die er entbehren konnte, zusammen, und segelte mit ihnen in zwey Schiffen, die sich in dem Hafen Isletes befanden, und denen von Lancerota, nach Gomera ab, wo Hernand Peraza eben in einem Thurm von den Eingebornen belagert wurde. So bald diese die Schiffe kommen sahen, hoben sie die Belagerung auf, und flüchteten sich in einen festen Plaz auf den Bergen. Pedro de Vera sezte ihnen nach, und nahm sie gefangen. Einige ließ er, den andern zum Beyspiel, hinrichten; die übrigen begnadigte er auf Fürbitte des Hernand Peraza; zwey hundert aber nahm er mit nach Groß-Kanaria, und verließ den Hernand Peraza höchst vergnügt über sein Betragen. Nach seiner Abreise begegnete Hernand Peraza den Eingebornen, sowohl Freunden als Feinden, mit großer Strenge; und nicht zufrieden mit den Reizen seiner schönen Gemahlinn, Donna Beatriz Bobadilla, verliebt' er sich in ein schönes Gomeraner Mädchen, welches in dem Distrikt Guahedun in einer Höhle lebte, in deren

Nach-

Nachbarschaft er einige Kornfelder hatte. Als die Eingebornen dieses erfuhren, nahmen sie mit dem Mädchen Abrede, wie sie sich seiner bemächtigen könnten. Sie bestimmte ihm daher einen gewissen Ort zur Zusammenkunft, wohin er sich, bloß von seinem Hofkavalier und Pagen bekleidet, begab, ungeachtet diese sich alle mögliche Mühe gaben, ihn davon abzurathen. Ein gewisser Pablo Hapalupu, ein alter Mann, der in großem Ansehen bey den Eingebornen stand, war Anführer der Verschwörung. Dieser Mann hatte nicht lange vorher dem Hernand Peraza den Rath gegeben, die Gomeraner als seine Kinder anzusehen, und ihnen nicht hart zu begegnen, welches dem Gouverneur so sehr beleidigte, daß er nachher immer Misfallen und Argwohn gegen ihn äusserte, so daß Pablo sich seines Lebens nicht sicher hielt. Peraza fand seine Geliebte in einer Höhle, wo nur eine alte Frau bey ihr war; er gieng hinein, und befahl seinen beyden Begleitern, in einer andern Höhle nicht weit davon auf ihn zu warten. So bald Hapalupu und seine Mitverschwornen von seiner Ankunft Nachricht hatten, eilten sie hin. Unterwegs trafen sie einen Verwandten des Mädchens, Namens Hautakuperche, der über diese Liebesintrigue des Peraza äusserst aufgebracht war, und nur Gelegenheit wünschte, den Schimpf seiner Familie zu rächen. Als er ihre Absicht, sich des Peraza zu bemächtigen, hörte, bat er sie aufs dringendste, so sehr zu eilen, als sie nur könnten, und nicht auf den Pablo, der nicht mit ihnen über Weg kommen konnte, zu warten; er lief zugleich voran, um den Eingang der Höhle zu besezen. Als das Mädchen das Geräusch der Kommenden hörte, bat sie dem Peraza, sich eilends anzuziehen, weil ihre Verwandten kämen, ihn gefangen zu nehmen. Er warf also eine Frauenskleidung über, um sich unkenntlich zu machen, und wollte davon laufen. Als

die

die alte Frau dieſes ſah, rief ſie: „Das iſt der Mann, „der in Frauenskleidern wegläuft, haltet ihn! haltet „ihn!“ Als er dies hörte, und ſich entdeckt ſah, kehrt' er in die Höhle zurück, und ſagte: „Soll ich gefangen „genommen oder getödtet werden, ſo geſchehe es doch „wenigſtens nicht in Weiberkleidern.“ Er zog alſo ſeine Kleider und ſein Panzerhemd an, nahm ſeine Tartſche und ſeinen Degen, und gieng an den Eingang der Höhle. Hautakuperche hatte ſich unterdeß, mit einem hölzernen Wurfſpieß bewaffnet; über den Eingang geſtellt, und erwartete ihn. Als er den Peraza heraus kommen ſah, warf er ſeinen Wurfſpieß auf ihn herab, welcher durch die Fugen ſeiner Rüſtung drang, und ihm den Nacken und den ganzen Leib durchbohrte, ſo daß er todt zu Boden fiel; worauf ſie dann auch ſeine beyden Begleiter ums Leben brachten. Als der alte Pablo Hapalupu den Gouverneur ermordet ſah, weint' er bitterlich, und ſagte zu den Anweſenden, ihre Weiber und Kinder würden die Folgen dieſer blutigen That bejammern. Der Greis überlebte dieſe Prophezeyung nur wenig Tage. Nach dem Tode des Hernand Peraza, begaben ſich die Gomeraner, welche an ſeinem Morde Theil hatten, auf die Berge, erzählten ihnen, was vorgegangen war, und riefen dabey frohlockend aus: „Der Ganigo von Guahedun iſt zer„brochen!“ Ganigo war ein irdenes Gefäß, aus welchem die Eingebornen bey öffentlichen Feſten ihre Speiſen zu eſſen oder Milch zu trinken pflegten; als ſie daher eine große Menge von Leuten herzulaufen ſahen, um den Leichnam des Hernand Peraza zu ſehen, ſagten einige von ihnen, ſie kämen, aus dem Ganigo von Guahedun Milch zu trinken.

Donna Beatriz Bobadilla fand Mittel, ſich den Leichnam ihres Gemahls zu verſchaffen, welchen ſie ſogleich beerdigte, und ſich darauf in aller Eile, mit ihren Kindern und den vornehmſten Einwohnern der

Stadt

Stadt, in das Kaſtel an dem Hafen zurückzog. Kaum waren ſie hineingekommen, als es von den Gomeranern, welche die Donna Beatriz entweder umbringen oder gefangen nehmen wollten, umringt und ſcharf beſezt wurde. Sie blockirten es viele Tage, und brachten die Eingeſchloſſenen in ſehr große Noth, wiewohl ſie von einigen der Einwohner der Stadt, und auch von einigen Eingebornen aus dem Diſtrikt Orone, heimlich mit dem nothdürftigen verſorgt wurden. Die Belagerer wollten mit Gewalt in das Kaſtel eindringen; aber die Belagerten trieben ſie mit Steinen und Pfeilen, womit ſie zum Glück gut verſehen waren, zurück. Hautakuperche gab ſich am meiſten Mühe, das Kaſtel zu erobern; er war ſo geſchickt und behende, daß er alle Pfeile, die man auf ihn abſchoß, mit ſeiner Hand im Fluge auffieng. Endlich lockte man ihn an ein Schießloch an dem Fuße eines Thurms, wodurch man ihn denn unverſehens mit einem Pfeil erſchoß. Als die Eingebornen den Hautakuperche getödtet ſahen, und wußten, daß Donna Beatriz dem Pedro de Vera von dem Mord ihres Gemahls Nachricht gegeben, ſo hoben ſie, aus Furcht vor ſeiner Wiederkehr, die Belagerung auf, und zogen ſich nach einem feſten unzugänglichen Orte auf den Bergen zurück. Als Pedro de Vera von dem Morde Nachricht erhielt, ſegelte er mit vier hundert Mann nach Gomera ab, wo er die ſchöne Wittwe in dem Kaſtel antraf, welches ſie noch nicht zu verlaſſen wagte, ungeachtet die Belagerung aufgehoben war. Er berathſchlagte ſich gleich mit ihr, wie es am beſten anzufangen ſey, die Mörder ihres Gemahls in die Hände zu bekommen und zu beſtrafen.

Die Rebellen hatten ſich zwiſchen den Bergen in einer ſtarken natürlichen Feſtung, Namens Garagonahe, die nicht geſtürmt werden konnte, eingeſchloſſen. Pedro de Vera, welcher beſorgte, die übrigen der

Ein-

Einwohner möchten ſich ſeinen Abſichten widerſezen, befahl durch eine öffentliche Proklamation allen Gomeranern, bey Todesſtrafe, in die Kirche zu kommen, um den Begräbnißfeyerlichkeiten, die dem Leichnam des Hernand Peraza erwieſen werden ſollten, beyzuwohnen. Sie fanden ſich demnach an dem beſtimmten Tage ohne Furcht ein, weil ſie ſich nicht bewußt waren, irgend etwas gethan zu haben, wodurch ſie den Unwillen der Spanier verdient hätten, und wurden alle zu Gefangenen gemacht.

Hierauf marſchirte Pedro de Vera gegen diejenigen, die ſich zu Garagonohe eingeſchloſſen hatten, und bewog ſie endlich durch ſchöne Worte und Verſprechungen, ſich zu ergeben. Er brachte ſie dann nach der Stadt an dem Hafen, und verdammte daſelbſt, ſeines Verſprechens, ihnen nichts zu Leide zu thun, ungeachtet, alle diejenigen aus den Diſtrikten Agane und Orone, die über funfzehn Jahr alt waren, zum Tode. Dieſes ungerechte Urtheil (denn nur wenige hatten an dem Morde des Peraza Theil,) ward mit größter Strenge vollzogen; einige wurden gehängt, andre erſäuft, andre durch Pferde zerriſſen. Nicht zufrieden mit dieſer grauſamen Strenge, ließ er vielen Hände und Füße abhauen, und verbannte andre. Ein Niederträchtiger, Namens Alonzo de Cota, welcher eine Anzahl der Verbannten in einem Schiff nach Lancerota bringen ſollte, warf ſie unterwegs alle über Bord. Die Weiber und Kinder der Hingerichteten wurden zu Sklaven verkauft. Nach dieſer abſcheulichen Mezelung kehrte Pedro de Vera nach Kanaria zurück. Er hatte zu Gomera erfahren, daß die Eingebornen dieſer Inſel, die ſich in Kanaria aufhielten, an ihre Landsleute in Gomera geſchickt, und ſie ermahnt hatten, den Hernand Peraza zu ermorden, im Fall er ſich unterſtehen würde, ihre Weiber oder Töchter zu mißhandeln, mit der Verſicherung, daß ſie entſchloſ-

ſchloſſen wären, es mit jedem, der ihnen oder den ihrigen in Kanaria ſo begegnen würde, eben ſo zu machen. Dieſerwegen ließ er alle Gomeraner, die ſich in Kanaria befanden, etwa zwey hundert an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder, in einer Nacht in Verhaft nehmen, die Männer hinrichten, die Weiber und Kinder aber zu Sklaven verkaufen.

Als der Biſchof, Don Juan de Frias, von dieſem Verfahren hörte, ward er ſehr unwillig über den Gouverneur wegen ſeiner barbariſchen Grauſamkeit. Gleichwohl gieng er zu ihm, und ſtellte ihm mit aller Gelaſſenheit vor, wie unrecht er thue, Chriſtliche Kinder zu Sklaven zu verkaufen. Der Gouverneur erwiderte, ſie wären keine Chriſten, ſondern Kinder der Ungläubigen, die den Hernand Peraza ermordet hätten, und ihn ebenfalls ermordet haben würden. Der Biſchof gab hierauf zur Antwort: „Was Sie betrifft, „ſo werden Sie am Ende vor Gott erſcheinen, und „Rechenſchaft geben müſſen wegen des unſchuldigen „Bluts, deſſen Stimme zu ihm um Rache gerufen „hat; was aber mich betrifft, ſo werd' ich alle diejenigen in Bann thun, die Theil daran gehabt haben „oder haben werden, dieſe Kinder aus der Inſel wegzuſchicken." Hierauf ſagte der Gouverneur, wenn er ſich ferner unterſtünde, ſeiner Zunge ſolche Freyheit zu verſtatten oder in ſolchem Ton zu ihm zu ſprechen, ſo würde er eine glühende eiſerne Kappe auf ſeinen Kopf ſchlagen. Der Biſchof gieng hierauf nach Hauſe, ſehr gekränkt durch das Betragen des Gouverneurs gegen ihn, ſowohl als durch ſeine unmenſchliche Behandlung der Gomeraner. So bald er eine ſchickliche Gelegenheit fand, ſchiffte er nach Spanien, wo er ſich bey Ihro Majeſtäten von Kaſtilien über den Pedro de Vera, wegen ſeines ungerechten und grauſamen Betragens gegen die Gomeraner, beſchwerte.

Der

Der König und die Königinn gaben Befehl, die Sache zu unterſuchen; es geſchah, und des Biſchofs Anklage wurde gegründet befunden. Hierauf befahl der König, daß man die Gomeraniſchen Sklaven wieder in Freyheit ſezen, und daß die Verkäufer derſelben ſchuldig ſeyn ſollten, den Käufern ihr Geld wieder zu erſtatten.

Der Biſchof, Don Juan de Frias, ſtarb bald, nachdem er dieſes gute Werk für die Gomeraner gethan hatte.

Unſer Autor ſagt nichts von der Urſach des erſten Aufſtandes der Gomeraner gegen den Hernand Peraza; aber aus dem, was wir erzählt haben, ſieht man leicht, daß die Unterdrückung deſſelben den zweyten veranlaßte; denn der geheime Umgang zwiſchen dem Mädchen und dem Peraza geſchah nicht mit ihrer Einwilligung, ſonſt würde ſie ihn ihren Verwandten nicht verrathen haben; ſondern er zwang ſie dazu durch ſeine unumſchränkte Gewalt, welcher kein Menſch auf der Inſel ſich zu widerſezen wagte. Wir können hier das Verhalten des Pedro de Vera mit dem des Johann von Betancour in ähnlichen Umſtänden vergleichen, und den Unterſchied bemerken. Hätte Donna Beatriz ihre Klagen dem Johann von Betancour vorgebracht, ſo würde er ihr geantwortet haben, ihr Gemahl habe von Leuten, die gegen ihre gekränkte Ehre nicht gleichgültig wären, den würdigen Lohn ſeiner Thaten empfangen. Aber enge Seelen faſſens nicht, daß es eine beſſere Methode gebe, diejenigen, die ſie Barbaren nennen, zu beherrſchen, als Gewalt und Härte.

Pedro de Vera ward bald nachher von ſeinem Gouvernement zurückberufen, theils wegen der Beſchwerden des Biſchofs, theils weil er ein erfahrner General in gebirgigten Gegenden war, und die Kunſt verſtand, einen Feind aus feſten unzugänglichen Oertern, wie in

Groß-

Groß-Kanaria, zu belegiren; denn da die Gebirge in Granada, woraus der König die Mauren zu vertreiben wünschte, voll solcher Oerter sind; so glaubt' er, daß Pedro de Vera sich hier gut gebrauchen lasse. In dieser Absicht ließ er ihn herüberholen, empfieng ihn gnädigst, und macht' ihn zum Marschall und Kommissarius des Kriegs in Granada, worinn er sich großen Ruhm erwarb; doch zog er sich seine Zurückberufung sehr zu Herzen, weil er wohl einsah, daß die Beschwerden des Bischofs die wahre Ursach derselben gewesen waren.

Pedro de Vera hatte sechs Söhne. Einer derselben, Namens Hernando de Vera, welcher einen Unwillen gegen Ihro Majestäten hegte, und von seiner Leidenschaft verblendet war, ließ satyrische Verse gegen dieselben machen, die er insgeheim einigen seiner Freunde zeigte, welche sie wieder andern mittheilten, bis sie endlich dem König und der Königinn zu Gesicht kamen. Diese wurden darüber so sehr aufgebracht, daß sie einen Richter nach Xeres de la Frontera schickten, wo der wahre Verfasser des Pasquills wohnte, um ihn zu entdecken. Der Teniente *) der Stadt ward bey dieser Untersuchung des Verbrechens schuldig befunden, und verurtheilt, auf dem Marktplaze seinen Kopf zu verlieren, welches dann auch geschah. Verschiedne andre Personen in Xeres, welche Theil daran gehabt hatten, wurden des Reichs verwiesen. Hernando de Vera, welcher einige Zeit vorher das Ungewitter sich zusammenziehen sah, entfloh nach Portugall. Da man aber auf seine Auslieferung eine große Belohnung sezte, hielt er sich hier nicht sicher, und gieng daher nach der Insel Gomera, wo er

*) Der Teniente ist die nächste Magistratsperson nach dem Corregidor.

er ſich unter den Schuz der Donna Beatriz Bobadilla begab, die gegen ſeinen Vater, wie wir vorher geſehen, ſo groſſe Verbindlichkeiten hatte. Da aber die Königinn Iſabella öffentlich bekannt machen ließ, daß derjenige, der den Hernando de Vera gefangen überliefern würde, wegen jedes Verbrechens, das er begangen haben möchte, Verzeihung und noch eine groſſe Belohnung oben darein erhalten ſollte; ſo glaubte Donna Beatriz Bobadilla, die nichts mehr wünſchte, als nach Kaſtilien zurück zu kehren, aber es aus Furcht vor der Eiferſucht der Königinn nicht zu thun wagte, jezt die ſchönſte Gelegenheit gefunden zu haben, ihren Wunſch zu erreichen; ſie nahm daher höchſt undankbarer Weiſe den Vera in Verhaft, ließ ihn genau bewachen, und ſchiffte ſich mit ihm nach Spanien ein. Da ſie ſich aber, wegen widriger Witterung genöthigt ſah, vor Madera zu ankern, und die Portugieſen daſelbſt erfuhren, daß ſie einen Sohn des Pedro de Vera, den ſie kannten und ſehr hochachteten, als Gefangenen nach Spanien brächte, baten ſie die Donna Beatriz, aus Achtung für das Andenken ſeines Vaters, ihm zu erlauben, daß er ans Land ſteigen, und ſich erquicken dürfte. Sie ſchlug ihnen dieſes ab, worauf ſie einige Böte zuſammenbrachten, mit Gewalt das Schiff erſtiegen, und ihn ans Land brachten. Bald darauf ſchickten ſie ihn nach Portugall, und ließen die Donna Beatriz Bobadilla nach Gomera zurückkehren, bedeckt mit Schimpf und Schande, ein Gegenſtand des Spotts und der Verachtung aller, die von ihrer ſchwarzen Undankbarkeit, und der gerechten Vereitelung ihrer Abſicht gehört hatten.

Hernando de Vera war ſo unbeſonnen, daß er einige Zeit nach ſeiner Ankunft dies Reich verließ,

und

und nach Andaluſien gieng, wo er in Verhaft genommen wurde, aber durch Hülfe ſeiner Verwandten Mittel fand, zu entwiſchen. Endlich bewirkte ſein Vater, welcher Ihro Majeſtäten ſeine langen und treuen Dienſte vorſtellte, und für ſeinen Sohn um Verzeihung bat, ſeine Begnadigung, unter der Bedingung, daß er in der Beſazung von Mellila in der Barbarey, mit einiger Reuterey auf ſeine eigne Koſten dienen ſollte. Er begab ſich alſo dahin, ſtarb aber bald nach ſeiner Ankunft. Sein Vater Pedro de Vera ſtarb in einem hohen Alter zu Xeres de la Frontera, und ward daſelbſt in dem Kloſter des heiligen Dominikus, welches er zum Begräbnißplaz für ſich und ſeine ganze Familie, erbauet und ausgeſtattet hatte, begraben.

Geſchichte der Entdeckung und Eroberung der Kanariſchen Inſeln.

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Von der Inſel Palma, und den alten Einwohnern derſelben; ihre Sitten, Gewohnheiten, Religion, u. ſ. w.

Als die Europäer zuerſt auf dieſer Inſel landeten, trug ſie keine Art von Getreide, oder eßbarer Wurzeln, auſſer der Wurzel des Farrenkrauts, von welcher die Eingebornen Mehl machen, (wie die Einwohner dieſer und andrer Kanariſchen Inſeln noch jezt thun,) wie auch von dem Saamen eines Baums oder Geſträuchs, Namens Amagante. Dieſe beyde Arten von Mehl aßen ſie mit Milch oder Brühe vermiſcht. Ihre andern Arten von Speiſe waren Ziegen- Schaf- und Schweinefleiſch, welches ſie gebraten oder gekotten eſſen. Die Felle der beyden erſtern dienten ihnen zur Kleidung, und von der Haut der leztern machten ſie Schuhe. Die Waffen, deren ſie ſich im Kriege bedienten, waren hölzerne Stangen, vorn mit einer ſcharfen Spize, und durch Feuer gehärtet, welche ſie Moka nannten.

Die

Die Insel war in zwölf Distrikte abgetheilt, deren jeder von seinem eignen Herrn oder Hauptmann regiert wurde. Ihre Polizey aber war nicht so gut, als auf den andern Inseln, denn derjenige wurde für den Klügsten und Geschicktesten gehalten, der so künstlich zu stehlen wußte, daß keiner ihn ertappte; ward Jemand entdeckt, so geschah ihm weiter nichts, als daß er das Gestohlene wieder herausgeben mußte. War jemand von einem aus seinem eignen Distrikt beleidigt, so hielt ers für klein, sich darüber bey seinem Hauptmann zu beschweren; er rächte sich vielmehr selbst, indem er alle seine Freunde und Verwandten zu Hülfe nahm, und Wiedervergeltung ausübte; worauf sie insgesammt wegzogen, und sich in einem andern Distrikt niederließen. Ihr Gottesdienst war folgender: In jedem Distrikt war eine große Säule oder Pyramide, von losen Steinen so hoch als möglich aufgeführt. Hier versammelten sich die Eingebornen zu gewissen Zeiten, sangen und tanzten um die Pyramide herum. Dies war auch der Ort, wo sie kämpften, rangen, und andre Proben ihrer Behendigkeit ablegten. In einem der Distrikte war, statt der Pyramide von losen Steinen, eine natürliche, die aus einem schmalen und an hundert Klaftern hohen Felsen bestand. Hier verehrten die Eingebornen ihren Gott Idafe, dessen Namen noch jezt der Felsen führt. Sie waren in beständiger Furcht, daß er einmal umfallen würde; so oft sie daher ein Schaf oder eine Ziege schlachteten, brieten sie ein Stück davon, und schickten es durch zwey Personen dem Felsen als ein Geschenk. Im Hingehen sang derjenige, der das Opfer trug, die Worte: „Y Iguldera, y Iguan, Idafe!“ Das heißt in ihrer Sprache: „Er will fallen, Idafe!“ Der andre antwortete darauf in dem nehmlichen Ton: „Guegerte, y guanaro;“ das heißt: „Gieb ihm, und er wird nicht „fallen.“ Dann warf er das Fleisch hin, und beyde gien-

giengen weg; worauf es von den Raben, die um den Felsen herumschwärmten, bald verzehrt wurde.

Gegen die Sonne und den Mond bezeigten sie eine groſse Verehrung, und berechneten die Zeit sehr genau, um zu wissen, wenn Neumond, Vollmond und andre gottesdienstliche Tage, einfallen würden. Ausserdem erkannten sie einen Gott im Himmel, gröſser als alle andre, Namens Abora, welchen sie anbeteten. Mein Autor versichert, der Teufel sey den Eingebornen zuweilen in Gestalt eines kleinen Pudelhundes erschienen. Sie fürchteten sich ausserordentlich vor Krankheiten, so daſs wenn jemand von ihnen krank wurde, er seine Freunde und Verwandten kommen lieſs, und zu ihnen sagte: „Vakazuare;“ das heiſst: „Ich „wünsche zu sterben.“ Sie trugen ihn darauf in eine Höhle, legten ihn auf ein Bette von Ziegenfellen, sezten einen Krug mit Milch neben ihn, schlossen dann den Eingang der Höhle zu, und lieſsen ihn so ganz allein sterben. Sie begruben ihre Todten in Höhlen, und legten immer Ziegenfelle unter sie, weil sies für unschicklich hielten, daſs ein Leichnam die Erde berühre.

Dies ist das Einzige, was man von den Gebräuchen der alten Palmaner mit Gewiſsheit weiſs. Von ihrer Sprache wird man am Ende dieses Werks einige Ueberbleibsel finden.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Eroberung der Insel Palma.

Wir haben bereits erzählt, wie die Spanier in ihrem Angriff auf Palma, unter dem Kommando des Guillen Peraza, welcher selbst dabey sein Leben verlor, zurückgeschlagen worden. Nach seinem Tode

thaten seine Unterthanen in der Insel Hierro verschiedne Einfälle auf Palma, um den Eingebornen ihr Vieh wegzunehmen, und auch Gefangene zu machen, die sie zu Sklaven verkauften. Auf einer dieser Expeditionen fiel ihnen ein Mann und eine Frau in die Hände, welche leztere die Schwester eines der Hauptleute der Insel, Namens Garehagua, war. Als sie sah, daß man sie ins Schiff bringen wollte, that sie einen so männlichen Widerstand, daß der Spanier, dessen Gefangene sie war, sich genöthigt sah, zu seinen Waffen seine Zuflucht zu nehmen, um sich zu wehren, und sie zu verhindern, daß sie ihm nicht entwischte, so daß er sie, indem er sich mit ihr herumschlug, ums Leben brachte. Nicht lange nachher machten die Eingebornen mit den Spaniern von Hierro Frieden, und führten einen wechselseitigen Handel mit ihnen. Nun trug sichs zu, daß unter andern Spaniern, die des Handels wegen nach Palma kamen, sich auch derjenige befand, der die Frau umgebracht hatte. Eines Tages, da er mit dem Garehagua sprach, erzählt er ihm die Begebenheit, ohne zu wissen, daß die Frau seine Schwester gewesen war. Als aber Garehagua diese Geschichte, und zwar aus des Mörders eignen Munde, hörte, sagt er zu ihm: „Dein Unstern hat dich in „meine Hände geführt, daß ich den Tod meiner Schwe„ster rächte.“ Mit diesen Worten stieß er ihm seinen Stecken, der mit einem spizen Ziegenhorn bewaffnet war, in den Leib, und tödtete ihn auf der Stelle, eh' ihm jemand zu Hülfe kommen konnte. Dieser Vorfall machte dem Frieden ein Ende, und beyde Partheyen fiengen aufs neue den Krieg an.

Bey einem andern Einfall der Hierroner in diese Insel, trafen sie ein schönes Frauenzimmer von riesenmäßiger Größe, welches mit großer Tapferkeit und Entschlossenheit focht. Da diese edle Kriegerinn sich auf allen Seiten von den Feinden umringt sah, so daß

ihr

ihr kein Weg zu entwischen übrig war, erariff sie plözlich einen Spanier, nahm ihn unter den Arm, und lief mit ihm einem hohen und steilen Felsengipfel zu, in der Absicht, sich mit ihrem Feinde zugleich herabzustürzen; welches ihr gewiß gelungen sein würde, hätte nicht ein andrer Spanier ihr von hintenzu eine Wunde ins Bein versezt, wodurch sie zu Boden fiel. Diese und die vorhergehende Geschichte haben die Tradition veranlaßt, die Männer auf der Insel Palma wären so weibisch und feige, daß blos die Weiber den Krieg führten.

Die mehrsten dieser Einfälle auf Palma geschahen auf Befehl des Hernand Peraza, des Diego von Herrera Sohn, und waren gemeiniglich mit Verlust der Spanier verknüpft.

Wir haben bereits gesehen, daß Juan Rejon mit einer Flotte von Spanien absegelte, die Insel Palma zu erobern; diese Expedition aber ward durch seinen Tod auf der Insel Gomera vereitelt, worauf seine Truppen nach Groß-Kanaria segelten, und sich mit dem Pedro de Vera vereinigten. Nach der Eroberung dieser Insel, als Pedro de Vera die Ländereyen vertheilte, begünstigte er vornehmlich den Alonzo Fernandez de Lugo, welcher die Garnison des Forts Gaete kommandirte. Diesem gab er zu seinem Antheil alle Ländereyen um Gaete her, welche sehr fruchtbar und wasserreich sind, an allen Arten von Fruchtbaumen einen Ueberfluß, und überdem einen kleinen aber bequemen Hafen haben, der mit mancherley Fischen angefüllt ist. Aber Alonzo, der mit seinem loose nicht zufrieden war, und ein thätiges kriegerisches Leben der gemächlichen Ruhe vorzog, verkaufte sein schönes Gut, und begab sich nach Spanien, wo er von dem König die Erlaubniß erhielt, Palma und Teneriffa zu erobern. Hierauf begab er sich nach Sevilla, um sich Schiffe, Truppen, Ammunition, und was er sonst

zu der Expedition nöthig hatte, anzuschaffen. Man erzählt von ihm, da die großen Kosten dieser Zurüstung nicht nur sein baares Geld, welches er vom Hofe bekommen hatte, sondern auch den größten Theil seines Privatvermögens, erschöpft, und der König, welcher damals eben in dem Kriege gegen die Mauren begriffen war, ihn nicht weiter unterstüzen können, sey er voller Verdruß über diese Widerwärtigkeiten, ganz unschlüssig gewesen, was er thun sollte. Da er nun eines Tages, von diesen Gedanken gequält, in der größen Kirche zu Sevilla spazieren gegangen, sey ihm ein ehrwürdiger alter Mann begegnet, habe sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen, und ihm zugeredt, er sollte ja sein vorhabendes Unternehmen nicht aufgeben, denn Gott würde gewiß mit ihm seyn, und ihm in der Ausführung desselben beystehen. Hierauf hab' er hinter die Decke eines Altars gegriffen, und einen großen Beutel voller Dublonen hervorgezogen, welchen er ihm gegeben, und gesagt: „Wenn diese verbraucht „sind, wirst du mehr bekommen." Nachdem Alonzo de Lugo das Geld beygesteckt, hab' er sich nach dem alten Mann umgesehen, der aber verschwunden gewesen, ohne daß er ihn nachher jemals wieder gesehen; aus welchem allen er denn geschlossen, daß es kein andrer, als der Apostel Petrus gewesen, dessen andächtiger Verehrer er war. Mit diesem Gelde und der Summe, die er von einigen Kaufleuten in Sevilla zusammenbrachte, (von diesen hatt' er vermuthlich alles) bracht' er die Ausrüstung seiner Flotte zu Stande, und segelte nach Palma, wo er am 29sten Sept. 1490 ankam, und in dem Hafen Tassakorta, an der Westseite der Insel, in dem Distrikt eines gewissen Mayantigo, landete. Hier schlug er sein Lager auf, welches er sehr stark befestigte, eh' er einen Versuch machte, weiter ins Land zu gehen, damit er im Fall, daß er zurückgeschlagen oder überfallen würde, einen

sichern

ſichern Zufluchtsort für ſeine Leute hätte, wo er zugleich ſeine Lebensmittel und Ammunition ſicher verwahren könnte, ohne ſich auf die Schiffe zu verlaſſen, die bey ſtürmiſcher Witterung genöthigt werden könnten, in See zu gehen, weil die Häfen in Palma ganz offen und allen Winden ausgeſezt ſind. Er baute auch eine Kapelle, die er dem heil. Michael weihte. Hierauf rückt' er weiter in die Inſel, und unterwarf ſich den ganzen ſüdweſtlichen Theil derſelben; nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern durch Geſchenke und Verſprechungen; denn vor ſeiner Ankunft zu Palma ſtanden die Eingebornen dieſes Theils der Inſel auf gutem Fuß mit den Spaniern, welche oft nach Taſſacorta kamen, und mit ihnen handelten.

Von hier begab er ſich nach der Nordoſtſeite der Inſel, welche durch Gebirge von ſo ungeheurer Höhe, daß ſie weit über die Wolken hinaus reichen, von der andern gänzlich abgeſondert iſt. Hier fand er mehr Widerſtand, weil die Eingebornen gegen die Spanier von Hierro, wegen der Beleidigungen, die ſie ihnen zugefügt hatten, ſehr erbittert waren. Als er an den Diſtrikt kam, in welchem Garehagua das Kommando führte, fand er die Einwohner in den Waffen; alle ſeine Ueberredungen ſich zu unterwerfen, vermogten nichts, bis er ſie angriff, wobey einige getödtet, und viele zu Gefangenen gemacht wurden. Dieſen begegnete er mit groſſer Freundlichkeit, damit ihre Landsleute durch ſeine Leutſeligkeit bewogen werden mögten, die Waffen niederzulegen. Sein Verhalten hatte die gewünſchte Wirkung, die Eingebornen widerſezten ſich dem Fortgange der Spanier nicht weiter, auſſer an einem Orte, welchen die Inſulaner Acet, die Spanier aber la Caldera nennten.

Eh' er gegen dieſen Ort anrückte, hielt' ers für gut, erſt wieder ins Lager zurückzukehren, um ſeine Trup-

Truppen, die wegen der rauhen Wege und der Höhe der Berge äußerst ermüdet waren, auszuruhen. Nachdem er sich einige Tage im Lager verweilt hatte, rückt' er gegen Caldera an. Dies ist ein Hügel, wie ein Kessel gestaltet; die Außenseite ist sehr hoch und steil, und nur zween rauhe, steile Pfade führen hinauf; inwendig vertieft er sich allmählich, und ist mit Fichten, Palmen, Lorbeern, Rotamas und andern Bäumen bedeckt. Der Boden ist eine Ebne von etwa dreyßig Morgen Landes; der Umfang des Gipfels aber beträgt etwa zwey Meilen. Innerhalb dem Kessel entspringen viele Bäche, die sich zusammen vereinigen, und dann in einem Bache, neben einem der vorerwähnten Wege, herabfließen. Durch diesen Gießbach suchte Alonzo de Lugo, nachdem er die andern Wege vergebens versucht hatte, in den Kessel einzudringen, wo sich eine große Menge der Eingebornen, unter dem Kommando eines ihrer Hauptleute, Namens Tanause, zusammengezogen hatten, um sich ihm zu widersetzen. Bey diesem Unternehmen fand er großen Beystand von den Eingebornen, die sich ihm bereits unterworfen hatten, denn so oft er nicht weiter konnte, trugen sie ihn zwey Bogenschüsse weit auf ihren Schultern. Hätten die Feinde ihm hier Widerstand gethan, so würden sie ihn ohne Mühe mit seiner ganzen Macht vertilgt haben; aber da sie höher postirt waren, so konnte Alonzo de Lugo sie mit mehrerem Vortheil angreifen, welches er dann mit großer Tapferkeit that. Gleichwohl wärs ihm unmöglich einzudringen; denn die Eingebornen hatten sich so vortheilhaft gestellt, und vertheidigten den Plaz, der ihre lezte Zuflucht war, so hartnäckig, daß Alonzo de Lugo genöthigt ward, sich zurückzuziehen, und in einiger Entfernung von dem Ort des Gefechts sein Lager aufzuschlagen. Noch denselben Abend schickten die Eingebornen ihre alten Leute, Weiber und Kinder, mehrer

rer Sicherheit wegen, auf den Gipfel des Berges, wo sie sich in Höhlen zwischen den Felsen verkrochen; die Nacht aber war so heftig kalt, daß sie insgesammt erfroren. Zum Andenken dieser Begebenheit nannten die Eingebornen den Ort Ayfouagan, d. h. den Ort des Frostes.

Alonzo de Lugo, der nun einsah, wie wenig die Erfahrenheit und Tapferkeit seiner Soldaten an einem solchen Orte ihm helfen könnte, schickte einen der bekehrten Eingebornen, Namens Juan Palma, an den Tanause, um ihn zu überreden, daß er den Römischen Glauben annehmen, und sich der Krone Spanien unterwerfen mögte, wobey er ihm und seinen Gefährten versprach, sie im ungekränkten Besiz ihrer Freyheit und Güter zu lassen. Tanause gab zur Antwort, wenn Alonzo sich bis an den Fuß des Berges zurückziehen wollte, so werd' er den folgenden Tag kommen, und sich ihm unterwerfen. Alonzo ließ sich dieses gefallen; da er aber argwöhnte, daß es nur eine Kriegslist sey, um ihn aus dem vortheilhaften Posten, wo er sich befand, zu delogiren, ließ er einen Hinterhalt zurück, um ihnen den Rückweg abzuschneiden, wenn sie ihm nachfolgten, und dann in ihre Festung zurückkehren wollten. Als Tanause nicht so bald kam, wie er versprochen hatte, marschierten die Spanier in ihren vorigen Posten zurück, und begegneten ihm. Die Eingebornen, welche die Spanier in den Waffen und in Schlachtordnung sahen, befürchteten Verrätherey, und wollten wieder umkehren; aber Tanause versicherte sie, da ihm Alonzo sein Wort gegeben, würden sie nichts zu befürchten haben. Allein er betrog sich; denn Alonzo, der ihrer Ehrlichkeit nicht traute, und besorgt war, sie mögten ihm wieder nach Caldera entwischen, fiel sie an, und es erfolgte ein blutiges Gefecht, welches mit dem Tode oder der Gefangenschaft aller Eingebornen sich endigte. Unter den Gefangenen be-

befand ſich Tanauſe, welcher dem Alonzo wegen ſeiner Treuloſigkeit die bitterſten Vorwürfe machte. Dies geſchah am 3ten May, 1491, ſieben Monate nachdem Alonzo de Lugo zu Taſſaforte gelandet war. Dieſer Tag wird jährlich, zum Andenken der Eroberung der ganzen Inſel, als ein großes Feſt zu Palma gefeyert. Gleich nach dem Treffen fertigte Alonzo ein Schiff mit der angenehmen Nachricht von der Eroberung der Inſel nach Spanien an den König und die Königinn ab, und ſchickte zugleich einige von den Befehlshabern der Inſel hinüber, unter denen ſich auch Tanauſe befand. Dieſer aber zog ſich ſeine Entfernung von ſeinem Vaterlande, nebſt der Treuloſigkeit des Alonzo, ſo ſehr zu Gemüthe, daß er durchaus keine Nahrung zu ſich nehmen wollte; und ſich alſo zu Tode hungerte; etwas ſehr gewöhnliches bey den Eingebornen von Palma, die bey jedem Leiden, ſowohl der Seele als des Leibes, gleich alle Geduld verloren.

Nach der Eroberung der Inſel Palma ſegelte Alonzo de Lugo nach Teneriſa, und nahm alle Truppen mit, die er irgend entbehren konnte. Nach ſeiner Abreiſe verſammelten ſich etwa dreyhundert der Eingebornen, die über die Spanier mißvergnügt waren, und übten gegen dieſelben und die Eingebornen unter ihrer Regierung verſchiedne Feindſeligkeiten aus. Als Alonzo de Lugo dieſes erfuhr, ſchickt' er einen gewiſſen Diego Rodriguez Talavera hinüber, einen Mann, der den Eingebornen von Palma ſehr gut bekannt war, und ihre Sitten, Gebräuche und Sprache wohl inne hatte, mit Befehl, ſie wieder zum Gehorſam zu bringen. Er hatte nur dreyßig Mann bey ſich; mit dieſen, den Spaniern, die ſchon auf der Inſel waren, und einigen der Eingebornen, auf die er ſich verlaſſen konnte, ſucht' er die Rebellen auf, ſchlug ſie in verſchiednen Gefechten, und zerſtreute ſie end-

endlich gänzlich, wiewohl nicht ohne Blutvergieſſen, und Verluſt vieler ſeiner Leute. Hierauf ließ er, um den übrigen Eingebornen ein Schrecken einzujagen, die Oberhäupter der Rebellion hinrichten. Dieſe Strenge that die gewünſchte Wirkung; denn ſeit der Zeit ſind die Einwohner beſtändig treue Unterthanen der Krone Spanien geblieben.

Dritter Abſchnitt.

Von der Inſel Teneriffa.

Die Eingebornen dieſer Inſel waren überhaupt von mittlerer Statur. Die Bewohner der nördlichen Seite waren viel weißer, und hatten ein helleres Haar, als die Bewohner der ſüdlichen Gegenden. Ein Mann hieß in ihrer Sprache Koran, und ein Weib Chamato. Kurz vor der Eroberung von Teneriffa hatte ſie einen König, Namens Bezenuria, welcher die ganze Inſel beherrſchte. Er hatte neun Söhne, die nach dem Tode ihres Vaters das Reich gleich unter ſich theilten, ſo daß die Inſel aus neun Königreichen beſtand. Achte derſelben huldigten dem Tmobat, dem älteſten der Brüder, welcher der mächtigſte war, denn er beſaß den reichſten und fruchtbarſten Theil der Inſel, nämlich die Strecke zwiſchen Orotava und dem Gipfel des Hügels über dem Hafen Santa Cruz, worinn er ſieben tauſend ſtreitbare Leute aufbringen konnte. Die Königliche Würde hieß in ihrer Sprache Quebechi, und beruhte auf der Wahl. Im Sommer wohnte der König auf den Bergen, im Winter aber an der Seeküſte. Wenn er ſeine Reſidenz veränderte, oder ſonſt von einem Orte zum andern reiſte, verſammelten ſich die Aelteſten ſeiner Zunft, und trugen ihm einen Scepter, und eine Lanze mit einer Art von Flagge an der Spize, vor, um dadurch allen, die ſich auf dem Wege befinden mögten, die Annäherung

näherung des Königs kund zu thun, damit sie ihm die gewöhnliche Huldigung erweisen könnten, die darinn bestand, daß man sich vor ihm zur Erde niederwarf, mit dem Zipfel seines Kleides den Staub von seinen Füßen abwischte, und sie küssete.

Der König war allemal verbunden, eine Person von gleichem Stande mit ihm zu heirathen; fand sich aber eine solche nicht, so nahm er seine eigne Schwester zur Gemahlinn, weils ihm nicht erlaubt war, seine Familie durch Vermischung mit unedlem Geblüt zu erniedrigen.

Die Eingebornen erkennten einen Gott, welchen sie Achguarergenan, Acheran, und Achaman nannten, welches so viel heißt, als Erhalter des Himmels und der Erde. Sie gaben ihm auch die Namen Achuhuiabah, Aahuhukana, und Aguayarerar, d. h. der Große, der Erhabne, und der Erhalter aller Dinge.

Wenn sie durch Mangel an Regen oder auf andre Art in große Noth kamen, versammelten sie sich, an gewissen besonders dazu bestimmten Oertern, mit ihren Kindern und Heerden, sezten sich mit ihren Kindern in einem Kreise auf die Erde, und heulten und weinten aufs beweglichste, wobey zugleich ihre Heerden aus Mangel an Futter ein großes Geblöcke machten; denn sowohl Menschen als Vieh mußten in solchen Fällen das strengste Fasten beobachten.

Kein Mann durfte mehr als eine Frau nehmen, und sie heiratheten ohne alle Rücksicht auf Verwandtschaft, Mütter und Schwestern ausgenommen. Sie konnten ihre Weiber verstoßen, wenn es ihnen beliebte; aber die Kinder solcher verstossenen Weiber wurden für Bastarde gehalten, und konnten ihres Vaters Güter nicht erben. Wenn eine Mannsperson einer Frauensperson allein auf dem Wege oder an einem einsamen Orte begegnete, so durft' er sie nicht ansehen oder mit ihr sprechen, wofern sie ihn nicht zuerst anredete,

redete, oder ihn um etwas fragte; sondern er mußte ihr aus dem Wege gehen: begegnete er ihr mit Worten oder auf eine andre Art ungebührlich, so ward er hart gestraft. Wenn ihre Kinder zur Welt kamen, wurden sie von Jungfrauen, die zu diesem Geschäfft besondert bestimmt waren, und nie heirathen durften, überher mit Wasser gewaschen.

Die Männer trugen Mäntel von Ziegenfellen, mit Butter zubereitet und geschmeidig gemacht. Die Mäntel der Weiber waren länger, und reichten ihnen bis auf die Füße; sie trugen auch einen Rock von den nemlichen Fellen darunter. Beide Geschlechter beschmierten sich oft den Leib mit Schaffett, indem sie besonders mager waren, und eine sehr trockne Haut hatten. Ihre Sprache wich von der Sprache der andern Inseln gänzlich ab, und war sehr guttural. Sie hatten kein Eisen oder anderes Metall, und statt der Instrumente aus diesem Metall, bedienten sie sich eines schwarzen harten Steins, der scharf geschliffen und so geformt war, daß man Schafe damit schlachten, Bauholz damit fällen und bearbeiten konnte, u. s. w. Diese Werkzeuge nannten sie Tavonas.

Sie hatten oft Streitigkeiten unter einander wegen ihrer Heerden und Weiden, die sich gewöhnlich in einen Krieg endigten. Ihre Waffen waren Wurfpfeile, von Schwarztannen gemacht, und gleich denen in Groß-Kanaria vorne scharf zugespizt und im Feuer gehärtet. Sie hatten auch eine Art von sehr scharfem Speer, welches sie Anepa nannten; und sie waren so geschickt im Werfen dieser Waffen, daß sie fast nie ihr Ziel verfehlten. Wenn ein Feind sich näherte, so sezten sie das Land dadurch in Alarm, daß sie einen Rauch machten, oder pfiffen, welches dann der eine nach dem andern wiederholte. Dies leztere ist noch unter ihnen gebräuchlich, und ihr Pfeiffen ist so durch-

durchdringend, daß mans unglaublich weit hören kann.

Die Einwohner von Teneriffa waren in drey Klaſſen abgetheilt, höherer Adel, niedrer Adel, (Gentry) und Bauern. Die erſtern hießen Achimenſey, d. h. von des Königs Hauſe oder Familie; denn ein König hieſt in ihrer Sprache Menſey, wenn ſie ihn aber anredten, nannten ſie ihn Quevehiera, d. h. Eure Hoheit. Die zwote Klaſſe hieß Cilhiciquiko; und die dritte, Achikarnay. Sie glaubten, Gott habe ſie aus Erde und Waſſer geſchaffen, eben ſo viel Weiber als Männer gemacht, und ihnen Vieh und ſonſt alles nöthige zu ihrem Unterhalt gegeben; da es ihm aber nachher geſchienen, daß ihrer zu wenig wären, hab' er noch mehrere geſchaffen, denen er aber nichts gegeben; und als ſie ihn um Heerden von Schafen und Ziegen gebeten, hab' er zu ihnen geſagt, ſie ſollten hingehen und den andern dienen, die ihnen dafür ihren Unterhalt geben würden. Von dieſen alſo, ſagen ſie, ſtammen die Achikarnay, oder Dienſtleute.

Sie hatten die Gewohnheit, daß in der Höhle oder dem Hauſe worinn Mann und Frau zuſammen ſchliefen, kein Anderer ſchlafen durfte. Sie lagen nicht zuſammen, ſondern jedes hatte ſein beſonderes Bette in dem nemlichen Hauſe oder Höhle. Dieſe Bette beſtanden aus Kräutern oder Gras mit Ziegenfellen bedeckt, die ſehr ſauber zubereitet und zuſammengenähet waren; ihre Ueberdecken wären von eben ſolchen Fellen.

Es gab unter ihnen Künſtler, welche die Ziegenfelle bereiteten und ihre Kleider machten; Töpfer, welche irdne Gefäße verfertigten; und Zimmerleute, welche Holz erarbeiteten: dieſe bezahlte man für ihre Arbeit mit Fleiſch, Gerſte, oder Wurzeln.

Die

Die Eingebornen von Teneriffa waren ſehr ſauber und reinlich; ſie wuſchen ſich Hände und Geſicht ſo oft ſie vom Schlaf aufſtanden, oder ſich zum Eſſen niederſezten, oder gegeſſen hatten. Ihre Speiſe war Schaf- und Ziegenfleiſch, gebraten oder gekocht; dies aſſen ſie allein, und nicht, wie die Europäer, mit Brodt oder Wurzeln. Sie aſſen auch Gerſtenmehl, geröſtet und mit Butter und Milch zugerichtet. Wenn ſie gegeſſen hatten, tranken ſie nicht eher, als eine halbe Stunde nachher, weil ſie glaubten, daß kaltes Waſſer, gleich auf warme Speiſen getrunken, ihnen die Zähne verderbe. Sie hatten kein ander Vieh, als Schafe und Ziegen. Ihr Getreide war Weizen und Gerſte; den erſten nannten ſie Triguen, die lezte-re, Taro. Ein Schaf nannten ſie Ana, und eine Ziege Ara. Sie hatten kleine Hunde, welche ſie Kamha nannten.

Die Männer bearbeiteten den Boden, indem ſie ihn mit hölzernen Karſten umhackten, und die Weiber ſäeten den Saamen. Ihre Saatzeit war im Monat Auguſt, welchen ſie Veneſmer nannten. Sie hatten Bohnen und Erbſen oder Wicken; alles dies nannten ſie Hacichei. Milch nannten ſie Ahof, Butter Oche, und Syrup, welchen ſie von Mokanes machten, Cha-cerquen. Dieſen machten ſie auf folgende Weiſe: wenn die Mokanes reif waren, legten ſie dieſelben drey oder vier Tage an die Sonne, mahlten ſie dann und koch-ten ſie in Waſſer bis dies faſt ganz ausgedünſtet war; dann ſeigten ſie das übrige durch eine Art Sieb von Binſen, und bewahrten es auf, als eine Arzney gegen Durchlauf und Seitenſtechen, welche Krankheiten ſehr gemein auf dieſer Inſel waren. Fühlten ſie heftige Schmerzen, ſo ließen ſie Blut aus den leidenden Thei-len mit Lanzetten, die von ſcharfen Steinen gemacht waren.

Ihre

Ihre Kriege, wie wir schon vorher bemerkt haben, betrafen gemeiniglich die Gränzen ihrer Ländereyen und Viehweiden. Die Weiber begleiteten sie in den Krieg mit Lebensmitteln, u. s. w. und so bald einer von den Männern getödtet wurde, trugen sie ihn weg, und begruben ihn in einer Höhle. Wenn jemand starb, bewahrten sie den Leichnam folgendergestalt auf: erst trugen sie ihn in eine Höhle, und legten ihn auf einen flachen Stein, wo sie ihn öffneten und die Eingeweide herausnahmen; dann wuschen sie ihm zweymal des Tages die porösen Theile, nämlich die Armgruben, hinter den Ohren, die Weiche an der Schaam, zwischen den Fingern und den Nacken, mit kaltem Wasser. Nachdem sie ihn hinlänglich gewaschen hatten, beschmierten sie diese Theile mit Schafbutter, und bestreuten sie mit einem Pulver von dem Staube vermoderter Fichten, und eines Gesträuchs, welches die Spanier Bressos nennen, nebst dem Pulver von Bimsstein. Dann ließen sie den Leichnam liegen, bis er vollkommen trocken war, da denn die Verwandten des Verstorbenen kamen, und ihn in bereitete Schaaf- oder Ziegenfelle einwickelten. Nachdem sie alles mit starken ledernen Riemen fest zugeschnürt hatten, legten sie ihn in die Höhle, die der Verstorbne zu seinem Begräbniß bestimmt hatte, ohne alle Bedeckung. Der König durfte nirgends anders, als in der Höhle seiner Vorfahren begraben werden, worinn die Leichname so gestellt waren, daß man sie wieder erkennen konnte. *) Dies Geschäft ward nur von besonders dazu

*) Vor nicht gar langer Zeit fand man zween dieser einbalsamirten Leichname in einer Höhle: sie waren unversehrt, und so leicht wie Kork; aber noch ganz frisch, und ohne allen widrigen Geruch. Ihre Haare, Zähne und Kleider waren noch ganz unverdorben. Vor einigen Jahren ließ ich zwey Eingeborne von Teneriffa in

dazu bestimmten Personen verrichtet; die Männer aber wurden von Männern, und die Weiber von Weibern einbalsamirt. Während der Zeit, daß es geschah, bewachten sie die Leichname sehr genau, damit sie nicht von den Raben gefressen würden; der Mann oder die Frau des Verstorbnen brachte den Hütern unterdeß zu essen, und warteten ihnen auf.

Ihre Art Gericht zu halten, war folgende: sie suchten irgend eine geräumige Ebne in der Insel aus, und sezten in die Mitte derselben einen breiten und hohen viereckigen Stein, und zu jeder Seite verschiedne andre, die nicht so groß und hoch waren. An dem bestimmten Tage des Gerichts sezte sich der König, der hinter in diesen Fällen zugegen war, auf den hohen Stein, und die vornehmsten Aeltesten des Distrikts, nach der Ordnung ihres Alters, auf die kleinern; solchergestalt hörten sie die Streitsachen an, und fällten ihr Urtheil. Ward Jemand zu Leibesstrafe verurtheilt, so legte man ihn platt auf den Boden, der König übergab einem der Anwesenden den Stab oder Scepter, den er immer bey sich führte, befahl ihm, dem Verbrecher so viel Streiche damit zu geben, als er nach Beschaffenheit des Verbrechens für gut fand, und ließ ihn dann aus seiner Gegenwart entfernen. Hatte Jemand einen Mord begangen, so nahm der König ihm sein Vieh und seine Güter weg, gab sie den Verwandten des Ermordeten, und verbannte den Mörder aus seinem Distrikt; zugleich aber nahm er ihn unter

in eine dieser Höhlen steigen, die fast unzugänglich sind, um zu sehen, ob sie keine solcher Leichname finden könnten; sie brachten mir einige Knochen, Stücken von Ziegenfellen ꝛc. und einen Schädel mit etwas Haar bewachsen, welcher schwarz und dünne war; die Felle waren noch ganz frisch und mit Haaren bedeckt.

unter seinen Schuz, damit die Freunde und Verwandten des Ermordeten ihm nichts zu Leide thäten. Nie straften sie irgend einen Menschen mit dem Tode; denn sie sagten, es komme nur Gott allein zu, das Leben zu nehmen, welches er gegeben hätte.

Die Eingebornen dieser Insel beteten keine Gözen an, hatten auch keine Bilder der Gottheit. Außer den bereits angeführten Namen Gottes, nannten sie ihn auch Guararirari, d. h. Besizer der Welt; und Atguaychasimatuman, d. h. Besizer des Himmels; denn Atuman heißt in ihrer Sprache, Himmel: nach der Eroberung nannten sie die Jungfrau Maria, Atmahcequayarirari, Mutter des Besizers der Welt.

Sie hatten die Gewohnheit, daß wenn Jemand zu einem andern gehen wollte, er nicht gleich ins Haus gieng, sondern sich auf einen Stein vor der Thür sezte, und da so lange pfiff oder sang, bis jemand herauskam, und ihn herein nöthigte. Wer diese Ceremonie nicht beobachtete, sondern uneingeladen in eines andern Haus gieng, wurde gewiß bestraft, den man hielt das für eine große Beschimpfung.

Sie hatten eine wunderbare Fertigkeit, ihre Schafe und Ziegen zu zählen, wenn sie unordentlich durch einander aus der Hürde giengen, ohne nur ihre Lippen zu regen oder mit den Fingern darauf zu weisen.

Vierter

Vierter Abſchnitt.

Von dem wunderthätigen Bilde der heil. Jungfrau Maria von Candelaria; es wird geſtohlen, und wieder erſtattet; Folgen dieſer Begebenheit.

In dem erſten Theil dieſer Geſchichte haben wir geſehen, wie die Spanier zu Lancerota es erfuhren, daß ſich ein Bild der Jungfrau Maria in Teneriffa befände. Da ſich damals einige Guanches zu Lancerota befanden, die den Ort mußten, wo das Bild war, ſo begab ſich Diego von Herrera, mit ihnen nach Teneriffa, um es aufzuſuchen. Er ſchloß einen Friedenstraktat mit dem König von Guimar, und landete alſo ungehindert, worauf denn ſeine Guanches das Bild heimlich auf ſein Schiff brachten. Sobald er es in ſeiner Gewalt hatte, ſchifft' er nach Lancerota zurück, wo man dieſen koſtbaren Schaz mit großen Freudensbezeugungen empfieng. Man trug es in feyerlicher Proceſſion, wobey alles Volk der Inſel zugegen war, herum, und ſtellt' es nachher, mit großer Sorgfalt und Ehrerbietung, in der Kirche zu Rubikon auf. Wie es nach Teneriffa gekommen, weiß man nicht gewiß; da es aber an der Küſte gefunden worden, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß es ſich auf einem Schiffe befunden, welches nicht weit von den Inſeln zu Grunde gegangen, und darauf von den Wellen ans Land getrieben worden. Die Spanier erzählen viel wunderbare und fabelhafte Geſchichten von dieſem Bilde. Eine derſelben iſt mit dem Faden dieſer Geſchichte ſo genau verwebt, daß wir ſie nicht übergehen dürfen. Als nämlich das Bild über dem Altar der Kirche in Lancerota aufgeſtellt war, fand man es jeden Morgen mit dem Geſichte gegen die Mauer gekehrt, ungeachtet man es täglich wieder in ſeine gehörige Stellung geſezt hatte. Dies jagte dem Volk ein großes Schrecken ein, und es gab ſich alle mögliche Mühe, durch Gebete und Proceſſionen, dieſen ſo wunderbarlich geäußer-

ten Unwillen des heiligen Bildes zu beſänftigen; aber vergebens. Diego von Herrera und ſeine Gemahlinn glaubten daher, es ſey nicht Gottes Wille, daß das Bild in Lancerota bleiben ſollte, und entſchloſſen ſich, es den Eingebornen von Teneriffa zurückzugeben. Herrera gieng alſo mit einigen Schiffen ab, und ankerte in einem Hafen, wo der König von Guimar, an der Spize einer großen Anzahl bewaffneter Leute, ihm entgegen marſchierte, weil er ſich einbildete, er ſey, wie ſonſt gewöhnlich, gekommen, um zu plündern, und Gefangene und Vieh wegzuführen. Als aber Herrera erklärte, daß er bloß gekommen ſey, um das Bild wiederzubringen, gerieth er in gröſſes Erſtaunen, und wollte ihm nicht glauben, bis er endlich das Bild vorzeigte. Hierauf liefen einige Guanches in größter Eile zu der Höhle, wo es vorher geſtanden hatte, und da ſie es nicht fanden, kehrten ſie zurück, und erzählten es dem König und den übrigen, die alle ein höchſt klägliches Geſchrey erhuben, und den Herrera aufs dringendſte bäten, ihnen ihr Bild wiederzugeben, welches er mit Freuden that, erſtaunt und höchlich erbauet durch die Andacht und Ehrerbietung der Guanches gegen die heil. Jungfrau. Eh' er nach Lancerota zurückkehrte, ſchenkten ſie ihm, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit, ſo viel Schafe und Ziegen, als ſeine Schiffe nur faſſen konnten, und überdem erlaubten ſie ihm, Schiffe herüber zu ſchicken, und mit ihnen zu handeln. Herrera fragte bey dieſer Gelegenheit die Eingebornen, ob ſie denn das Bild während der Zeit, da es zu Lancerota geweſen, in der Höhle nicht vermißt hätten? worauf ſie zur Antwort gaben, daß man es täglich, bis zu ſeiner Ankunft, in der Höhle geſehen; ja daß es während dieſer Zeit öft den König und einige Guanches beſucht hätte. Unſer Autor ſagt, dies müſſe irgend ein Engel geweſen ſeyn, der dahin geſchickt worden, das Bild in ſeiner Abweſen-

ſenheit vorzuſtellen, zum Troſt der Eingebornen, und zur Ehre und Verherrlichung der allerheiligſten Jungfrau Maria.

Einige Monate nachher begab ſich Sancho Herrera mit einigen wohlbemannten Schiffen nach Teneriffa, um zu verſuchen, ob ſich nicht ein Mittel finden laſſe, die Inſel vermittelſt des Friedens und Handlungstraktats, den ſein Vater, Diego von Herrera mit dem König von Guimar geſchloſſen hatte, unters Joch zu bringen.

Dieſer König erlaubte dem Sancho Herrera, aus Dankbarkeit für die Wiedererſtattung des Bildes, zu landen, und an dem Hafen Anaſo, jezt Santa Cruz genannt, einen Thurm oder Fort zu bauen, welches Herrera zum Vortheil der Handlung und zu Befeſtigung der Freundſchaft zwiſchen beiden Nationen zu thun vorgab. Um Zank und Streit zu vermeiden, wurden verſchiedne heilſame Geſeze mit beiderſeitiger Bewilligung feſtgeſezt, vornehmlich folgendes: wenn Jemand von der einen Nation einen von der andern beleidigte, ſo ſollte derſelbe der beleidigten Parthey ausgeliefert werden, um ihn nach Gutbefinden zu ſtrafen. Einige Zeit nachdem dieſer Traktat geſchloſſen und das Fort erbauet war, geſchah es, daß einige Spanier einen Haufen Schafe wegführten, die den Guanches gehörten; und als dieſe ſich darüber beſchwerten, lieferte er die Verbrecher an den König aus, welcher, nachdem er ihnen einen ſcharfen Verweis gegeben, anſtatt ſie, wie man eins geworden war, hinrichten zu laſſen, ſie großmüthig an den Herrera zurückſchickte. Nicht lange darauf fügten die Guanches den Spaniern eine Beleidigung zu, die ſich auch darüber bey dem König beſchwerten, worauf er die Verbrecher an den Sancho Herrera auslieferte. Aber dieſer, uneingedenk des Beyſpiels von Gnade

und

und Großmuth, welches der König von Guimar ihm gegeben hatte, ließ sie insgesammt aufknüpfen. Als der König und die Guanches dieses erfuhren, wurden sie äußerst aufgebracht über dies unedelmüthige Verragen, und entschlossen sich, die Spanier aus der Insel zu vertreiben, und das Fort niederzureißen. Alles dieses thaten sie, und machten die ganze Besatzung nieder, fünf Mann ausgenommen, die so glücklich waren, auf die Schiffe in dem Hafen zu entwischen. Auf einem derselben befand sich eben Sancho Herrera, als der Angriff geschah, und sahe von demselben der Zerstörung seines Forts, und dem Untergange seiner Leute zu, ohne daß er ihnen Hülfe zu leisten im Stande war. Alle Mühe, die er sich bisher gegeben hatte, war also vergebens, und er sah sich genöthigt, nach Lancerota zurück zu kehren. Nach dieser Niederlage ward nicht eher wieder ein Versuch gegen Teneriffa gemacht, als bis Alonzo de Lugo die Eroberung derselben übernahm. Nachdem dieser die Insel Palma bezwungen hatte, ließ er eine hinreichende Anzahl von Truppen, zu Erhaltung der Ruhe, daselbst zurück, und schiffte sich mit tausend alten Soldaten und einiger Reuterey, alles wohl bewaffnet und ausgerüstet, ein, um nun auch die Insel Teneriffa dem Spanischen Scepter zu unterwerfen.

Fünfter Abschnitt.

Alonzo de Lugo landet in Teneriffa.

Die Flotte von der Insel Palma, welche Alonzo de Lugo kommandirte, kam am 3ten May 1493, in dem Hafen Anaso an. Weil die Katholiken an diesem Tage das Fest des heiligen Kreuzes feyern, so nannte Alonzo den Hafen Santa-Cruz, welchen Nahmen er noch jezt führt.

Nach-

Nachdem er seine Truppen ausgeschifft hatte, marschirt' er auf den hohen und steilen Berg über dem Hafen, auf dessen Gipfel die Ebne, jezt Laguna genannt, anfängt, und wo die Stadt dieses Namens steht.

Indem er weiter rückte, kam er auf eine Ebne, wo jezt die Einsiedeley de Gracia steht. Hier schlug er sein Lager auf, und erhielt einen Besuch von dem Akaymo, König von Guimar, und den Königen von Anaga, Adehe und Abona, mit denen er ein Bündniß schloß. Sie unterrichteten ihn von der Macht des Bentomo, Königs von Taora, der damals mit allen Königen der Insel Krieg führte; worauf er gegen ihn anrückte. Der König gieng ihm mit nur dreyhundert auserlesenen Leuten entgegen, und fragte ihn, was er haben wollte? Alonzo de Lugo gab zur Antwort, er käme bloß, um seine Freundschaft anzusuchen, und ihn zu bitten, daß er das Christenthum annehmen, und ein Vasall des Königs von Spanien werden mögte, der ihn mit vielen Wohlthaten überhäufen würde.

Hierauf erwiderte der König von Taora, was seinen Friedens- und Freundschaftsantrag beträfe, so nähm' er denselben mit Vergnügen an, und woll' ihn gern mit allem, zu seinem Gebrauch und zu seiner Erfrischung, versorgen, was er nur verlange, und was die Insel geben könnte; denn keiner sollte je Ursach haben von ihm zu sagen, daß er die angebotene Freundschaft irgend eines Menschen verwerfe oder verachte: was aber die Annehmung des Christenthums betreffe, so wisse er nicht, was er damit sagen wollte. Zur Antwort auf seine Bitte, ein Vasall des Königs von Spanien zu werden, sagt' er, er keine denselben nicht, würde sich auch, als ein freygeborner Mann, keinem Menschen in der Welt unterwerfen; sondern so wie er sein ganzes Leben hindurch frey gewesen, so gedächt' er auch zu sterben. Nachdem er solchergestalt

Alon-

Alonzo's Anträge beantwortet hatte, verließ er ihn, und begab sich in seinen Distrikt. Alonzo de Lugo, welcher Ventomo's Antwort verachtete, rückte weiter, und lagerte sich an einem Orte, Namens Aguere, von wo aus er Einfälle ins Land that, indem er sich, nach dem was man ihm von dem König von Taora gesagt hatte einbildete, daß, wenn er erst diesen überwunden hätte, die ganze übrige Insel sich auf einmal ihm unterwerfen müßte. Er passirte also die Distrikte Anaho, Takoronte und Teguesle vorbey, ohne den geringsten Widerstand zu finden, und kam nach Orotava, wo er eine Menge Vieh erbeutete. Mit dieser Beute wollte er zurückkehren, als Ventomo seine drey hundert Mann versammelte, und das Kommando derselben seinem Bruder gab, mit dem Befehl, die Spanier auf ihrem Rückzuge in den engen und beschwerlichen Wegen zu ängstigen, und sie so lange aufzuhalten, bis er seine übrigen Truppen zusammengezogen hätte, und einen Hauptangriff auf sie thun könnte. Als demnach die Spanier durch einen engen hohlen Weg zogen, der von hohen Felsen oder Bergen eingeschlossen war, erhuben die drey hundert Guanches, die im Hinterhalt lagen, ein großes Geschrey und Pfeifen, fielen sie dann mit großer Wuth an, und schlugen sie gänzlich in die Flucht; denn die Spanier konnten hier von ihrer Reuterey, auf welche sie sich am meisten verließen, keinen Gebrauch machen, und eben so wenig half ihnen ihre überlegne Anzahl; so daß ihnen nichts, als eine schleunige Flucht übrig blieb. Die Guanches folgten ihnen auf dem Fuße nach, und richteten eine große Niederlage unter den Flüchtlingen an. Des Königs Bruder hatte sich unterwegs auf einen Stein gesetzt, um sich auszuruhen, weil er sehr ermüdet war, als Ventomo mit seinen Truppen daher kam. Als er seinen Bruder so allein da sitzen sah, gab er ihm einen harten Verweiß; aber dieser antwortete ganz kalt: „Ich habe

„das

„das Meinige gethan, und die Feinde beſiegt; die „Metzger thun jezt das Ihrige, und ſchlachten ſie.“ In dieſer Schlacht kam der gröſßte Theil von Alonzo's Armee um; und da er nicht weit von Centejo lag, nannte man ihn la Matanſa de Centejo, das heiſßt, die Metzelung von Centejo, welchen Namen er noch jezt führt. Die Spanier verloren bey dieſer Gelegenheit ſechs hundert Mann, und Alonzo de Lugo ſelbſt war in gröſßter Gefahr: er ward im Treffen durch einen Steinwurf, der ihm in den Mund traf, und einige Zähne ausbrach, vom Pferde geworfen; und als er auf der Erde lag, umringten ihn einige Guanchen, die ſein Pferd tödteten, und ihn ſelbſt getödtet haben würden, wenn ihn nicht Pedro Benitez, mit dem Zunamen der Einäugigte, aufs tapferſte vertheidigt hätte. Dieſer errettete ihn aus ihren Händen, und gab ihm ein anderes Pferd, womit er, nebſt einigen ſeiner Truppen nach dem Hafen entwiſchte, wo ſeine Schiffe ihn einnahmen, und gleich ihre Böte an die Küſte abſchickten, um auch die übrigen, welche der Niederlage entgangen waren, aufzuſuchen. Sie fanden ihrer neunzig beyſammen, die ſich durch Schwimmen auf einen Felſen in der See gerettet hatten, nahmen ſie ein, und brachten ſie zu den Schiffen. Einige Tage nachdem er ſeine zerſtreuten Truppen geſammelt, und ſie ausgeruhet hatte, landete er in dem nehmlichen Hafen, ward aber von den Eingebornen angegriffen und zurückgeſchlagen, ſo daß er gezwungen war, ſich wieder mit einigem Verluſt einzuſchiffen. Ganz muthlos über dieſe Unglücksfälle, wußte Alonzo nicht, wohin er ſich wenden ſollte; denn an eine neue Landung durfte er nicht denken, da er in beyden Treffen über ſieben hundert Mann verloren hatte. Endlich begab er ſich mit den Ueberbleibſeln ſeiner Truppen nach Groß-Kanaria, wo er und ſeine Leute von ſeinen alten Freunden ſehr gaſtfreundſchaftlich aufgenommen, und mit

aller

aller möglichen Hülfe unterſtüzt wurden. Von hier aus ſchrieb er an einige Kaufleute in Sevilla, die ihn zu ſeiner Expedition gegen die Inſel Palma mit Gelde unterſtüzt hatten, und bat ſie um fernere Unterſtüzung, welche ſie ihm gewährten. Mit dieſem Gelde warb er Truppen in Groß-Kanaria; zu gleicher Zeit ſchickte der Herzog von Medina Sidonia ſechs Karavellen, die ſechs hundert und funfzig Mann Fußvolk und vierzig Mann Reuteren am Bord hatten, und von dem Bartolomäus Eſtupinan kommandirt wurden. Ines Peraza, die Wittwe des Diego von Herrera, ſchickte ihm auch eine Verſtärkung von Truppen aus Lancerota.

Sechſter Abſchnitt.

Verfolg der Eroberung.

Alfonzo de Lugo befand ſich jezt an der Spize von tauſend Mann Fußvolk und ſiebenzig Mann Reuterey, alle aufs beſte bewaffnet. Mit dieſen Truppen ſchiffte er in den ſechs Karavellen und andern Fahrzeugen ein. Die Flotte kam nach Santa-Cruz, wo der größte Theil der Truppen landete, und geradesweges nach der Ebne Laguna marſchirte; wo ſie, nicht weit von der Einſiedeley la Gracia, ein leichtes Scharmüzel mit den Eingebornen hatten. Von hier rückten ſie weiter in zwo Diviſionen nach Taora, und kamen nahe an die Armee der Guanches, die aus der vereinigten Macht der ganzen Inſel beſtand. Hier kams zu verſchiednen Gefechten: da aber die Eingebornen die Menge und gute Ordnung der Spanier ſahen, und ihre Behutſamkeit alle Hinterhalte und engen Päſſe zu vermeiden, da ſie bedachten, wie wenig Glück ſie in ihren wiederholten Scharmüzeln mit ihnen gehabt, und beſonders, daß ſie, ungeachtet ihrer großen Niederlage zu Centejo, ſchon ſo bald und mit einer ſo furcht-

furchtbaren Armee zurückkämen; ſo fiengen ſie an ernſtlich auf Friedensunterhandlungen mit ihnen zu denken. Sie verſammleten alſo alle Befehlshaber der Inſel, ſchickten an den Alonzo de Lugo, und baten ihn um einen Waffenſtillſtand, um ſich mit ihm zu unterreden, welches er ihnen gleich bewilligte. Sie kamen alſo, und wurden mit großer Höflichkeit empfangen, und aufs beſte bewirthet. Sie fragten ihn darauf, was die Spanier bewogen, die Inſel ſo feindlich anzugreifen, die Ruhe der Einwohner zu ſtören, ihnen ihr Vieh wegzunehmen, und ihre Leute zu Sklaven zu machen, ohne daß ihnen etwas zu Leide geſchehen? Auf alles dieſes erwiederte Alonzo, er habe keine andere Abſicht, als ſie dahin zu bringen, daß ſie Chriſten werden, und Gott auf die rechte Art dienen ſollten; ſo bald ſie ſich dieſes gefallen ließen, würd' er ſie gern im ungeſtörten und ruhigen Beſiz ihrer Freyheit, ihres Viehes und ihrer andern Güter laſſen. Nachdem die Guanches dieſen Antrag in Ueberlegung gezogen, kamen ſie wieder zurück, und erklärten, daß ſie bereit wären, das Chriſtenthum anzunehmen; worauf denn alle Guanches, welche zugegen waren, gleich getauft wurden. Die übrigen Einwohner der Inſel kamen dann auch, verſchiedne Tage über, nach und nach herbey, bis ſie endlich insgeſammt die Taufe empfangen hatten. Dieſe plözliche Revolution machte dem Alonzo de Lugo große Freude, da er jezt die ganze Inſel ohne Blutvergießen bezwungen ſah. Er dankte dafür Gott, und ſtiftete eine Einſiedeley auf derſelben Stelle, wo der Traktat mit den Guanches geſchloſſen war, welche er Nueſtra Senora de la Victoria nannte: ſie liegt an dem Wege zwiſchen Orotava und der Stadt Laguna.

Nachdem er die Eingebornen in Ruhe gebracht, und eine ordentliche Verfaſſung feſtgeſezt hatte, durchzog er die Inſel, um einen bequemen Plaz zu Erbauung

bauung einer Stadt aufzusuchen. Endlich wählt' er dazu einen Fleck auf der Ebne Laguna, wo er am 24. Jul. 1495 den Grund einer Stadt legte; weil dies der Tag des heiligen Christophs war, nennt' er sie St. Christobal de la Laguna. Als er zu Santa-Cruz landete, ließ er daselbst einige Leute zurück, um ein Fort zu bauen, damit seine Truppen, im Fall ihnen wieder ein Unglück begegnete, einen sichern Zufluchtsort haben mögten. Hieraus ist nachmals die Stadt Santa Cruz, die größte in allen Kanarischen Inseln, entstanden.

Nach der Bezwingung der Insel Teneriffa kehrten die meisten der Officiere und Soldaten nach Spanien zurück. Denen, welche lieber in der Insel bleiben wollten, gab Alonzo Ländereyen zum Unterhalt. Hierauf gab er dem König und der Königinn von allem, was geschehen war, Nachricht. Sie wurden ausnehmend erfreuet, sich jezt im Besiz aller Kanarischen Inseln zu sehen, die ihnen so viel Blut und Geld gekostet hatten, jezt aber, nebst dem Königreich Granada, der Krone von Kastilien einverleibt wurden: so daß die Italiener, Franzosen und andre Europäer jezt den Spaniern nicht länger den Vorwurf machen konnten, daß sie weit entlegene Länder zu erobern suchten, unterdeß sie nicht einmal die Mauren aus ihrem eignen Lande vertreiben könnten.

Der König Ferdinand bestellte den Alonzo de Lugo zum Gouverneur der Inseln Teneriffa und Palma, mit dem Titel Gouverneur und Statthalter der Kanarischen Inseln; und gab ihm die Macht, unter diejenigen, die ihm bey der Eroberung behülflich gewesen, und andre, die sich auf der Insel niederlassen würden, Ländereyen auszutheilen; auch bewilligte er diesen, zu ihrer Aufmunterung, viele Vorrechte und Freyheiten.

Siebenter Abschnitt.

Grauſamkeiten der Donna Beatriz Bobadilla. Sie vermählt ſich mit dem Alonzo de Lugo. Ihr Tod. Alonzo de Lugo wird des Gouvernements von Hierro und Gomera entſetzt, und aus dieſen Inſeln verbannt.

Wir haben ſchon oben erzählt, daß Donna Beatriz Bobadilla, nachdem ihr Gefangener, Hernando de Vera, ihr entwiſcht war, mit Schande bedeckt nach ihrer Inſel Gomera zurückkehrte. Es ſcheint, daß ſie vor ihrer unglücklichen Reiſe ihren Sohn der Aufſicht des Alonzo de Lugo überlaſſen, und ein Heirathsverlöbniß mit ihm geſchloſſen hatte, welches nach ihrer Rückkehr aus Kaſtilien vollzogen werden ſollte. Er begab ſich alſo, nachdem er Teneriffa erobert hatte, nach Gomera, wo ſie vermählt wurden. Von hier begaben ſie ſich nach Teneriffa, um daſelbſt ihren künftigen Aufenthalt zu nehmen. Von dieſer Zeit aber, und während daß Alonzo de Lugo in Gomera war, hatte einer der vornehmſten Einwohner dieſer Inſel, Namens Nunes de Caſtaneda, einige unvorſichtige Reden über die Donna Beatriz geführt, und ſie der Unkeuſchheit während ihres Wittwenſtandes beſchuldigt. Als ihr dieſes zu Ohren kam, ließ ſie ihn bey Nacht insgeheim zu ſich holen, nöthigte ihm das Geſtändniß deſſen, was er von ihr geſagt hatte, ab, und ließ ihn darauf gleich an einem Balken in ihrem Hauſe aufknüpfen; den folgenden Morgen aber ließ ſie den Leichnam abnehmen, und ihn an einen Palmbaum auf dem offnen Plaze vor ſeiner Thür aufhängen. Seine Frau begab ſich augenblicklich nach Spanien, um ſich bey Ihro Majeſtäten wegen dieſer grauſamen That zu beſchweren. Nachdem Alonzo de Lugo ſich mit ſeiner Gemahlinn nach Teneriffa begeben hatte, empfieng Donna Beatriz Briefe von einigen ihrer Unterthanen in Gomera, welche den Hernand Nunes,

den

den sie als Gouverneur der Insel zurückgelassen hatte, anklagten, daß er willens sey, sich gegen sie zu empören, und die Insel dem Sancho Herrera, ihres ersten Gemahls Bruder und Herrn von Lancerota und Fuertaventura, mit dem sie wegen der Erbschaft der Inseln Gomera und Hierro einige Streitigkeiten hatte, in die Hände zu liefern. Gleich nach Empfang dieser Briefe schiffte sie sich insgeheim mit dreyßig Mann ein, und landete in Gomera; mit diesen begab sie sich in die Citadelle, und ließ den Hernand Munos holen. Als er kam, befahl sie ihren Leuten, sich seines Degens zu bemächtigen, und beschuldigte ihn der Verrätherey, welches ihn sehr bestürzt machte. Da er sich aber seiner Unschuld bewußt war, und ihr gar keine Verbindlichkeiten hatte, leugnete er die Sache, und behauptete, er sey kein Verräther. Voller Wuth durch ihren Argwohn und die Entschlossenheit seiner Antwort, befahl sie, ohne weitere Untersuchung, ihren Leuten, ihn auf dem offnen Plaze vor der Citadelle aufzuknüpfen, kehrte dann nach Teneriffa zurück, und ließ Befehl zurück, daß man ihn neben dem Grabe ihres ersten Gemahls beerdigen sollte. Die Wittwe des verstorbenen Munos begab sich alsobald nach Spanien, um sich über die Donna Beatriz Bobadilla, wegen der Ermordung ihres Mannes, und der vielen Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, die sie in der Insel verübt, zu beklagen. Diesemnach erhielt sie Befehl an den Hof zu kommen, um sich wegen der Klagen, welche wider sie vorgebracht werden, zu verantworten. Sie verließ sich so sehr auf ihre dortigen Freunde, und war so begierig, ihr Vaterland wieder zu sehen, daß sie mit Freuden diesem Befehl gehorchte, ungeachtet ihr Gemahl, Alonzo de Lugo, sich alle mögliche Mühe gab, sie von dieser Reise abzurathen.

Als ſie in Spanien ankam, ward ſie mit vielem Schein von Achtung und Freundſchaft von der Königinn Iſabella empfangen, die ſich damals zu Medina del Kampo aufhielt; bald nachher aber fand man ſie eines Morgens todt in ihrem Bette, ohne daß jemand von der Urſach dieſes plözlichen Todes etwas wußte. Die Königinn ließ ſie mit großer Pracht beerdigen. Sie hatte einen Sohn, Namens Guillen Peraza, von ihrem erſten Gemahl, Hernand Peraza, bey dem Alonzo de Lugo zurückgelaſſen. Er war Erbe der Inſeln Hierro und Gomera, und beklaidete den Titel Conde de la Gomera. Als dieſer Jüngling das Alter von vierzehn Jahren erreicht hatte, bat er ſeinen Stiefvater, ihn in den Beſiz des Gouvernements ſeiner beyden Inſeln einzuſezen; ward aber immer mit nichtsbedeutenden Entſchuldigungen, und dem Vorwande, daß er zur Regierung derſelben noch zu jung ſey, abgewieſen. Er ward endlich dieſes wiederholten und vergeblichen Anhaltens überdrüßig, und beklagte ſich darüber insgeheim gegen einige ſeiner vertrauteſten Freunde, unter denen ſich ein gewiſſer Alonzo del Campo befand, ein Mann von großer Entſchloſſenheit. Dieſer nahm mit einigen andern Abrede, ſchaffte insgeheim eine Barke an, gieng darauf mit dem Guillen Peraza zum Alonzo de Lugo, und verlangte von ihm auf eine feyerliche Art, daß er iezt das Gouvernement der beyden Inſeln dem Guillen Peraza, dem es von Rechtswegen zukomme, übergeben ſollte. Alonzo de Lugo erwiderte, er würde gewiß die Adminiſtration derſelben zu rechter Zeit an ihn abgeben, könne es aber unmöglich eher thun, als bis er, durch Alter und Erfahrung ſich die nöthigen Eigenſchaften erworben, die ein ſo wichtiges Geſchäfft erfodere. Da dieſe Antwort dem Guillen Peraza und ſeinen Gehülfen keinesweges Genüge that, ſo ſtand Alonzo del Campo, nachdem ſie ſich eine Zeitlang herumgezankt hatten,

ten; auf; und erklärte ihm, daß sie eine Barke in Bereitschaft hätten, ihn aus der Insel Gomera wegzuführen, und er müsse sichs gefallen lassen, augenblicklich und ohne Widerstand hineinzusteigen, oder es würd' ihm sein Leben kosten. Der Gouverneur, welcher keine Leute bey der Hand hatte, sich den Verschwornen, welche zahlreich und entschlossen waren, zu widersezen, und zugleich wußte, daß die Spanier und Gomeraner einen unversöhnlichen Haß gegen ihn hegten, weil er seine Gemahlinn, Donna Beatriz Bobadilla, in ihren Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten unterstüzt hatte, mußte sich darein ergeben, und stieg, ohne sich zu widersezen, ins Schiff. So bald er an Bord war, segelte die Barke nach Teneriffa ab. Solchergestalt verlor Alonzo de Lugo das Gouvernement der Inseln Hierro und Gomera, welche nachmals von dem Guillen Peraza, ihrem rechtmäßigen Oberherrn, mit allgemeiner Zufriedenheit aller Einwohner regiert wurden.

Unter-

Unterſuchung über den Urſprung der Eingebornen der Kanariſchen Inſeln.

Plinius ſagt: „Die glückſeligen Inſeln haben keine „Einwohner.“ An einem andern Orte ſagt er: „In Kanaria findet man Spuren von Gebäuden, „woraus ſich ſchlieſſen läßt, daß ſie vormals bewohnt „geweſen.“

Plutarchs glückſelige Inſeln waren, ſeiner Nachricht von denſelben zufolge, auch bevölkert; denn er ſagt: „Der Boden iſt ſo ausnehmend fruchtbar, daß „er von ſelbſt Pflanzen und Früchte in ſolchem Ueber„fluß, und von ſolchem Wohlſchmack hervorbringt, „daß ſie zur Nahrung und zum Vergnügen der Ein„wohner hinreichen.“ Und da er das gemäßigte Klima derſelben beſchreibt, ſagt er: „Selbſt die bar„bariſchen Einwohner glauben, dies ſey die Wohnung „der Seligen.“

Wenn dieſe Inſeln vormals bewohnt waren, was ward denn nachher aus den Eingebornen? Denn Madeira und Porto Santo, als ſie von den Portugieſen entdeckt wurden, waren ganz von Einwohnern entblößt. Eine ganz ungewöhnliche Begebenheit muß Anlaß dazu gegeben haben, daß alle dieſe Leute ihr Vaterland verlieſſen, ohne nur eine einzige Familie zurück zu laſſen. Kamen ſie aber in der Inſel um, ſo iſt das noch auſſerordentlicher; denn wer hat wohl jemals gehört, daß alle Einwohner eines Landes ohne Ausnahme durch Krieg, Hungersnoth, Peſt oder

ein

ein anderes Uebel vertilgt worden? Dürft' ich eine Vermuthung über die Urſach dieſer Entvölkerung wagen, ſo müſſen wir bemerken, daß faſt zwey Drittheile jeder der Kanariſchen Inſeln jezt mit calcinirten Felſen, Bimsſteinen und ſchwarzem Staube oder Aſche bedeckt ſind, welches vormals von feuerſpeyenden Bergen, deren Ueberbleibſel man noch in jeder dieſer Inſeln findet, ausgeworfen ſeyn muß. Ich halt' es alſo nicht für unwahrſcheinlich, daß viele der Eingebornen durch ſolche gewaltige Ausbrüche umgekommen, und daß die übrigen, aus Furcht, ihr Land verlaſſen und neue Wohnungen aufgeſucht. Wohin ſie aber gegangen, iſt eine Frage, die ſich nicht leicht beantworten läßt; wiewohl einige Schriftſteller behaupten, daß ſie nach Amerika übergegangen. Doch dieß iſt blos Muthmaßung.

Aus zwo Stellen in dem Nubiſchen Geographen ſollt' es ſcheinen, daß die Kanariſchen Inſeln, Madeira oder Porto Santo, einige Zeit nach der Eroberung von Spanien durch die Mauren, und ehe die Spanier die Mauren im Jahr 1147 aus Liſſabon verjagten, bewohnt geweſen. Ich werde dieſe Stellen herſezen, damit der Leſer ſelbſt urtheile.

Aus dem erſten Theil des dritten Klima. „In „dieſem Meere liegt auch die Inſel zweener Brüder, „welche Zauberer ſind; der eine derſelben heißt Sciarahàm, und der andre Sciaram."

„Dieſer Hafen liegt gegen Aſaſi (Azaſſi) über, „und zwar ſo nahe, daß, wenn die Luft auf der See „klar und unbewölkt iſt, man den Rauch auf dem feſten Lande ſehen kann. Es liegt auch in dieſem Meere eine Inſel der Schafe, welche groß, und mit einer dicken Wolke bedeckt iſt *). Auf dieſer Inſel „giebt

*) Dies paßt genau auf die Finſterniß oder Wolke, welche Madeira umgab, als die Portugieſen dieſe Inſel entdeckten,

„giebt es unzählige Schafe, aber sie sind klein, und „ihr Fleisch ist ausnehmend bitter von Geschmack, und „untauglich zur Speise.“ Dies erhellt auch aus der „Erzählung der Almaghrurin (Wanderer).“

Aus dem ersten Theil des vierten Klima. „Gerade gegen Lissabon über (welches an der Küste des „Dunkeln Meers belegen ist,) an dem südlichen Ufer „des Flusses, liegt das Schloß Almaaden (der „Schätze) welches diesen Namen von dem Golde hat, „das nach einem Sturm ans Land geworfen wird. „Von Lissabon aus wagten sich Almaghrurin (Wanderer) auf das Dunkle Meer, um Entdeckungen zu „machen: und von ihnen hat ein Weg in der Stadt, „nicht weit von dem See, seinen Namen, welchen er „bis auf die spätesten Zeiten behalten wird.“

„Und dies ist ihre Geschichte. Acht Leute, welche „Vettern waren, bauten sich ein Kauffarthenschiff, „versorgten sich mit Wasser und den nöthigen Lebensmitteln auf verschiedne Monate, und traten ihre „Reise an, so bald der Ostwind zu wehen anfieng: „und als sie mit günstigem Winde beynahe zwölf Tage „gesegelt waren, kamen sie endlich in ein gewisses „Meer, dessen dickes Wasser einen widrigen Geruch „hatte. Sie sahen hier viele Klippen und es herrschte eine beständige Dämmerung: weil sie deswegen „einen unvermeidlichen Schiffbruch befürchteten, nahmen sie einen andern Lauf, und nachdem sie zwölf „Tage gegen Süden gesegelt waren, landeten sie auf „einer

decken, und welche sie abschreckte, sich ihr zu nähern. Die Inseln Teneriffa, Palma und Madeira sehen von ferne, wenn der Passatwind wehet, nicht anders aus, als dicke finstre Wolken. Madeira war voller Waldungen, als sie entdeckt wurde, welche ohne Zweifel die Dünste anzogen, und ihr ein dunkleres Ansehen gaben.

„einer Inſel der Schafe, wo unzählige Heerden ohne „Hirten herumirrten. Hier fanden ſie eine Quelle „fließenden Waſſers, die von einem wilden Feigen„baum beſchattet war. Sie fiengen einige Schafe, „und ſchlachteten ſie, fanden aber ihr Fleiſch ſo bitter, „daß es nicht zu genießen war, und begnügten ſich da„her an ihren Fellen. Hierauf ſegelten ſie noch zwölf „Tage gegen Süden, und entdeckten in einiger Ent„fernung eine gewiſſe Inſel, auf welcher ſie Einwoh„ner und angebautes Land ſahen. Sie näherten ſich „ihr alſo, um weitere Entdeckungen zu machen. Aber „nicht lange nachher wurden ſie von Böten umringt, „gefangen genommen, und ſammt ihrem Schiffe nach „einer gewiſſen Stadt an der Seeküſte gebracht. Hier „ſahen ſie röthliche Leute, mit dünnen und langen „Haaren, und groß von Statur; die Weiber hatten „von auſſerordentlicher Schönheit. Sie wurden hier „drey Tage lang in einem gewiſſen Hauſe gefangen ge„halten; am vierten aber kam ein Mann zu ihnen, „und frägte ſie in Arabiſcher Sprache, wer ſie wären, „warum ſie kämen, und wem ſie angehörten? Als „ſie ihm ihre ganze Geſchichte erzählt hatten, hieß er „ſie gutes Muths ſeyn, und ſagte ihnen zugleich, er „ſey des Königs Dollmetſcher. Sie wurden alſo den „folgenden Tag vor den König gebracht, der König „that die nehmlichen Fragen an ſie, die der Dollmet„ſcher gethan hatte, und ſie erzählten ihm die nehm„liche Geſchichte; daß ſie ſich nehmlich aufs Meer ge„wagt, um alles, was merkwürdiges oder wunder„bares auf demſelben ſey, zu entdecken, und bis an „ſeine äuſſerſten Gränzen zu bringen. Als der König „dieſes hörte, lachte er, und ſagte zu dem Dollmet„ſcher: Sage dieſen Leuten, daß mein Vater einigen „ſeiner Unterthanen befahl, dieſes Meer zu befahren, „und ſie ſegelten nach ſeiner Breite einen ganzen Mo„nat, bis ſie endlich kein Tageslicht mehr ſahen, und

„ſo

„so war ihre Reise vergeblich und unnütz. Weiter be-
„fahl der König seinem Dolmetscher, diesen Leuten in
„seinem Namen zu sagen, daß sie gutes Muthes seyn,
„und sich auf ihn verlassen mögten. Sie wurden dar-
„auf nach ihrem Hause zurückgeführt, und daselbst
„gefangen gehalten, bis der Westwind zu wehen an-
„fieng. Hierauf wurden sie mit verbundenen Augen,
„in ein Boot gesezt, und in die See geschickt, auf
„welcher sie drey Tage und drey Nächte zubrachten.
„Endlich kamen sie an das feste Land, wo sie, nach-
„dem man ihnen die Hände auf den Rücken gebunden
„hatte, ans Ufer gesezt, und sich selbst überlassen
„wurden. In diesem Zustande lagen sie bis Tages-
„anbruch, während welcher Zeit sie, wegen des fe-
„sten Bindens, die größte Ungemächlichkeit ausstan-
„den. Endlich aber, da sie menschliche Stimmen
„hörten, riefen sie alle laut um Hülfe; worauf einige
„Leute herzukamen, und, als sie ihren elenden Zustand
„sahen, sie um die Ursach fragten. Diese Leute, wel-
„che Barbarier waren, fragten sie, ob sie wüßten,
„wie weit sie von ihrem Vaterland wären? und da sie
„ihnen mit Nein antworteten, sagten sie, daß man
„zwey Monate bis dahin zu reisen habe. Da der An-
„führer dieser Unglücklichen dies hörte, rief er aus:
„Va Asi! das heißt: Ach, was leiden wir! und
„seitdem führet der Ort den Namen Asi. Es ist ein
„Hafen an dem westlichsten Theil der Küste, deren wir
„bereits erwähnt haben.“

Da der Nubische Geograph diese Nachricht nicht von den Abentheurern selbst hatte, so können wir mit Recht schließen, daß sie der Wahrheit nicht genau gemäß seyn werde. Sollte aber irgend etwas wahres daran seyn, so war die Insel, wo die Reisenden mit verbundenen Augen nach Azaffi geschickt wurden, gewiß keine andre, als eine der Kanarischen Inseln,

Ma-

Madeira, oder Porto Sante, welche alle drey Tagereisen zur See von Azaffi entfernt sind.

„Von allen diesen Inseln entspricht Fuertaventura am besten der Insel der beyden Brüder, welche Zauberer waren; weil man sie bey hellem Wetter von dem festen Lande desjenigen Theils von Afrika sehen kann, welcher gegen Südwest von Azaffi liegt.“

Da nun Azaffi damals die entfernteste Hafenstadt gegen Südwest war, so ist es wahrscheinlich, daß die Einwohner des festen Landes, welches Fuertaventura gegenüber liegt, wenn sie des Handels wegen nach Azaffi kamen, den Einwohnern dieser Stadt erzählten, daß sie von ihrer Küste bey hellem Wetter immer eine Insel sähen. Dies erklärt uns, wie unser Autor sagen kann: „Dieser Hafen liegt Azaffi gegen Süd, und „zwar so nahe, daß man, wenn die Luft auf der See „helle und unbewölkt ist, den Rauch auf dem festen „Lande sehen kann.“

Nun einige Nachricht von dem Ursprunge der Einwohner der Kanarischen Inseln. Unser Autor wendet nicht weniger als drey Folioseiten dazu an, die Meynung derjenigen zu widerlegen, welche die Eingebornen der Kanarischen Inseln für Nachkömmlinge der zehn Stämme Israel hielten, welche in die Babylonische Gefangenschaft geführt wurden.

Seine Meynung ist, daß sie aus Mauritanien gekommen; wie dies gründet er auf die Aehnlichkeit der Namen gewisser Oerter in Afrika und den Inseln. „Denn, sagt er, Teide, der Name des ältesten Orts „in Kanaria, Orotava und Tegeste, sind alles Namen, die auch gewisse Oerter in Mauritanien und „auf dem Berge Atlas führen. Vermuthlich sind Kanaria, Fuertaventura und Lancerota von den Alarbes, der angesehensten Nation in der Barbarey, bevölkert worden; denn die Eingebornen dieser Inseln „nannten Milch Aho, und Gerste Temasen, welches „die-

„dieſelben Namen ſind, womit die Alarbes dieſe Din„ge benennen.“ Er ſezt hinzu:

„Unter den Büchern der Bibliothek der Kathe„dralkirche St. Anna in Kanaria, befand ſich eins, „welches ſo ſehr verdorben und zerriſſen war, daß ihm „ſowohl Anfang als Ende fehlte. Es handelte von „den Römern, und enthielt die Nachricht, daß, als „Afrika eine Römiſche Provinz war, die Eingebornen „von Mauritanien rebellirt und ihre Vorgeſezten und „Gouverneurs ums Leben gebracht; worauf der Se„nat, um die Rebellen zu züchtigen, und ein ſchreck„liches Exempel zu geben, eine mächtige Armee nach „Mauritanien geſandt, welche ſie überwunden und „wieder zum Gehorſam gebracht: bald nachher wären „die Anführer der Rebellion hingerichtet; dem gemei„nen Volk aber, nebſt Weibern und Kindern, hätte „man die Zungen ausgeſchnitten, und ſie alle mit et„was Getreide und Vieh auf Schiffe gebracht, und „nach den Kanariſchen Inſeln transportirt. *)“

Ob die erſten Bewohner der Kanariſchen Inſeln wirklich aus Afrika verbannt worden, oder nicht, getrau ich mich nicht zu entſcheiden; daß ſie aber urſprünglich daher gekommen, halt' ich für gewiß. Dieß läßt ſich leicht aus der Uebereinſtimmung der Gebräuche und Sprache der Eingebornen der ſüdlichen Barbarey und aller Kanariſchen Inſeln, Teneriffa ausgenommen, **) beweiſen.

Zum

*) Ein gewiſſer Thomas Nicols, der ſieben Jahr in den Kanariſchen Inſeln lebte, und eine Geſchichte derſelben ſchrieb, ſagt die beſte Nachricht, die er von dem Urſprunge der Eingebornen erhalten konnen, ſey die, daß die Römer ſie aus Afrika verbannt, und ihnen, weil ſie ihre Götter gelästert, die Zungen ausgeſchnitten hätten.

**) Die Sprache in Teneriffa hatte, um die Zeit der Eroberung, keine Verwandtſchaft mit denen, die in den übrigen

Zum Beyſpiel, die Libyer hielten ihre Töchter, ehe ſie ſie verheyratheten, eine Zeitlang eingeſchloſſen, und fütterten ſie mit Milch, bis ſie ganz fett wurden. Wenn einer von ihnen verwundet war, goſſen ſie heiße Butter in die Wunde. Und ihre vornehmſte Speiſe, welche ſie Kouſkouſſou nannten, ſtimmte faſt ganz mit dem Goſſio der Kanarier überein.

Aber der ſtärkſte Beweis liegt in der Aehnlichkeit der Kanariſchen und Libyſchen Sprache, wie man aus der nachſtehenden Sammlung von Wörtern, die ich aus der Geſchichte der Entdeckung und Eroberung zuſammengeleſen habe, ſehen wird. Mein Autor irrt ſich, wenn er ſagt, die Sprache der Inſeln gleiche der Sprache der Alarbes, oder Araber der Barbarey; denn die beyden Wörter, die er anführt, ſind nicht Arabiſch, ſondern Shillha, die Sprache, die jezt in den Gebirgen der Königreiche Marokko, Suz, und andern Theilen der ſüdlichen Barbarey geſprochen wird. Wiewohl die Zahl der Wörter in der Probe von den Sprachen der Inſeln, Teneriffa ausgenommen, ſich über achtzig beläuft, ſo ſind doch nicht mehr als zwanzig darunter, die ich von der Shillha auf eine vernünftige Art herleiten könnte; welches man vielleicht zum Einwurf gegen meine Behauptung von dem Urſprunge der Kanarier gebrauchen wird. Aber man muß bedenken, daß verſchiedne Dialekte der Libyſchen Sprache eben ſo ſehr von einander abweichen, als der Kanariſche von der Shillha; und doch ſind ſie alle Zweige einer urſprünglichen Sprache, wie ich künftig in meiner Beſchreibung von Afrika, zeigen werde.

Es

übrigen Inſeln geſprochen wurde: nach der angehängten Probe zu urtheilen, ſcheint ſie Aehnlichkeit mit der Peruvianiſchen oder einer andern Amerikaniſchen Sprache gehabt zu haben.

Es iſt offenbar, daß die Libyer nicht eher nach den Kanariſchen Inſeln gekommen, als nachdem Plinius ſeine Geſchichte der Natur geſchrieben; denn er ſagt, daß dieſe Inſeln damals unbewohnt geweſen. Eben ſo gewiß aber muß es vor der Eroberung der Barbaren durch die Araber geſchehen ſeyn; denn ſonſt würden wir einige von den Ceremonien der Mahumedaniſchen Religion bey den Kanariern gefunden haben.

Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß die Libyer, welche ſich zuerſt auf dieſen Inſeln niedergelaſſen, dahin geflohen, um den ſiegreichen Arabern nicht in die Hände zu fallen.

Die Eingebornen der verſchiednen Kanariſchen Inſeln wußten, zur Zeit der Eroberung, nichts von Böten oder Kähnen, und konnten alſo unter einander kein Verkehr haben; und doch ſagt mein Autor, die Sprachen derſelben, die von Teneriffa ausgenommen, wären zwar ſehr verſchieden, aber doch nahe mit einander verwandt geweſen.

Sammlung aller derjenigen Wörter, die aus den Sprachen der alten Einwohner der Kanarischen Inseln noch übrig sind, nebst den Wörtern von gleicher Bedeutung in der Schillha oder Libyschen Sprache, die ihnen ähnlich sind.

Dialekt, der Lancerotaner und Fuertaventuraner.	Schillha, ein Dialekt der Libyschen Sprache.
Aho, Milch.	Agcho.
Temasen, Gerste.	Tomzeen.
Tezzeses, Stecken oder Stäbe, deren die Eingebornen sich als Waffen bedienten.	Tezezreat, ein Baum.
Mahay, Athahay, } Tapferer oder ehrenwerther Mann.	
Eseguen, Gottesdienstliche Häuser.	Fquir, ein Priester. S. die Wörter der Kanarischen Sprache.
Tamarco, ein Gewand, Kleid.	
Guapil, eine Müze.	
Maho, ein Schuh.	
Goffio, Geröstetes Gerstenmehl.	
Tasiaque, scharfe Steine, die man statt der Messer gebrauchte.	
Guanil, wilde Ziegen.	
Harhuy, Häute, oder Leder.	

Dialekt

Dialekt der Gomeraner.	Schilba.
Gomera, der Name der Insel.	Gumeri, eine Zunft der Afrikaner.
Taginaste, ein gewisser Baum.	Taginast, ein Palmbaum.
Tahuyan, Unterröcke von Ziegenfellen.	Tahuyat, ein Betttuch oder Decke.

Dialekt der Hierronier.

Esero, der alte Name der Insel, welcher Stark bedeutet. S. die Wörter der Palmaner.

Garse, der berühmte Baum, welcher Wasser gab.

Aguamanes, Farrenkrautwurzeln, geröstet, zerstossen und in Butter eingeweicht.

Ahemon, Wasser. — Amon. im Ayanaga Dialekt, Emma.

Achemen, Milch.

Aculan, Butter.

Acan, Farrenkrautwurzeln.

Verdones, } lange
Tomasaques, } Stangen.

Guatatiboa, Versammlung des Volks zu einem Fest.

Fubaque, ein fettes Schaf.

Eraoranzan, ihre männliche Gottheit.

Dialekt der Hittronier.	Chilha.
Moseyba, ihre weibliche Gottheit.	
Arahjairo, ein Mittler.	
Dialekt der Kanarier.	
Acoran, Gott.	Mkoorn. in dem Shawiyah Dialekt, Amoukran, Groß, oder Herr.
Tibicenas, Erſcheinungen in Geſtalt eines Pudels.	
Guanarteme, König.	
Faycag, Prieſter oder Rechtsgelehrter, der nächſte an Würde nach dem König.	Fquair.
Almogaren, gottesdienſtliche Häuſer, oder Tempel.	Talmogaren.
Magados, Stangen oder Stecken, die ſie als Waffen gebrauchten.	
Amodagas, Ebendieſelben, ſcharf zugeſpizt und durch Feuer gehärtet.	
Sabor, der geheime Rath, oder Conſeil.	
Gayres, Mitglieder dieſes Raths.	Mgar, Befehlshaber, oder angeſehener Mann.
Gama, Genug.	
Magadas, Art von Nonnen.	
Tamoganteen, Häuſer.	Tigameen.
Aridaman, Ziegen.	
Taharan, Schafe.	
Taguacen, Schweine.	

Tama-

Dialekt der Kanarier.	Shilha.
Tahazanona, } Fleisch in Butter gebraten.	
Asamoran, * } Gerste.	
Archormase, grüne Felgen.	Tarkarmäsh, auch Eckörtan.
Tehaunenen, trockne Felgen.	
Aho, Milch.	Agho, oder Agcho.
Corianas, Körbe von Binsen oder Palmzweigen.	Carian.
Adargoma, Schultern von Felsen.	
Ataycate, großes oder festes Herz.	Tarkist, Herz.
Arabisenen, ein Wilder.	
Doramas, Nasenlöser.	
Atirtisma, der Name, womit sie Gott anriefen.	Ater, Hoch oder Erhaben. Atirtisma bedeutet vielleicht so viel, als der Erhabne, oder der Höchste. Aus den Alten wissen wir, daß der Berg Atlas bey den Eingebornen Ater, Dyr, und Adyrrim hieß. Jezt nennen die Libyer einen Berg, Athrair und Adrair.

Dialekt

*) Ich glaube, daß unser Autor dieß Wörter aus Nachlässigkeit versezt hat, und daß das erstere Gerste bedeutet wie in Lancerota und Fuertaventura.

Dialekt des Palmaner.	Shlitha.
Benehoare, der Name der Insel.	Beni-Howare, eine Zunft der Afrikaner auf dem Atlas.
Tagragigo, heißes Wasser.	
Tebercorade, gutes Wasser.	
Tocande, kalcinirte Steine, dergleichen von Volkanen ausgeworfen werden.	
Tigo, oder Tigot, Himmel.	Tigot.
Tigotan, die Himmel.	Tigotan.
Mayantigo, ein Mannsname, welcher so viel bedeutet als himmlisch, dem Himmel ähnlich, oder so liebenswürdig, als ein Theil des Himmels.	
Aganeye, Name eines Mannes, der seinen Arm verloren hatte; das Wort bedeutet einen abgehauenen Arm.	
Asuquahe, schwarz oder finster.	
Thener, ein Berg.	Athrair, in dem Showiyah Dialekt.
Tedote, ein Hügel.	
Aguyan, ein Hund.	
Adeyhamen, unter dem Wasser. So nannten sie einen Distrikt in welchem Wasserquellen waren.	Douwaman.

Acer

Dialekt der Palmaner.		Chillha.
Aher, ein feſter oder unzugänglicher Platz.		
Teguibite, Schaf- oder Ziegenfleiſch.		
Iffe, Weiſſ.		
Allaiviva, Schweine.		
Adago, Ziegenmilch.		
Rucico, Malvaswurzeln.		
Abora, Gott.		
Gaires, Raben oder Krähen.		
Ievené, Erſcheinungen. Vielleicht von Rben, Götter.		
Vacagüare, ich will ſterben.		
Mocas, Stecken, die ſcharf zugeſpizt, und im Feuer gehärtet waren.		
Yiguida y iguan Idafe	er wird fallen! Idafe wird fallen.	Y want y dir Idafe.
Guegerte y guantaro	Gieb ihm, und er wird nicht fallen.	Ifkaſt, Oreyder.

Dieſe Probe von den verſchiednen Sprachen der Kanariſchen Inſeln iſt nach der Spaniſchen Orthographie geſchrieben, und man muß bemerken, daß Gua, Gue, wie das Engliſche Wa, We; Ch, wie Tſch, und das j ſehr guttural ausgeſprochen werden muß. Unſer Spaniſcher Autor hat den obigen Kanariſchen Wörtern die Endungen ſeiner Sprache gegeben; denn ein Spanier kann kein Wort ohne Vokal am Ende ausſprechen, ausgenommen die Wörter, die ſich mit b, n, r, s, z, l, x, y, endigen. Der Kanariſche

Plura-

Pluralis, sowohl als der Libysche, endigt sich mit n, unser Autor aber hat das geändert; z. B. statt Carian, Körbe, giebt er uns Carianas, weil der Spanische Pluralis nie ein n am Ende hat.

Unser Autor hatte diese Kanarischen Wörter von den Nachkommen der Eingebornen, die zu seiner Zeit blos Spanisch sprachen, und die Sprache ihrer Vorfahren nur aus Tradition kannten. Wir können daher voraussezen, daß diese Wörter sehr verändert seyn müssen; und doch, wenn wir nur die Spanischen Endungen weglassen, und Gua, Gue, in Wa, We verändern, werden wir die Kanarische Sprache mit der Libyschen so nahe verwandt finden, als wir, bey der Voraussezung, daß die Kanarier und Libyer ursprünglich ein und eben dasselbe Volk gewesen, nur irgend erwarten können. Zum Beyspiel: nach unserer Pronunciation muß Y iguida y iguan ausgesprochen werden Y iwid y iwan; und wenn wir annehmen, daß die Wörter versezt worden, und ursprünglich so gestanden, Y iwan y iwid, so ist die Aehnlichkeit mit den Libyschen Wörtern Y want y dir, welche eben das bedeuten, schon viel größer. Doch der Leser mag dies selbst beurtheilen. Ich habe mich genau an das Spanische Manuscript gehalten.

Dialekt der Teneriffaner.

Achineehe, der Name der Insel.
Vinchent, die Eingebornen.
Guihon, Schiffe.
Arguihon, * Siehe da Schiffe, oder Schiffe kommen.
Quebechi, die königliche Würde.
Ahico, ** Mantel oder Gewand.
Anepa, Scepter oder Speer.

Achgua-

Achguarergenan, Acho an, Achaman, } Erhalter des Himmels und der Erde.

Achuhuiaban, Achucana, Aguayarerar, } der Groſſe, Erhabene, und Erhalter aller Dinge.

Guarirari, Gott, oder der die Welt hält.

Arguaychaſunatuman, der den Himmel hält.

Achicuca, ein Sohn.

Zucaſa, eine Tochter.

Tavonas, Meſſer, von ſcharfen Steinen gemacht.

Menſey, † ein König.

Achemenley, Leute von höherem Adel.

Cilhiſiquico, Leute von geringerem Adel.

Achicarnay, Bauern oder Dienſtleute.

Quebchiera, Ihro Hoheit, ſo nannten ſie den König.

Ahorer, geröſtetes Gerſtenmehl.

Taro, Gerſte.

Cancha, kleine Hunde.

Ara, eine Ziege.

Ana, ein Schaf.

Veneſmer, der Monat Auguſt.

Hacichei, Erbſen, Bohnen, oder Wicken.

Ahof, Milch.

Oche, Butter.

Yoja, Mokanes, oder Hollunderbeeren.

Chacerquen, Honig, oder Syrup von Mokanes gemacht.

Triguen, †† Weizen.

Coran, ein Mann.

Chamato, ein Weib.

Aruman, der Himmel.

Tagaror, der Ort des Gerichts.

Das Wort, welches mit * bezeichnet iſt, hat viel Aehnlichkeit mit dem Namen eines Hafen an der Afrikaniſchen Küſte, welcher Arguin heißt, und vormals ſtark von Schiffen beſucht wurde. Das zweyte ** mit dem Worte Tahayk, welches in der Shillha ein Gewand bedeutet. Das dritte † mit dem Worte Menſa, ein König, in der Sprache der Schwarzen von Bambara oder Mandingo. Das vierte †† mit dem Worte Trigo, welches im Spaniſchen Weizen bedeutet.

Beſchreibung
der
Kanariſchen Inſeln;
welche zugleich
die neuere Geſchichte der Einwohner
und
eine Nachricht von ihren Sitten, Gebräuchen, Handlung, u. ſ. w.
enthält.

Beſchreibung der Kanariſchen Inſeln.

Erſter Abſchnitt.

Beſchreibung der Inſel Lancerota, und der nebenliegenden unbewohnten Inſeln.

Dieſe Inſel iſt ſehr hoch, und man ſieht ſie ſehr weit. Wenn man ſich ihr nähert, ſcheint ſie ſehr ſchwarz, felſigt und unfruchtbar. Sie iſt etwa funfzehn Meilen lang, und zehn breit. Der Mittelpunkt der Inſel hat neun und zwanzig Grade, acht Minuten nördlicher Breite.

Der vornehmſte Hafen befindet ſich an der Südoſtſeite, und heißt Porto de Naos. Jedes Schiff, das nicht über achtzehn Fuß unter Waſſer geht, kann hier bey hoher See einlaufen, und iſt vor jedem Wind' und Wetter geſichert; ungeachtet es ſcheint, wenn man längs der Küſte hinſegelt, als lägen die Schiffe in einer offenen Reede vor Anker; denn der Hafen wird durch eine Reihe von Felſen formirt, die man in einiger Entfernung nicht gewahr wird, weil ſie größtentheils unter Waſſer liegen. Dieſe brechen den Strom der Wellen, ſo daß die innere Seite ſo eben iſt, als ein Mühlenteich. Da man weder in dieſer, noch in einer der andern Kanariſchen Inſeln, einen bequemen Plaz hat, große Schiffe zu reinigen oder auszubeſſern, ſo wird er in dieſer Abſicht von den Kauffarthenſchiffen, die nach dieſen Inſeln handeln, häufig beſucht. An dem weſtlichen Ende des Hafens ſteht ein viereckigtes Kaſtel, von Steinen erbaut, und mit einigen Kanonen beſezt, aber nicht beſonders feſt, weil Kriegsſchiffe

ſchiffe ſich auf Flintenſchlußweite demſelben nähern können.

Bey dieſem Hafen liegt weder Stadt noch Dorf, ſondern nur einige Magazine, wo Getreide zur Ausfuhr in Bereitſchaft liegt.

Auf der Weſtſeite des Kaſtels iſt ein anderer Hafen, Namens Porto Cavallos, oder, wie andre ihn nennen, El Reciſe. Dies iſt auch ein ſehr bequemes Schiffslager, und wird, wie Porto de Naos, durch eine Reihe von Felſen formirt; aber der Eingang iſt ſo ſeicht, daß er, wenn das Waſſer am höchſten ſteht, nicht mehr als zwölf Fuß hat. Auf einer kleinen Inſel, oder einem geräumigen Felſen, zwiſchen dieſen beyden Häfen, ſteht obgedachtes Kaſtel, welches ſie beyde ſchüzt. Dieſer Felſen iſt durch eine Brücke mit dem Lande verbunden, unter welcher her Böte von Porto de Naos nach Porto Cavallos gehen.

An dem nördlichen Ende von Lancerota befindet ſich ein großer und geräumiger Hafen, Namens El Rio. Dies iſt eine Meerenge, oder ein Kanal, welcher die Inſel Lancerota von der unbewohnten Inſel Graciosa abſondert. Jedes noch ſo ſchwer beladne Schiff kann zum einen Ende dieſes Hafens herein, und zum andern wieder herausgehen: wenn es ſich in der Mitte zwiſchen beyden Inſeln hält, findet es immer eine Tiefe von ſechs bis ſieben Faden.

Derjenige Theil von Lancerota, welcher an dieſen Hafen gränzt, beſteht aus einem ſehr hohen und jähen Felſen, deſſen Fuß von dem Hafen oder der Seeküſte etwa zwey Flintenſchüſſe weit entfernt iſt. Der Boden dieſes Zwiſchenraums iſt niedrig, und man findet hier ein Salzwerk. Dies iſt ein viereckigtes Stück Land, welches eben, und von zwey Zoll tiefen Gräben durchſchnitten iſt; in dieſe läßt man das Seewaſſer, welches dann durch die Sonnenhize und die Natur des Bodens bald in Salz verwandelt wird.

Von

Von der Küste dieſes Hafens hat man keinen andern Weg in die Inſel, als einen engen, jähen und verwickelten Fußpfad, welcher auf den Gipfel des obgedachten hohen Felſen führt. Einem Fremden iſt es faſt nicht möglich, ohne Führer hinaufzuſteigen; denn wenn er einmal den rechten Pfad verlöre, ſo würd' er ihn nicht leicht wieder finden, und in größter Gefahr ſeyn, den Hals zu brechen.

Auſſer dieſen Häfen giebt es weiter keine in Lancerota. Aber die ganze ſüdliche Seite der Inſel kann man als Einen Hafen betrachten, wenn der Paſſatwind weht; denn alsdann iſt auf dieſer Seite die See ganz eben, und an den mehrſten Orten kann ein Boot ohne alle Gefahr landen.

Etwa zwey Leagues Land ein von Porto de Naos, gegen Nordweſt, liegt die Stadt Cayas, oder Rubicon, der Hauptort in der Inſel, und vormals ein Biſchöflicher Siz. Sie enthält etwa zwey hundert Häuſer, eine Kirche, und ein Mönchskloſter. Sie hat ein altes Kaſtel, mit einigem Geſchüz beſezt. Die Wohnhäuſer haben größtentheils ein ſehr ſchlechtes Anſehen.

Etwa zwey Leagues Land ein, und ſüdwärts von dem Gipfel des Felſen bey El Rio, liegt die Stadt Haria, die nächſte an Größe nach Cayas. Ich ſchäze die Anzahl ihrer Einwohner etwa auf drey hundert. Alle Gebäude hieſelbſt, die Kirche und drey oder vier Privathäuſer ausgenommen, ſind ſehr ſchlecht und armſelig. Als ich da war, war ſie die Reſidenz des Gouverneurs, der Alkalde Major aber und die Inquiſitions-Bedienten wohnten zu Rubikon.

Die Inſel Graciosa liegt an der Nordſeite des Kanals El Rio, und iſt eine unbewohnte und unfruchtbare Inſel, der es ganz an Waſſer fehlt. Sie hat etwa drey Meilen in die Länge, und zwey in die Breite. Zur Winterszeit ſchicken die Eingebornen von Lancero-

ta Ziegen und Schaafe dahin zur Weide; im Sommer aber, da hier kein Regen fällt, und das Gras trocken und welk iſt, müſſen ſie d eſelben wieder nach Lancerota zurückholen.

Vier bis fünf Meilen gegen Norden von Gracioſa liegt Alegranza, eine hohe und felſigte Inſel, unfruchtbar und ohne Waſſer, und folglich unbewohnt. Sie iſt nicht ſo groß als Gracioſa. Die Einwohner von Lancerota begeben ſich zu gewiſſen Zeiten dahin, um Orchilla-Kraut einzuſammlen.

Etwa acht Meilen gegen Oſten von Alegranza und Gracioſa liegt ein großer hoher Felſen in der See, Namens Roca del Eſte, oder der öſtliche Felſen. Gegen Weſten von dieſen Inſeln liegt ein andrer von gleicher Größe, Roca del Ouſte, oder der weſtliche Felſen. Gegen Südweſt, etwa drey Leagues von Gracioſa liegt eine felſigte unbewohnte Inſel, Namens Santa Clara. Viele Schiffe ſind bey Nacht an dieſen unbewohnten Inſeln geſcheitert, weil ſie theils durch Fehler in ihrer Rechnung, theils durch unſre Charten, welche dieſe Inſeln gewöhnlich dreyßig Meilen zu weit gegen Süden ſezen, irre geführt waren.

Zweyter Abſchnitt.

Beſchreibung der Inſel Fuertaventura.

Das nördliche Ende dieſer Inſel liegt, etwa ſieben Meilen, Süd- zu Weſt von der ſüdweſtlichen Spize von Lancerota.

In dem Kanal zwiſchen denſelben, aber näher bey Fuertaventura, liegt die kleine Inſel Lobos, die etwa eine League im Umfange hat, unbewohnt und ohne Waſſer iſt. Dicht bey derſelben iſt eine gute und bequeme Reede.

Fuer-

Fuertaventura iſt etwa achtzehn Meilen lang, und faſt durchgehends funfzehn breit. In der Mitte iſt ſie ſchmal und niedrig, ſo daß ſie von der See beynahe in zwey Theile getheilt wird. Derjenige Theil der Inſel, welcher an der Südſeite der Erdenge liegt, iſt bergigt, ſandigt, unfruchtbar, und faſt ganz unbewohnt. Der nördliche Theil iſt auch bergigt, aber im Innern fruchtbar und wohl bewohnt.

Wenn man längs dieſer Inſel hin ſegelt, erblickt man keine Häuſer an der Küſte, an zwey oder drey Orten ausgenommen, wo Barken ans Land gehen, und Getreide aufladen.

Etwa ſechszehn Meilen gegen Süden von der Reede bey Lobos iſt eine Bay, in welcher ſich eine Reede befindet, wo Barken liegen, und Korn laden; ſie heiß Porto de Cabras. Ein Fremder findet ſie nicht ohne Steuermann, denn der Grund rings umher iſt ſeifigt und unſicher.

Zwey Leagues weiter ſüdwärts an der Küſte, iſt der Hafen Cala de Juſtes, wo auch Korn ausgeſchifft wird. Dieſer Hafen taugt nur für kleine Barken, die hier vor allen Winden ſicher liegen, den Südoſtwind ausgenommen, der in dieſem Theile der Welt ſelten wehet. Wenn es ſich aber zuträgt, ſo ladet man augenblicklich aus, zieht die Barken bey hohem Waſſer ans Geſtade, und füllt ſie dann mit Steinen; ſo daß ſie ungeachtet der ſtarken Wellen, die der Wind heantreibt, unbeweglich und unbeſchädigt bleiben. Vor dem Hafen befindet ſich eine gute Reede, wo Schiffe vor Anker liegen können.

Dieſen Hafen kennt man an einem runden ſchwarzen Thurm, und einigen Häuſern daneben. Der Thurm iſt von großen Steinen und Kalk erbauet, und von der nemlichen Form, wie das Kaſtel zu Rubikon in Lancerota; er hat auch, eben wie dieſes, eine Thür, welche zwölf Fuß höher iſt, als der Boden, ſo daß

man,

man, um herein zu kommen, eine Leiter anſezen muß. Der Gipfel des Thurms iſt flach, mit Bruſtwehren oder Zinnen rund umher, welche mit drey oder vier Kanonen beſezt ſind, um den Hafen und die Schiffe vor Seeräubern zu ſchüzen. Ein Serjeant von der Miliz wohnt mit ſeiner Familie in einem dicht daran ſtoßenden Hauſe, und muß über das Korn, welches aus dem Hafen abgeſchifft wird, die Rechnung führen. Er iſt auch Gouverneur des Forts und Hafens, und ſtattet dem Gouverneur der Inſel, und dem Alkalde Major, von allen Schiffen, die in der Reede oder dem Hafen ankommen, Bericht ab. Im Fall ein feindliches Schiff ſich ſehen läßt, muß er Lärm machen, und ſich mit ſeiner Familie und dem Schiffsvolk der Barken in den Thurm retiriren, die Leiter hineinziehen, und die Thüre verſchließen.

Vier Leagues ſüdwärts von Cala de Juſtes iſt eine hohe, jähe, felſigte Spize, Namens Punta de Negro. Zwiſchen dieſen beyden Plätzen ſind einige Baysn, wo Schiffe ankern und friſch Waſſer haben können; ein Fremder aber findet den eigentlichen Ankergrund und die Waſſerpläze nicht ohne Steuermann. Auf der andern Seite des Capo Negro befindet ſich eine geräumige Bay, Namens las Playas.

Die weſtliche Spize dieſer Bay iſt eine hohe Felsklippe, deren Gipfel hervorſteht, und über die See hängt. Gleich etwas weiter iſt eine ſandige Bay, Namens Gran Tarrghala, wo ein Schiff in einer Tiefe von ſechs bis ſieben Faden ankern kann. An dem Ufer dieſer Bay iſt ein Wald von einer Art wilder Tannen, deren einige zu Brennholz für Schiffe dick genug ſind; ein wichtiger Artikel für Lancerota und Fuertaventura.

Sieben Leagues weſt- ſüd- weſt halb Süd von Tarrahala-Bay, iſt eine Spize, Namens Morro Gable:

alles Land in diesem Zwischenraume ist sandig, unfruchtbar, und unbewohnt.

Zwölf Meilen westwärts von Morro Gable ist die Spize Handia. In dieser Strecke sind verschiedne Pläze, wo man, wenn der Passatwind wehet, ankern kann. Die See ist hier eben, und man kann einen Ueberfluß von frischen Wasser haben. Ostwärts von der Spize Handia liegt eine geräumige Bay eben dieses Namens, mit einem reinen sandigen Boden, wo das Meer gewöhnlich sehr still und eben ist. Von der Spize Handia an wendet sich die Küste gegen Norden, bis gegen die Insel Lobos. Diese ganze Seite der Insel, die Mitte derselben ausgenommen, ist einem Nordwinde sehr ausgesezt, welcher eine stark schwellende See gegen die vielen hier befindlichen Felsbänke treibt, an denen sie sich mit großer Gewalt bricht. Die Mitte aber ist eine große Bugt mit einer sandigen Küste. In mäßiger Entfernung von derselben ist ein guter sandiger Ankergrund. An der Küste ist ein Hafen und ein Dorf, Namens Toston, wo Barken Korn laden. Hier findet man einen Thurm, der dem zu Cala de Fustes gleicht.

Nicht volle zwey Leagues Land ein von der obgedachten Reede bey Lobos, liegt eine Stadt, Namens Oliva, mitten in einer Kornreichen Ebne. Hier ist eine Kirche, und einige gute Häuser, deren Anzahl sich, wo ich mich recht besinne, auf funfzig belaufen mag. Die nächste Stadt, die man nach dieser in der nemlichen Direktion von Lobos antrifft, ist La Villa, der vornehmste Ort in der Insel. Dies ist der Mittelpunkt desjenigen Theils der Insel, welcher der Erdenge gegen Norden liegt. Hier ist eine Kirche, und ein Franziskaner Mönchenkloster; die Anzahl der Häuser beläuft sich beynahe auf hundert.

Eine kleine League Land ein von las Playas liegt eine Stadt, Namens Tunehe; sie enthält auch etwa hun-

hundert Häuser, die aber, in Vergleichung mit denen zu la Villa und Oliva, sehr schlecht sind.

Ausser diesen Städtchens liegen in dem nördlichen Theil der Insel viele kleine Dörfer zerstreut, und zwar so nahe bey einander, daß man kaum das eine aus dem Gesicht verliert, da man schon wieder ein anderes erblickt; aber die Seeküste, wie ich schon gesagt habe, ist felsigt, unfruchtbar und unbewohnt. Die andre Hälfte der Insel, Namens Handia, ist ganz öde, und nur hie und da findet man eine Schäferhütte; denn Dörfer oder Bauerhöfe giebts in diesem Theil der Insel gar nicht.

Wenn die See von Westwinden sehr anschwellet, so bricht sie sich gegen die Felsen an der nordwestlichen Seite von Lobos mit solcher Gewalt, daß es schrecklich anzusehen ist; und ich kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ich hier Brecher gesehen habe, die an sechszig Fuß hoch waren: hätte einer von diesen das stärkste Schiff getroffen, so würde ers in einem Augenblick in Stücken zerschmettert haben. Ich hörte das Getöse dieser Wellen in einer Weite von sechs bis sieben Leagues, gleich dem Donner in der Ferne.

Dritter Abschnitt.

Klima, Witterung, Boden und Produkte der Inseln Lancerote und Fuertaventura.

Das Klima dieser Inseln ist ausnehmend gesund, welches vielleicht der Trockne des Bodens, und den starken Nordwinden, die hier fast beständig wehen, zuzuschreiben ist, so daß die Einwohner gemeiniglich ein hohes Alter erreichen.

Von der Mitte oder dem Ende des Aprils, bis zu Anfang oder Mitte des Oktobers, wehet der Wind sehr scharf, und fast ununterbrochen aus Norden und Nord-

Nord-Nord-Osten: zuweilen wendet er sich ein wenig mehr ostwärts. Von der Mitte des Oktobers bis zu Ende des Aprils weht er gemeiniglich in der nemlichen Richtung, läßt aber dann und wann nach, und macht auch andern Winden Plaz. Der Südwestwind bringt immer Regen, und ist daher ein sehr willkommner Gast für diese Inseln. Andre Winde, vornehmlich aus Nord-ost, bringen auch Regenschauer, die aber nur einzelne Theile treffen, und nicht anhalten, folglich dem Boden wenig Vortheil bringen; der Regen aber, der aus Südwesten kömmt, hält oft zwey oder drey Tage an. Er fällt sehr dick in kleinen Tropfen, dringt in die Erde ein, und befeuchtet sie durch und durch. Wenn dieser Regen zu fallen anfangt, säen die Einwohner ihr Korn aus; und vierzehn bis zwanzig Tage nach dem leztern Regen, nämlich gegen Ende des Aprils, ist es reif zur Erndte. Von der Natur und den Eigenschaften der Winde, die auf diesen Inseln wehen, will ich hier nur bemerken, daß der Nord- und Nord-Nord-Ostwind hier so heftig und anhaltend sind, daß sie keine Art von Bäumen aufkommen lassen, vornehmlich in Lancerota, welches ihrer Gewalt am meisten ausgesezt ist; doch findet man hier einige wenige Stauden oder Gesträuche, Namens Tubaybas, welche nirgends sehr hoch wachsen, hier aber, wegen der heftigen Winde, sich dicht am Boden ausbreiten, ausser wo sie hinter Felsen oder Mauern Schuz finden. In den Gärten hat man Feigenbäume, und einige andre kleine Bäume, oder Stauden, die aber selten höher sind, als die Gartenmauer.

Fuertaventura ist nicht völlig so sehr dem Winde ausgesezt, als Lancerota, und daher auch nicht völlig so unfruchtbar an Bäumen und Stauden. Man hat hier Palmen, wilde Oliven, und eine Art von wilden Fichten, welche die Einwohner Tarrahala nennen.

Die

Die Baumwollen- und Euphorbium Staude, Feigenbäume, und eine Staude, welche stechlichte Birnen trägt, wachsen in Gärten, wiewohl diese leztere in den Feldern von Kanaria, und den westlich gelegenen Inseln, ohne Wartung wächst.

Ungeachtet diese Inseln einen so grossen Mangel an Bäumen haben, sind sie doch im Ueberfluß mit vortrefflichen Kräutern, und verschiednen Arten wohlriechender Blumen, versehen. Die grosse Menge und Mannichfaltigkeit der leztern bewog die Einwohner, Bienen von den andern Inseln zu holen, um hier eine Zucht derselben anzulegen; aber sie sahen sich in ihrer Erwartung betrogen; keine Biene wollte bey ihnen bleiben, aller Wahrscheinlichkeit nach, weil sie den heftigen Wind nicht ertragen konnten. Getreide von verschiedner Art wächst in Lancerota und Fuerteventura, nämlich Weizen, Gerste, Mais oder Indianisches Korn, und zwar in so großem Ueberfluß, daß es nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Einwohner von Teneriffa und Palma hinreicht, deren Unterhalt gröstentheils von diesen Inseln abhängt.

Weinstöcke giebt es in Lancerota erst seit dreyßig Jahren. Um diese Zeit brach ein Volkan aus, und bedeckte viele Felder mit leichten Staube und Bimssteinen, wodurch der Boden so sehr verbessert wurde, daß man jezt Weinstöcke angepflanzt hat, welche sehr gut fortkommen und Trauben geben; der Wein aber, den man davon macht, ist leicht, ohne Kraft, und so scharf von Geschmack, daß ein Fremder ihn nicht vom Weinessig unterscheiden kann; doch ist er sehr gesund. Fuertaventura bringt mehr und besseren Wein, als Lancerota.

Auf den Felsen an der Seeküste wächst eine grosse Menge von Orchillakraut, welches zum Färben gebraucht wird, und unsern Färbern in London sehr wohl bekannt ist. Es wächst aus den Rizen der Steine

und

und Felſen in der Länge von etwa drey Zollen; ich habe verſchiedne von acht oder zehn Zollen geſehen, die aber ungewöhnlich ſind. Es hat runde Stengel von der Dicke eines gewöhnlichen Packfadens. Seine Farbe iſt grau, und fällt ins weiſſe; hin und wieder auf dem Stengel findet man weiſſe Flecken oder Maſern. Aus einer Wurzel wachſen mehrere Stengel, die ſich in einiger Entfernung von derſelben in Zweige zertheilen. Man ſieht nicht das geringſte von Erde oder Staub auf dem Stein oder Felſen, wo es wächſt. Diejenigen, welche dieſes Kraut nicht kennen, oder nicht gewöhnt ſind es zu ſammlen, würden ſchwerlich im Stande ſeyn, es zu finden; denn es hat eine ſolche Farbe, und wächſt in ſolcher Richtung, daß es beym erſten Anblick der Schatten des Felſen, worauf es wächſt, zu ſeyn ſcheint. Dies Kraut färbt ein ſchönes Purpurroth, und wird auch viel gebraucht, andre Farben glänzender und lebhafter zu machen. Je runder und dunkler von Farbe es iſt, und je mehr weiſſe Maſern es hat, deſto beſſer und theurer iſt es. Dies Kraut wächſt in den Kanariſchen, Madeiriſchen und grünen Vorgebirgs Inſeln, und an der Küſte der Barbarey; das beſte und meiſte aber findet man in den Kanariſchen Inſeln. Dasjenige, was man an der benachbarten afrikaniſchen Küſte findet, iſt von gleicher Güte, wächſt aber, weil ihm zu gehöriger Zeit der Regen fehlt, bey weitem nicht ſo geſchwind. Man hat einigen Grund zu glauben, daß die Orchilla der Getuliſche Purpur der Alten geweſen. Zu Unterſtützung dieſer Meynung müſſen wir bemerken, daß die Küſte von Afrika, die den Kanariſchen Inſeln gegenüber liegt, bey den Alten Getulia hieß, und einen Ueberfluß an Orchilla hat. Ich begreife nicht, wie die Europäer den Gebrauch dieſes Krauts erfahren hatten; denn gleich bey der Entdeckung der Kanariſchen Inſeln, ſuchten ſie es eben ſo gierig auf, als

nach-

nachmals die Spanier, bey der Entdeckung von Amerika, Geld aufsuchten; da doch die Eingebornen der Kanarischen Inseln und des Theils von Afrika, welcher vormals Getulien hieß, noch bis jezt von dem Gebrauch der Orchilla nichts wissen. Ueberdem wird keiner es dem Ansehen nach für ein Färbekraut halten; denn die Farbe wird erst durch Kunst und viel Zubereitung herausgezogen. In keinem Theil von Europa, so viel ich weiß, wächst es so häufig, daß Einer in einem Tage nur eine Handvoll sammlen könnte, ausser in den Inseln des Archipelagus, oder an den Felsen von Sicilien, wo man es vor kurzem, und wo ich nicht irre erst vor acht bis zehn Jahren, zu sammlen angefangen. Man sollte daher glauben, daß um die Zeit der Entdeckung der Kanarischen Inseln ein Buch vorhanden gewesen, welches von der Orchilla, dem Orte, wo sie wächst, und der Methode die Farbe daraus zu bereiten, Nachricht gegeben.

In Lancerota sind sehr wenig Wasserquellen oder Brunnen. Die Einwohner sammlen daher, für sich selbst und ihr Vieh, das Regenwasser in Gruben und Cisternen. Eben so macht mans in Fuertaventura, ungeachtet man hier mehr Quellen und Brunnen hat, deren Wasser aber fast durchgehends salzigt von Geschmack ist. Zu El Rio an der Seite des Hafens nach Lancerota hin, und nordwärts von dem obgedachten Salzwerke, findet sich ein Gesundbrunnen, dessen Wasser für ein Hauptmittel gegen den Ausschlag gehalten wird. Es ist auch gut zum gewöhnlichen Getränck und hält sich auf der See. Dieser Brunnen liegt nahe am Ufer, und giebt genug, in vier und zwanzig Stunden zwey Oxthoft zu füllen.

Das Vieh auf diesen Inseln besteht in Kameelen, Pferden, Eseln, Ochsen, Schafen, Ziegen und Schweinen, welches alles, die Schafe und Ziegen aus-

ausgenommen, erſt nach der Eroberung aus der Barbarey und Spanien dahin gebracht worden. Die hieſigen Pferde ſind von Barbariſcher Zucht, und werden in Kanaria und Teneriffa wegen ihres Muths und ihrer Schnelligkeit ſehr geſchätzt, da ſie aber von ſo geringem oder gar keinem Nuzen in dieſen Inſeln ſind, weil die Eingebornen keine weite Reiſen zu thun haben, und der Tranſport derſelben zur See mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft iſt, ſo giebt man ſich wenig oder gar keine Mühe, die Zucht derſelben zu erhalten oder zu vermehren; ſo daß gegenwärtig ihre Anzahl ſehr klein iſt. Zum Reiſen gebrauchen die Einwohner Eſel, welche größer ſind, als auf den andern Inſeln. Der Unterhalt derſelben koſtet wenig oder gar nichts, und zu den kleinen Reiſen ſind ſie immer brauchbar genug.

Im Frühjahr iſt alles ihr Vieh fett und gut; es iſt dann ganz rund, glatt und ſo glänzend, als ob es mit Oel beſtrichen wäre. Zu Anfang des Herbſts aber, wenn alles Gras verwelkt oder aufgezehret iſt, hat es ein ganz andres Anſehn, und taugt nicht zur Speiſe.

Man pflügt hier gewöhnlich mit einem Kameel oder zwey Eſeln; denn der Boden iſt locker, und man pflügt nicht tief.

Die Seeküſten von Lancerota und Fuertaventura verſorgen die Einwohner mit Fiſchen von verſchiedner Art in großem Ueberfluß, vornehmlich mit einer Art von Stockfiſch, Namens Cherney, der viel beſſer von Geſchmack iſt, als der Stockfiſch von Newfoundland, oder aus der Nordſee. Ein andrer Fiſch von noch vortreflichern Geſchmack wird hier gefangen, Namens Mero: er iſt ſo lang, als ein Stockfiſch, aber viel dicker, und hat lange Fäden oder Schnurrbärte am Maule.

Es würde sehr langweilig seyn, alle verschiednen Arten derselben, denen ich doch keine englische Namen geben könnte, zu beschreiben: eine aber darf ich nicht übergehen; ich meyne den Picudo, oder Seehecht, dessen Biß so giftig ist, als einer Viper; dem ungeachtet giebt dieser Fisch, wenn er getödtet und zugerichtet ist, eine gute unschädliche Speise. An den Felsen der Seeküste sind viele Schalenfische, vornehmlich Tellermuschen (Limpets), welche die Einwohner gut zu gebrauchen wissen.

Der Mangel an Holzungen und Gebüschen verursacht auch einen Mangel an Vögeln und wildem Geflügel; doch giebts hier einige Kanarienvögel, und einen Vogel Namens Tubayba, von der Größe eines Staars, und schwarz und weiß gefleckt. Es giebt hier auch Rebhüner und Raben, und eine Menge von Mistvögeln (Dunghill-fowls;) aber keine Kaiekuten, Gänse oder Enten. Der Mangel der beiden leztern Gattungen ist vermuthlich der Seltenheit des Wassers zuzuschreiben. Es giebt hier keine giftige Thiere, außer einer schwarzen Spinne, deren Biß, wie die Eingebornen sagen, giftig ist, und Geschwulst mit brennendem Schmerz verursacht: ihre Kur dagegen ist, daß sie eine kleine Quantität Menschenkoth essen. Vermuthlich hat die große natürliche Antipathie gegen diese Arzney eine solche Wirkung auf den menschlichen Körper, daß sie das Gift, welches er durch den Biß bekommen, tödtet oder austreibt.

An der Nordseite der unbewohnten Insel Graciosa ist eine kleine sandige Bay, welche die Eingebornen Playa del Ambar nennen. Hier findet man zuweilen eine sehr gute Art von Ambra, fast in Gestalt einer Birne, die gemeiniglich einen kurzen Stengel hat. Hieraus sollte man schließen, daß er an den Felsen wächst, die hier in der Nähe unter dem Wasser sind,

und

und durch die Wellen ans Ufer gespült wird; denn gemeiniglich findet man ihn nach stürmischem Wetter.

In Lancerota und Fuerteventura sind viele Hügel, welche vormals Volkane gewesen; die Gipfel derselben haben nur einen kleinen Umfang, und sind hohl, aber nicht tief; der Rand der Gipfel ist gemeiniglich sehr schmal und scharf. Auf der äußeren Seite sieht man meistentheils eine Menge von schwarzem Staube und verbrannten Steinen, wie Bimssteine, nur schwärzer und schwerer. Diese Substanz scheint aus der Erde ausgeworfen zu seyn; in neueren Zeiten aber erinnert man sich keiner Ausbrüche auf beiden Inseln, ausgenommen in Lancerota, wo etwa vor dreyßig Jahren auf der südwestlichen Seite der Insel ein Volkan ausbrach, welcher eine so ungeheure Menge von Asche und großen Steinen auswarf, und ein so fürchterliches Getöse machte, daß viele der Eingebornen ihre Häuser verließen, und nach Fuerteventura entflohen, um ihr Leben zu retten; einige Zeit nachher aber, da sie erfuhren, daß die Zurückgebliebenen keinen Schaden genommen, faßten sie wieder Muth, und kehrten nach Lancerota zurück. Dieser Volkan war nahe an der See, an einem von allen Wohnplätzen abgelegenen Orte. In der See, nicht weit von dem Volkan, stieg eine Säule von Rauch auf, und bald nachher erhub sich ein kleiner pyramidenförmiger Felsen übers Wasser, der noch jezt da ist. Dieser Felsen wurde durch die Materie, die der Volkan auswarf, mit der Insel verbunden; das Getöse dieses Ausbruchs war so groß, daß mans zu Teneriffa, eine Weite von vierzig Leagues, hören konnte. Daß sich der Schall so weit fortpflanzte, kam vermuthlich von den Winden, die gewöhnlich von Lancerota gegen Teneriffa wehen.

Vierter Abſchnitt.

Von den Einwohnern der Inſeln Lancereta und Fuerteventura; ihre Lebensart, Sitten, Gewohnheiten, ꝛc.

Wiewohl die Bewohner dieſer Inſeln für Spanier gehalten werden, ſo ſind ſie doch aus einer Vermiſchung der alten Eingebornen, der Normänner und andrer Europäer, welche ſie unterjochten und einiger Mauriſchen Gefangenen, welche Diego von Herrera und andre von der Küſte der Barbarey nach den Inſeln brachten, entſprungen.

Sie ſind, überhaupt genommen, von groſſem Körper, robuſt, ſtark, und von ſehr dunkler Farbe. Von den Einwohnern der übrigen Kanariſchen Inſeln werden ſie für Leute von groben und ungeſchliffenen Sitten gehalten; und wie ich glaube, mit Recht; denn, ſo viel ich Gelegenheit gehabt, ſie zu beobachten, ſcheinen ſie mir habſüchtig, bäuriſch, und unwiſſend, vornehmlich in Lancereta.

Sie ſprechen und verſtehen keine andre Sprache, als die Kaſtilianiſche, und dieſe reden ſie im höchſten Grade barbariſch. Sie kleiden ſich ſehr grob, und nach der neueren Spaniſchen Art; denn der kurze Mantel und Gelilla, den die Spanier vormals trugen, iſt hier gar nicht bekannt. Ihre Häuſer ſind von Steinen und Kalk erbauet; die Häuſer der Vornehmern ſind mit Ziegeln, der Geringern aber mit Stroh gedeckt; ſehr wenige, ſelbſt der Vornehmern, ſind mit Zimmerdecken oder Böden verſehen, ſondern nicht anders gebaut, als groſſe Scheunen, und durch bretterne Wände, die nicht höher gehen, als die Mauer, in Zimmer abgetheilt; ſo daß die Zimmer oben alle offen ſind, und weiter nichts zur Bedeckung haben, als das Dach. Der Boden iſt gewöhnlich mit Steinen gepflaſtert.

Die

Die Speiſe der Bauren beſteht gröſtentheils in Goſſio, oder geröſtetem Weizen- oder Gerſtenmehl, welches ſie durch Vermiſchung mit ein wenig Waſſer zu der Konſiſtenz eines Teiges bringen, und es ſo genieſſen. Dieſe einfache Speiſe erfodert weder Löffel, noch Meſſer, noch Gabeln. Zuweilen freylich verbeſſern ſie dieſes Gericht dadurch, daß ſie jede Handvoll ihres Goſſio in Honig oder Melaſſes eintunken. Im Winter, wenn das Gras bey ihnen in ſeiner Vollkommenheit ſteht, haben ſie einen Ueberfluß von fetter und vortrefflicher Milch, worein ſie das Goſſio thun, und es ſo mit Seemuſcheln, ſtatt der Löffel, eſſen; für einen Hungrigen iſt dies kein ſchlechtes Gericht. Eine andre Art, das Goſſio anzurichten, iſt, daß man es in ſiedende Milch thut, und es dann ſo lange umrühret, bis es genug gekocht und dick geworden iſt. Wiewohl das arme Volk bey beſondern Gelegenheiten, als an groſſen Feſttagen, Hochzeiten, und dergleichen auch Fleiſch und Fiſche iſt, ſo iſt doch, wie geſagt, Goſſio ſeine gewöhnliche Speiſe. Brod wird, die Vornehmern ausgenommen, faſt gar nicht gegeſſen; es giebt Leute in dieſen Inſeln, die es in ihrem Leben nicht einmal geſchmeckt haben. Eine Urſach hiervon iſt vielleicht, daß das Brennholz, vornehmlich in Lancerota, ſo rar iſt, daß ich nicht begreife, woher die Vornehmen ſo viel bekommen, als ſie zur Zubereitung ihrer Speiſen gebrauchen.

Die Bauren bilden ſich ſehr viel auf ihr Goſſio ein, und verachten die Brodeſſer auf den andern Inſeln. Wein, oder ſonſt irgend ein andres Getränk als Waſſer, trinken ſie ſelten. Ihr Geſchäffte iſt Pflügen, Säen, Erndten, und was ſonſt zum Ackerbau gehört. Es giebt wenig Männer in Lancerota und Fuertaventura, die ein Handwerk treiben, denn ihre Kleider werden faſt alle von den Weibern gemacht; Hausgeräthe und dergleichen aber erhalten ſie

aus

aus den andern Inseln. Es giebt hier nur wenig Mönche, und gar keine Nonnen: gleichwohl fehlt es ihnen nicht an Priestern, denn es sind verschiedne Pfarrkirchen, und ein Unter-Inquisitionsgericht in jeder Insel, um Ketzereyen zu verhüten; so daß die Religion der Römischen Kirche die einzige ist, zu welcher sich alle Einwohner bekennen.

Die Vornehmen haben eine grosse Abneigung die Insel zu verlassen, und nicht die geringste Neugier zu reisen und die Welt zu besehen. Sehr wenige von ihnen besuchen Spanien, oder nur Kanaria, ausser wenn sie genöthigt sind, sich ihrer Processe wegen in dieser Insel einzufinden. Besitzt einer hier nur einige wenige Morgen Landes, ein Dutzend Schafe, ein Paar Esel, und ein Kameel, so wird er lieber sein ganzes Leben hindurch mit Goffio fürlieb nehmen, als sich nach dem Spanischen Westindien wagen, um sein Vermögen durch Handel oder irgend ein anderes Gewerbe zu verbessern; ja er würde sich einbilden, daß er durch ein solches Unternehmen sich und seiner Familie einen ewigen Schandfleck anhange. Aber schämen wird er sich nicht, die armen Bauren zu drücken, oder Fremde niederträchtig zu betrügen oder zu übervortheilen, um das zu unterstützen, was man in diesen Inseln Rang nennet, welcher unter den Vornehmen, wovon ich jezt rede, einzig und allein darinn besteht, daß sie nichts thun, oder eine kleine Strecke Weges, statt zu Fuße zu gehen, in Begleitung eines livrigten Bedienten, auf einem Esel reiten; dies ist alles, wodurch sie sich von dem Pöbel unterscheiden.

Um eine deutlichere Vorstellung von den Sitten und Gewohnheiten dieser Leute zu geben, will ich hier erzählen, was mir auf einigen Reisen, die ich nach Lancerota und Fuertaventura gemacht habe, begegnet ist.

iſt. Bey meiner Ueberfahrt von der Küſte von Afrika nach Teneriffa lief ich unterwegs in dem Hafen Cala de Fuſtes in Fuertaventura ein, wo gleich nach unſerer Ankunft der Aufſeher des Hafens einen Expreſſen an den Gouverneur zu Oliva abfertigte, um ihn davon zu benachrichtigen. Dieſer brachte die Nachricht zurück, daß ich ans Land ſteigen und ſo bald als möglich zu ihm kommen mögte; wozu der Aufſeher des Hafens mir einen geſattelten Eſel (denn ein Pferd war nicht zu haben) und einen Wegweiſer anſchaffte. Wir begaben uns, etwa um drey Uhr Nachmittags, auf den Weg; und nachdem wir etwa zwey Stunden durch dürre, unfruchtbare und ſteinigte Oerter gereiſt waren, wo wir einige Ziegen und Kameele weiden ſahen, kamen wir in ein ſchönes ebnes Land, mit vielen Kornfeldern bedeckt, zwiſchen welchen Häuſer und kleine Dörfer zerſtreut lagen. Um Sonnenuntergang kamen wir an eine Kirche und ein Pfarrhaus; ich bat meinen Führer, mich in das Pfarrhaus zu bringen, um daſelbſt, weil es keine Wirthshäuſer in Fuertaventura giebt, zu übernachten; aber er entſchuldigte ſich unter mancherley Vorwänden, und überredte mich, noch etwa eine Meile weiter bis zu einem reichen Vorwerke zu reiten, wo man uns, wie er ſagte, gaſtfreyer bewirthen würde. Als wir hier ankamen, empfieng unſer Wirth uns ganz freundlich, und gab Befehl, daß man ein Paar Hühner ſchlachten und uns zum Abendeſſen anrichten ſollte, welches ſogleich von ſeiner Frau geſchah. Unterdeſſen hatte die Neuigkeit, daß ein Fremder angekommen, ſich durch das ganze Dorf verbreitet, und alle Einwohner kamen, mich zu ſehen; ſie thaten eine Menge neugierige Fragen an mich über England und Spanien, denn von dem letztern wiſſen ſie eben ſo wenig, als von dem erſtern. Sie waren ſo wißbegierig, daß ich mich ganz außer Athem ſprach; ſie gönnten mir kaum Zeit zu eſſen, und verließen

mich

mich nicht eher, als um Zehn, welches hier zu Lande zum Schlafengehen ſehr ſpät iſt. Beym Eſſen ſaß keiner am Tiſche, als der Wirth und ich; ſeine Frau, wie hier der Gebrauch iſt, wartete uns auf; als wir abgegeſſen hatten, nahm ſie die Ueberbleibſel ab, und ſpeiſte dann für ſich. Mein Wegweiſer aß mit dem Geſinde Goſſio und Melaſſes oder Honig, in dem nemlichen Zimmer mit uns: dies iſt ſonſt nicht gebräuchlich, aber ſie waren ſo neugierig, und wollten das Vergnügen, mit einem Fremden in Geſellſchaft zu ſeyn, ſo ungern entbehren, daß ſie dies für eine hinlängliche Entſchuldigung hielten, den Wohlſtand diesmol bey Seite zu ſezen. Nach dem Eſſen traktirte der Wirth die ganze Geſellſchaft mit Wein, einen Becher für jede Perſon, welches ſie beredter machte, als gewöhnlich, weil dem Geſinde hier ſelten Wein gebeten wird. In der Nacht beunruhigte mein Führer mich ſehr durch ſein Kratzen, weil er die Krätze hatte, eine Krankheit, welcher die Einwohner aller Kanariſchen Inſeln ſehr unterworfen ſind. Die Urſach hievon weiß ich nicht; aber gewiß iſt, daß die Bewohner ſolcher Gegenden, die eine vorzüglich reine Luft haben, leichter von dieſem Uebel befallen werden, als diejenigen, die an Oertern leben, wo die Luft dünſtig und feucht iſt. Wir ſtunden vor Tages Anbruch auf, und ſezten unſre Reiſe fort; unſer Wirth und ſeine Familie aber lagen noch in tiefem Schlaf. Wir kamen jezt durch ein gutes und wohlbevölkertes Land. Auf dem Wege begegnete uns ein Brautpaar, welches ſich in der Kirche kopulieren laſſen wollte, und mit ſeinem ganzen Gefolge auf Eſeln ritt. Sie begrüßten uns mit den Worten: Ave Maria (Sey gegrüßt Maria!) worauf mein Führer antwortete: Sin peccado concebida (ohne Sünde empfangen.) Er gab mir einigemal einen Verweis, daß ich den Leuten, die uns begegneten, nicht eben ſo, wie er, antwortete. Da ich nicht

Luſt

Luſt hatte, mich mit ihm in Streit einzulaſſen, ſagt' ich zu ihm, ich würde mich ja nur ganz lächerlich machen, wenn ich mich nach Einer Spaniſchen Gewohnheit bequemen wollte, da ich es nicht nach allen könnte. Er erzählte mir unterweges, der Mann, welcher uns bewirthet hatte, ſey ausnehmend reich, und er geſtand mir, die wahre Urſach, warum er nicht in des Prieſters Hauſe, wie ich ihn gebeten, eingekehrt wäre, ſey, weil er ſich dort die Freyheit nicht hätte nehmen dürfen, für ſeinen Eſel um Futter zu bitten; aber hätt' er gewußt, wie es gehen würde, ſo wär' er gewiß meinem Rath gefolgt: „denn, ſagt' er, der reiche „Geizhals ließ ſich von mir ſeine Gerſte bezahlen; und „ſaht ihr wohl, wie karg er mit ſeinem Weine war, „und daß ſeine Frau, ſo oft ſie etwas holen wollte, „immer dem Hunde die Schlüſſel erſt abfoderte?" Ich rathe allen Fremden, die vielleicht in Lancerota oder Fuertaventura reiſen mögten, bey einem Prieſter einzukehren; denn die Geiſtlichkeit iſt hier beſſer im Stande, einen Reiſenden mit Logis und Lebensmitteln zu verſehen, und ſich mit ihm zu unterhalten, als die Bauren oder die Vornehmern. Der obgedachte reiche Landwirth war oft zu Teneriffa geweſen, um daſelbſt ſein Korn zu verkaufen, und kannte alle dortigen Irländiſchen Kaufleute. Dieſe ſind insgeſammt eifrige Mitglieder der Römiſchen Kirche, und man findet in keiner dieſer Inſeln proteſtantiſche Kaufleute, außer dem Engliſchen Konſul, und einem andern. Weil ich neugierig war zu wiſſen, was die Eingebornen von den Irländiſchen Kaufleuten hielten, ſo fragt' ich meinen Wirth, ob er einige, die ich ihm nannte, kenne, und was er von ihnen halte? Er ſchien von jedem derſelben ganz richtige Begriffe zu haben; am Ende aber, da ich ihn etwa um ihrer zehn gefragt hatte, ſagt' er: „Herr, dies ſind alles Katholiken, und ſehr gute Leu„te: aber ſie ſind nur Chriſten des heil. Patricio."

Ich

Ich frägt ihn, was er darunter verstehe? er antwortete mir aber nicht gerade zu, sondern schüttelte den Kopf, und sagte: „Diese Leute sind sehr gut auf ihre „Weise, dürfen aber mit den Christen dieser Inseln „nicht verglichen werden. Ja, ja, sezt' er lächend „hinzu, es geschieht nicht umsonst, daß sie in unser „Land kommen.„ Um Mittag kamen wir nach Oliva, der Residenz des Gouverneurs, welcher in einem großen Zimmer, mit Steinen gepflastert, saß, dessen Wände mit Musketen, Degen und Piken ausgeschmückt waren. Als ich herein kam, empfiengen sie mich mit einiger Entfernung, aber höflich, und nöthigten mich zum Sizen. Nachdem sie mir verschiedne Fragen gethan, warum ich auf die Insel gekommen, und wohin ich gedächte, wurden sie vertraulicher, und fragten, ob ich ein Katholik sey? Als sie das Gegentheil hörten, sagten sie: „Ist es möglich, Signier, „daß ein Mann von Ihrer Klugheit und gutem Verstande irgend einen vernünftigen Grund haben kann, „unsre allerheiligste Religion nicht anzunehmen?" Da ich sehr müde von meiner Reise war, und dabey großen Hunger und Durst hatte, wünscht' ich sehr, dem Disputiren, welches ich voraussah, auszuweichen. Ich antwortete ihnen daher, jedes Land habe seine besonderen Gewohnheiten und Religion, denen jeder Eingeborne so stark anhienge, daß es fast eben so unmöglich sey ihn zu überreden, seine Meynung, als seine Gestalt zu ändern. Hierauf kam, zu meinem größten Trost, das Mittagessen, welches für diesmal der Unterredung ein Ende machte. Es bestand aus einer gewissen Suppe von Baumöl, Weinessig, Wasser Pfeffer, und Zwiebeln, nebst einigen wenigen dünnen Brodschnitten; hiernächst kamen drey gesottene Eyer, mit ziemlich gutem Wein und Brodt. Während des Essens bemerkt' ich, daß einige Frauenzimmer aus den anstossenden Zimmern mich begucken, aber sich

sie

ſo bald ſie ſahen, daß ich ſie bemerkte, entfernten. Nach dem Eſſen fiel das Geſpräch wieder auf die Religion, da ich dann, weil meine Lebensgeiſter ziemlich wieder angefriſcht waren, und ich nicht wohl, wie vorher, ihnen ausweichen konnte, eine ziemliche Zeit mit ihnen herum diſputirte, und ihnen endlich ſagte, es ſey umſonſt, länger hierüber zu reden; denn da mein Chriſtenthum bloß auf die heilige Schrift, alten und neuen Teſtaments, gegründet ſey, ſo gälten alle ihre Gründe, die ſie von der Autorität der Kirche, den Schriften der Väter, und den Meynungen ihrer Heiligen und Gelehrten hernähmen, bey mir nichts. Ich fügte hinzu, wenn die Religion des Neuen Teſtaments dieſelbe ſey, zu welcher ſich jezt die Römiſche Kirche bekennte, ſo wäre dies Buch nothwendig falſch und widerſprechend; denn das Neue Teſtament erkläre ausdrücklich, daß kein Menſch irgendwo das Chriſtenthum annehmen oder bekennen könne, ohne auf eine oder andre Weiſe, bloß wegen ſeiner Religion, zeitlichen Verluſt zu erleiden. Da hingegen in Spanien, und in vielen andern Ländern, keiner ein Mitglied der Geſellſchaft ſeyn könne, wofern er ſich nicht zu dem, was ſie Chriſtenthum nennen, bekenne; dies aber, weit entfernt ein Verluſt zu ſeyn, ſey vielmehr der erſte Schritt zu Ehren und Reichthümern. Da des Gouverneurs Sohn nur grade ſo viel von der heil. Schrift gehört hatte, um zu wiſſen, daß die Kirche eine große Achtung gegen dieſelbe zu haben vorgiebt, ſo widerſprach er mir in dem, was ich davon ſagte, nicht, ſondern erwiederte bloß, er ſey überzeugt, daß ich mich irre, und wenn ich einige Zeit in der Inſel bleiben wollte, ſo würde er mir einen gelehrten und frommen Prieſter bringen, der mich bald meines Irrthums überführen, und mich überzeugen ſollte, daß außer der Römiſchen Kirche keine Seligkeit zu hoffen ſey. Hierauf ſtand er auf und bat mich, die

Ge-

Gewehre zu besehen, womit das Zimmer ausgeschmückt war; die meisten waren ganz eingerostet; und er fragte mich, ob wir sie in England wohl so schön hätten. Nun trat ein Bedienter herein, und sagte ihnen, daß ihre Pferde gesattelt und bereit wären. Der Gouverneur sagte darauf, es thäte ihm leid, daß er genöthigt wäre, mich so bald zu verlassen, gab mir einen Gesundheitsschein, und einen Befehl, daß man mich mit allem, was ich verlange, versorgen sollte, worauf er Abschied nahm, und mir eine glückliche Rückkehr in mein Vaterland wünschte. Eh' er wegritt, gab er einem Bedienten Befehl, uns etwas Brodt und Wein zu geben, um uns auf dem Rückwege nach Cala de Fustes zu erquicken. Da wir hiemit versehen waren, hielten wir uns unterweges nicht wieder auf, sondern nahmen durch öde Oerter einen näheren Weg nach Cala de Fustes, wo ich um zwey Uhr den andern Morgen ankam, und ay Bord gieng. Als ich wieder aufgestanden war, sagte man mir, der Alkalde Major sey den vorigen Morgen ganz früh an Bord gekommen, und habe bis an den Abend auf mich gewartet. Er fand den ersten Band eines spanischen Don Quixote in der Kajüte, der ihm sehr gefiel, und worinn er den ganzen Tag las, und ihn nur beym Frühstück und Mittagessen aus der Hand legte; es scheint also, daß er dies Buch vorher nie gesehen hatte. Er ließ dem Aufseher des Hafens Befehl zurück, daß er mich bitten mögte, ihn auf der Villa zu besuchen; da man aber in meiner Abwesenheit frisch Wasser und Lebensmittel an Bord gebracht hatte, um deswillen, und einen Gesundheitsschein, wir gekommen waren, so hielten wirs nicht für nöthig, dem Alkalde Major unsre Aufwartung zu machen, und segelten den folgenden Morgen ab.

Das

Das zweytemal, daß ich in Furtaventura war, wurden wir von der Küste der Barbaren durch einen ſtarken Wind dahin getrieben; denn Capo Negro in dieſer Inſel iſt nicht weiter als etwa ſiebzehn Leagues von dieſer Küſte entfernt. Wir ankerten damals in der Bay las Playas, und beſchloſſen, hier einige Tage zu bleiben, bis der Wind ſich geändert hätte.

Gleich nach unſrer Ankunft ſchickt' ich einen Boten an den Alkalde Major, um ihn zu benachrichtigen, daß wir in der Bay wären; da ich aber keine Antwort bekam, gieng ich den folgenden Morgen mit einem unſrer Leute ans Land, und begab mich mit ihm nach dem Dorfe El Tuneje, welches etwa drey Meilen von der Küſte liegt. Als wir hier ankamen, giengen wir in eine Hütte, um uns vor der Sonne zu ſchüzen, und baten die Frau des Hauſes, uns etwas zu eſſen und zu trinken zu geben. Sie kochte uns darauf gleich etwas Milch mit Goſſio von Gerſtenmehl, welches uns außerordentlich wohl ſchmeckte. Da es jezt gegen Ende des Mayes, das Wetter außerordentlich heiß, und unſer Geſicht von den warmen Winden, die um dieſe Jahrszeit ſehr ſcharf wehen, ganz verbrannt war, ſo fielen wir gleich nach dem Eſſen in einen feſten Schlaf. Etwa eine Stunde nachher wurden wir durch einen der vornehmſten Einwohner aufgeweckt, welcher uns fragte, woher wir kämen, und was wir in der Inſel wollten? Nachdem wir ſeine Fragen beantwortet hatten, giengen wir aus dem Hauſe, um den Ort zu ſehen, welcher, wie mich dünkt, der armſeligſte in allen Kanariſchen Inſeln iſt. Da der Wind ſehr ſcharf wehte, und daher ſehr unangenehm war, ſo führte man uns in einen Garten, wo wir uns hinter einer Mauer niederſezten, um vor dem Winde Schuz zu haben, und von den weit ausgebreiteten Zweigen eines groſſen Feigenbaums den

angenehmſten Schatten gegen die Sonne ſanden. Wir hatten hier viel Geſellſchaft; und unter andern fragt' ich die Anweſenden, wie dieſe Inſeln zuerſt bevölkert worden? der, welcher uns aufgeweckt hatte, antwortete mir, der Römiſche General Sertorius habe ſie zuerſt entdeckt, und Einwohner dahin geſchickt. Die Urſach, ſagt' er, warum Lancerota und Fuertaventura unfruchtbarer wären, als die übrigen Kanariſchen Inſeln, ſey, weil ſie der Küſte von Afrika ſo nahe lägen, „die, wie Sie wohl wiſſen, ſagt' er, ſehr „dürr und ſandigt iſt.“ Beym erſten Anblick dieſes Mannes hatten wir ihm geſagt, daß wir einen Boten an den Alkalde Major abgeſchickt hätten, um ihn von unſrer Ankunft zu benachrichtigen, und Eſel anzuſchaffen, die uns zu ihm bringen könnten; da wir aber lange gewartet hatten, und gar keinen Anſchein ſahen, daß unſer Bote zurückkommen würde, oder daß man zu unſrer Reiſe Anſtalt mache, ſagten wir ihm, wir könnten uns nicht länger aufhalten, ſondern würden gleich zu unſerm Schiffe zurückkehren, wofern er uns nicht alſobald zu dem Alkalde Major ſchickte. Er ſchien hierüber etwas betroffen zu werden, und ſagte nach einigen Bedenken, da die Wahrheit doch heraus müßte, ſo könn' es nicht helfen, ſie uns länger zu verbergen, und er müſſe uns daher anzeigen, da Niemand ohne Erlaubniß des Alkalde Major, deſſen Amt es wäre darauf zu ſehen, daß keine anſteckende Krankheiten hineingebracht würden, in die Inſel kommen dürfte, ſo hätten ſie, als Bediente deſſelben, ſich die Freyheit genommen, uns ſo lange gefangen zu nehmen, bis ſie ſein Gutbefinden erfahren hätten. Wir erſchracken ein wenig über dieſe Erklärung; zum Glück aber kam der Alkalde Major mit ſeinem Gefolge in dieſem Augenblicke an, und befreyte uns von unſrer Beſorgniß. Etwa eine Stunde nachher, um vier Uhr Nachmittags, da wir uns mit Eſeln

ver-

verſehen hatten, reiſten wir ab; unſre Geſellſchaft beſtand aus acht Perſonen, und wir ritten den ganzen Abend durch nichts, als Kornfelder bis Sonnenuntergang, da wir durch enge Wege zwiſchen den Bergen kamen, und etwa um neun Uhr in dem Hauſe des Alkalde Majors anlangten. Nachdem er uns in ein Zimmer geführt hatte, ließ er uns etwa eine halbe Stunde allein, und begab ſich in ein anderes Zimmer, zu ſeiner Familie. Als das Abendeſſen fertig war, kam er wieder zu uns. Wir waren glücklich genug, auf ſeinem Tiſche, ſtatt Goſſioteiges, Brodt, und auch trinkbaren Wein, nebſt einem Paar gebratener junger Hühner, zu finden. Dies war eine viel beſſere Mahlzeit, als ich ſie an einem ſolchen Orte, und ſo ſpät, erwartete. An der Thür unſrer Schlafkammer war ein gedruckter Zettel, ein Ave Maria genannt, angeklebt, worauf folgendes ſtand; „Gegrüßt ſeyſt du „Maria! ohne Sünde empfangen. Wenn Jemand oft „und mit wahrer Andacht dieſe Worte betet, verur„ſacht er groſſe Freude im Himmel, und unendliches „Schrecken in der Hölle.“ Als ich dem Alkalde wegen dieſes Zettels fragte, erzählte er mir, daß vor kurzem einige Spaniſche Miſſionarien auf ihrem Wege nach Indien auf dieſe Inſel gekommen, und als ſie einen Mangel an andächtiger Verehrung der heil. Jungfrau bemerkt, ſo hätten ſie, um dieſelbe zu beleben, dieſe Zettel an die Einwohner verkauft, und ihnen empfohlen, ſie an die Thüren ihrer Häuſer und Zimmer aufzukleben.

Den folgenden Morgen giengen wir aus, um die Stadt zu beſehen, die in einem engen Grunde, mit Hügeln umgeben, ſehr angenehm belegen iſt. Sie hat eine groſſe ſchöne Kirche, und ein Kloſter, von gehauenen Steinen erbauet. Die mehrſten Häuſer ſind ganz ſauber, aber ohne Balkons und Höfe, wie

ſonſt leute von Stande in Spanien oder den andern Inſeln ihre Häuſer zu bauen pflegen. In den Gärten ſahen wir weder Frucht- noch andre Bäume, auſſer einige wenige Palmen und Feigenbäume, und einige von den Stauden, welche die ſtachlichte Birne tragen. Nach unſerm Spatziergange kehrten wir nach Hauſe zurück, wo wir das Frühſtück einnahmen, welches aus Brode, gebratenen Hünern, Käſe, Wein, und Zuckergeback beſtand; denn die Vornehmen trinken hier keine Schokolade, wie in den übrigen Inſeln. Die ganze Zeit über, daß wir in dem Hauſe des Alkalde Majors waren, ſahen wir kein Frauenzimmer, auſſer den Mädgen, da es hier nicht üblich iſt, daß Frauenzimmer von Stande ſich vor Fremden ſehen laſſen. Um zehn Uhr Morgens nahmen wir Abſchied von ihm, und kehrten nach las Playas zurück. Unterwegs ſprachen wir bey einem gewiſſen Herrn vor, welcher aus Teneriffa gebürtig war, und die Einkünfte des Königs von Schnupf- und Rauchtaback auf dieſer Inſel gepachtet hatte. Sein Haus war zwey Stockwerke hoch, und mit Balkons verſehen. Er ließ jedem von uns eine Schale Schokolade geben, und unterhielt uns offen und gaſtfreundlich; und als wir weggiengen, ließ er durch einen ſeiner Bedienten den Sack unſers Führers mit Brod, Käſe und Wein anfüllen.

Den folgenden Tag beſuchten mich der Alkalde Major und der Sohn des Gouverneurs an Bord des Schiffs zu las Playas. Der leztere erinnerte ſich gleich, daß er mich vormals zu Oliva ſchon geſehen, und machte mir Vorwürfe, daß ich ſeinen Vater jezt nicht wieder beſucht hätte. Ich entſchuldigte mich, ſo gut ich konnte. Und als der Alkalde Major hörte, daß ich derſelbe ſey, auf deſſen Schiff er vor einigen Jahren zu Cala de Fuſtes geweſen war, fragt' er mich ſehr ernſtlich, warum ich damals abgereiſt, ohne ihn vor-

her

her zu beſuchen, und meine Schuld abzutragen: er fügte hinzu, der Herr eines Schiffs ſey verbunden, wenn er auf die Inſel käme, ſo gleich zu ihm zu kommen. Meine Antwort auf alles dies war, daß ich die Spaniſchen Gewohnheiten nicht kenne; eine gute Apologie für Fremde auf dieſen Inſeln, wenn ſie irgend einen Fehler begehen, und dadurch in Verlegenheit kommen. Nachdem ich ſie, ſo gut ich nur konnte, unterhalten und bewirthet hatte, ſtiegen ſie ans Land, weil ſie die See nicht vertragen konnten, und logirten ſich in eine Höhle am Ufer. Wir trafen einen Handel mit ihnen wegen einer Ladung Weizen für eins der Schiffe, denn ich hatte damals zwey in der Bay, deren eins dieſes Korn nach der Inſel Madeira führen ſollte.

Um das Korn an Bord zu nehmen, wars ſchlechterdings nothwendig, daß wir erſt einen Beſuch von der Inquiſition empfiengen; denn ehe dies geſchehen iſt, darf kein Schiff auf dieſen Inſeln handeln. Da aber dieſe argliſtigen Herrn ſahen, daß ich im Ernſt willens war, Korn zu kaufen, und daß ich den Beſuch der Inquiſitoren empfangen hatte, dachten ſie, ich ſollte noch mehr dafür bezahlen, und wandten daher vor, ſie könnten das Korn nicht ſo wohlfeil verkaufen, als ſie geglaubt hätten: „überdem, ſagten ſie, „laufen wir große Gefahr zur Verantwortung gezogen „zu werden, daß wir den Geſezen zuwider Korn außer „landes gehen laſſen.“ Da ich merkte, daß ſie hinterliſtig zu Werke giengen, änderte ich meinen Vorſaz, Korn zu kaufen, und machte einen Verſuch, mit den übrigen Einwohnern gegen Gold und verſchiedne Dinge, die ich für meine Schiffe nöthig hatte, zu handeln; aber dies gelang mir nicht, weil der Alkalde Major und ſeine Gehülfen, durch ihre Gewalt und ihr Anſehen auf der Inſel, ſie ſo ſehr in Furcht ſezten, und ihnen ſo viel Hinderniſſe in den Weg legten, daß

sie nichts von mir kaufen konnten. Der Alkalde, als er sahe, daß ihm seine Absicht gelungen, und mein Vorhaben vereitelt war, bot er mir aufs neue die Ladung Korn, um einen geringeren Preis als vorher, an. Weil ich damals eben am Lande, und in seiner Gewalt war, sagt' ich ihm nicht alles, was ich dachte, sondern stellte mich, als ob ich in sein Anerbieten willige; sobald ich aber wieder an Bord war, macht' ich gleich alles zur Abreise fertig. Als sie dies von der Küste sahen, schickten sie mir gleich ein Boot zu, und liessen mir sagen, ich möchte doch bleiben, und wenn ich ans Land kommen würde, wollten sie mir Anerbietungen thun, womit ich völlig zufrieden seyn würde. Ich sagte dem Boten, daß ich mich auf alles, was sie sagten, nicht verlassen könnte, worauf er, da er sah daß es mein Ernst war, mir eine Rechnung aller Gebühren der Inquisition und des Alkalde Majors, für die beidenmal, daß ich in der Insel gewesen war, übergeben wollte, die sich in allem etwa auf sechs Pfund Sterling belief. Ich sagte dem Boten, er mögte dem Alkalde und den Inquisitionsbedienten meine Empfehlung machen, und ihnen sagen, daß ich sie bezahlen würde, so bald ich das Vergnügen hätte, sie wieder zu sehen: und damit segelten wir davon. Während daß der Alkalde und seine Gefährten sich in der Höhle an der Seeküste aufhielten, zehrten sie von dem, was ihnen ans Land geschickt wurde, und von Fischen, denn sie konnten wegen der Seekrankheit in dem Schiffe nicht bleiben. Um diese Zeit fiengen einige Fischer in der Bay eine ungeheure Schildkröte, die etwa fünf hundert Pfund wog. Sie brachten sie ans Land, legten sie auf einen großen Stein auf den Rücken, und schnitten ihr dann die Kehle ab, worauf das Blut in einem dicken dampfenden Strom herausstürzte. Da sie kein Gefäß bey der Hand hatten, es hineinlaufen zu lassen, fiengen der Alkalde Major und die übrigen

Ver-

Vornehmen ſo viel, als ſie konnten, mit den Händen auf; und tranken es ſo hinein. Als ſie unſern Widerwillen bey dem Anblick einer ſo barbariſchen und viehiſchen Mahlzeit ſahen, ſchüttelten ſie die Köpfe, ſagten, es ſey ein vortreffliches Mittel wider die Krätze, und luden uns gleichfalls dazu ein. Was unſern Ekel noch vermehrte, war der dicke Grind, mit dem wir ihre Hände bedeckt ſahen.

Auf dieſer Reiſe hatten wir, zum Dollmetſcher an der Afrikaniſchen Küſte, einen Juden aus der Barbarey an Bord. Als wir nach Fuertaventura kamen, gab ich unſerm Schiffsvolk ſtrengen Befehl, den Inſulanern nicht zu ſagen, wer er wäre, damit ihm nicht ein Unglück begegnete, wenn er etwa ans Land käme; und eh' ich ſelbſt das Schiff verließ, rieth ich ihm, ſich an Bord zu halten, aus Furcht, daß die Inquiſition etwas von ihm erfahren und ihn feſtſetzen mögte. Aber, meiner Warnung ungeachtet, ſtieg er ans Land, und gieng in das Dorf Tuneje, wo man ihn für einen Katholiken hielt. Da er ſehr gut Spaniſch ſprach, ſo fanden die Einwohner ein großes Vergnügen daran, ſich mit ihm zu unterhalten; und als einer ihn fragte, was für ein Landsmann er wäre, und er darauf antwortete, ein Italiener; fragt' ihn gleich ein anderer, ob er auch in Rom geweſen? welches er ohne Bedenken mit Ja beantwortete: „Und „habt ihr denn auch Gottes Statthalter auf Erden geſehen?“ — „Freylich, ſagt' er, und auch ſeinen „Segen empfangen.“ Hierauf führten ſie ihn in ihre Häuſer, traktirten ihn mit dem Beſten, was ſie hatten, und machten ihm Geſchenke von Gofflamehl, jungen Ziegenlämmern und Hühnern: als aber einige von unſern armen kezeriſchen Matroſen, in dies Dorf kamen, nöthigten ſie keinen derſelben eher ins Haus, oder baten ihn zu eſſen oder zu trinken, als bis ſie Geld ſahen.

Als ich das erstemal nach der Insel Lancerota kam, ankerten wir in dem Hafen El Rio, wo ich einen Hirten fand, den ich gleich an den Gouverneur abschickte, um ihn von unsrer Ankunft zu benachrichtigen. Er kam noch denselben Tag mit einem von des Gouverneurs Bedienten, und einem gesatteten Esel zurück, mit Befehl in das Dorf Haria zu dem Gouverneur zu kommen. Ich stieg also ans Land, und nahm einen Knaben aus Teneriffa mit. Nachdem wir den jähen Felsen durch den engen Fußweg hinaufgestiegen, fanden wir den gesatteten Esel auf uns warten; ich sezte mich darauf, und kam bald in das Dorf, wo ich den Gouverneur auf einer Bank vor der Thür seines Hauses sizend antraf. So bald ich mich ihm näherte, umarmte und begrüßte er mich auf Spanische Weise. Er trug eine schwarze taffetene Weste, Beinkleider von dem nemlichen Zeuge, weiße seidne Strümpfe, eine linnene mit Spizen besezte Nachtmüze, und einen breitrandigen, niederhängenden Hut. Diese Kleidung gab ihm ein sehr langes Ansehen, und er war auch wirklich an sechs Fuß hoch, und schien etwa fünf und funfzig Jahr alt zu seyn. Nachdem ich einige Zeit mit ihm vor der Thür gesessen, brachte er mich ins Haus, und stellte mich einigen Frauenzimmern vor, die ich für seine Frau und Töchter hielt. Dies war eine Gunst, die sowohl in dieser, als jeder andern Kanarischen Insel, nicht wenig auf sich hat. Ungeachtet ich das Schiff vor Mittagsessenszeit verlassen hatte, fragte mich doch kein Mensch, ob ich schon gegessen, so daß ich diesmal vom Morgen bis zum Abend fasten mußte. Denn die Vornehmen haben hier die seltsame Delikatesse, daß keiner, er sey noch so hungrig oder entkräftet, in einem fremden Hause sich etwas zu essen ausbitten darf; man würde eine solche Freyheit für den höchsten Grad von pöbelhaften Sitten und schlechter Lebensart ansehen. Ich

gab

gab dahte vor, daß ich hinaus müsse, um mit meinem Bedienten zu sprechen, meine wahre Absicht aber war, zu sehen, ob ich nicht etwas zu essen bekommen könnte. Mein Begleiter hatte eben so sehr Hunger gelitten, als ich selbst; ich gab ihm also etwas Geld, und schickte ihn aus, um etwas zu essen, was es auch seyn mögte, herbeyzuholen; ja, im Fall er nichts besseres finden könnte, sollt' er mir nur ein Stück Gefloteig oder eine Handvoll Mehl bringen; aber alles sein Suchen war vergebens, weil hier weder Brodt noch sonst etwas Eßbares zu Kauf wär. Endlich kam die Zeit des Abendessens, und die Mahlzeit war, für diesen Theil der Welt, nicht nur gut, sondern köstlich, und bestand aus vielerley Gerichten. Die ganze Zeit über, daß wir am Tische saßen, erkundigten sich die Damen sehr umständlich nach dem Englischen Frauenzimmer, ihrem Aussehen, Kleidung, Aufführung, Beschäfftigungen und Zeitvertreiben. Ich beantwortete alle ihre Fragen so gut ich konnte; aber außerordentlich anstößig war ihnen das, was ich von ihrem freyen Betragen erzählte; da ich ihnen aber die Sitten des französischen Frauenzimmers beschrieb, sagten sie mir gerade heraus, es sey nicht möglich, daß es ein tugendhaftes Frauenzimmer unter ihnen geben könnte. Nachdem die Damen sich entfernt hatten, erhob der Gouverneur die Macht, den Reichthum und die Größe des Königs von Spanien über alle Könige in der Welt. Als einen Beweis von der Tapferkeit der Spanischen Seeleute führt' er an, es sey ein Gesez, daß ein Spanisches Kriegsschiff, wenn es zweyen von gleicher Stärke von irgend einer andern Nation begegnete, nicht fliehen dürfte, sondern sich mit ihnen schlagen müßte; und wenn es dreyen begegnete, so könnte der Schiffskapitain ihnen wohl auszuweichen suchen, aber wenn er flöhe, so würde das allemal für eine schimpfliche feige That angesehen. Er fügte hinzu,

die Spanier übertrafen an Tapferkeit, Mäßigkeit, Ehre, und Eifer für die wahre Religion alle andern Menschen in der Welt. Mit diesen und ähnlichen Reden unterhielt er mich eine ganze Stunde. Unter andern fragt' er mich, ob England und Frankreich in einer Insel lägen, oder ob es verschiedne Inseln wären. Ich bat mir die Ehre seiner Gesellschaft an Bord meines Schiffes zu El Rio aus: er würde sich ein großes Vergnügen daraus machen, sagt' er, wenn mein Schiff zu Porto de Naos läge, aber so würd' es für einen Mann von seinem Stande sehr unschicklich seyn, den Felsen auf allen Vieren hinabzusteigen. Den folgenden Morgen reist' ich, in Gesellschaft des Stankero, oder Pächters der Königlichen Einkünfte vom Schnupf- und Rauchtabak, und einiger andern Herrn, nach El Rio zurück. Wir saßen auf Eseln, die in vollem Galopp mit uns abritten, aber diesen schnellen Schritt nicht lange fortsezten. Der Stankero hielt uns unterwegs sehr auf, denn er hatte eine Vogelflinte bey sich, und schoß nach jedem Vogel, den er nur sah, ohne abzusteigen, und wir waren genöthigt, auf ihn zu warten. Er sagte mir, die größte Glückseligkeit seines Lebens wäre, sich Morgens mit seiner Flinte auf seinen Esel zu sezen, und Vögel zu schießen. Als wir an den jähen Felsen kamen, wollte einer der Herrn nicht absteigen, sondern befahl seinem Bedienten, seinen Esel den Fußsteig hinunter zu leiten; aber der Bediente war klüger, als sein Herr, und überredte ihn mit vieler Mühe, diesmal seiner Würde etwas zu vergeben, indem er ihm vorstellte, daß er unmöglich hinunter reiten könne, ohne den Hals zu brechen; so bange sind diese Leute, sich durch Gebrauch ihrer Beine zu erniedrigen.

Der Stankero und seine Freunde kamen an Bord, und kauften verschiedenes von uns, wofür sie mit Or-

Orchilla bezahlen sollten. Nachdem wir den Handel geschlossen hatten, bewirtheten wir sie so gut wir konnten drey Tage lang, denn so lange warteten sie bey uns auf die Orchilla, die sie von dem andern Ende der Insel holen liessen. Ihre Bedienten sagten uns, ihre Herren hätten noch nie in ihrem Leben so herrlich gelebt, und einer von ihnen besonders habe zu Hause noch nie einen Mundvoll Fleisch gegessen; wir erfuhren aber zur Genüge, daß nicht natürliche Antipathie oder Mäßigkeit hieran Schuld war; denn bey uns aß er, oder verschlang er vielmehr sechs Pfund Fleisch in jeder Mahlzeit.

Während unsers Aufenthalts zu El Rio giengen unser Zimmermeister und Bootsmann nach dem Frühstück zusammen aus, um das Dorf Haria zu sehen, nahmen aber, weil sie von den Gewohnheiten dieses Orts nichts wußten, nichts zu Essen mit. Als sie ankamen, war das erste, was sie, als Seeleute, thaten, daß sie sich nach einem Wirthshause umsahen; aber alle ihre Mühe war vergebens, und sie giengen höher in verschiedne Häuser, in der Hoffnung, daß irgend jemand so höflich seyn würde, ihnen etwas zu essen anzubieten; aber wiewohl jedermann bey der Hand war, mit ihnen zu schwazen, und Fragen an sie zu thun, bot ihnen doch keiner etwas zu essen. Endlich, da sie einige Frauenzimmer und andre Leute vor dem Hause des Gouverneurs sahen, giengen sie vorbey, in der Erwartung, daß man sie vielleicht aus Neugier anrufen würde. So weit hatten sies getroffen, denn man that tausend Fragen an sie, erkundigte sich aber nie, ob sie hungrig oder durstig wären. Einer von den Seeleuten kam also auf den Einfall, um ihnen von ihrem Zustande einen Wink zu geben, sich ein Glas Wasser auszubitten, welches man ihm alsobald herbrachte, aber weiter auch nichts. Es blieb

ihnen

ihnen, also, nichts übrig, als so hurtig sie konnten nach dem Schiff wieder umzukehren. Unterwegs kamen sie bey einen Mann, der auf einem Kameel ritt, und da sie vom Fasten ganz entkräftet waren, wurden sie für eine Reale mit ihm eins, daß er sie aufsitzen, und bis an den Gipfel des Felsen reiten lassen sollte. Als sie etwa den halben Weg zurückgelegt hatten, schütteite sich das Kameel, und unsre Leute, die nie ein Kameel geritten hatten, und diese plözliche Bewegung gar nicht vermutheten, fielen Hals über Kopf herunter. Der Treiber fragte sie, ganz erstaunt, was ihnen begegnet wäre, und suchte sie zu bereden, daß sie wieder aufsteigen mögten; aber vergebens. Und als er seine Bezahlung foderte, sagten sie, er sollte sich freuen, daß sie ihm die Knochen nicht zerschlügen, und damit giengen sie davon. Da der Kameeltreiber allein war, und keinen hatte, der ihm beystehen konnte, fand ers nicht für rathsam, sie zu verfolgen.

Diese Geschichten werden dem Leser vielleicht sehr unerheblich und überflüssig vorkommen; ich erzähle sie aber bloß, um von den Sitten dieser Leute eine deutlichere Idee zu geben. So oft wir nach dem Preise irgend eines Dinges, als eines Schafes, Huhns, oder Schweins fragten, gaben sie uns gewöhnlich zur Antwort: „den Eingebornen des Landes verkaufen wir es so und so hoch; „Fremden aber können wirs nicht anders, als um „so und so viel höher verkaufen.“ Dies zeugt allein von ihrer ungastfreundlichen und brutalen Gemüthsart.

Fünfter

Fünfter Abſchnitt.

Regierungsform und Handel der Inſeln Lancerota und Fuertaventura.

Wiewohl alle Kanariſchen Inſeln der Krone Spanien unterworfen ſind, ſo ſtehen doch die Eingebornen der beiden Inſeln, die wir jezt beſchreiben, wie auch die Gomeraner und Hierronier, in Anſicht ihrer Ländereyen, nicht unter der Krone, ſondern unter den Nachkommen des Hauſes Herrera.

Der vornehmſte Theil der Macht und Gerichtsbarkeit, welche die Eigenthümer dieſer Inſeln anfänglich im Beſiz hatten, ward ihnen genommen, und mit der Krone verknüpft; vermuthlich weil ſie einer ſo ausgebreiteten Gewalt mißbrauchten; und die Regierung iſt jezt in den Händen eines Alkalde Major, und eines Sargento Major, oder, wie man ihn ſonſt auch nennt, Gouvernador de las Armas. Der erſte dieſer Bedienten ſteht an der Spize des bürgerlichen, und der andre an der Spize des militariſchen Regiments. Von dem Ausſpruch des Alkalde Major kann man an das Königliche Obergericht (Audience) in der Inſel Kanaria appelliren: und der Sargento Major empfängt ſeine Befehle von dem General-Gouverneur der Kanariſchen Inſel, welcher gewöhnlich in Teneriffa ſeinen Siz hat. Man unterhält hier keine ſtehende Kriegsmacht; hat aber eine ordentlich regulirte Miliz, die in Kompagnien eingetheilt iſt, deren jede ihren Hauptmann, Lieutenant und Fähndrich hat. Der Sargento Major iſt Oberſter, oder kommandirender General aller Truppen, und ſorgt dafür, daß ihre Waffen, u. ſ. w. im guten Stande erhalten werden, damit die Kompagnien auf gegebne Order ſich gleich verſammlen können; denn nicht lange nach der Eroberung dieſer Inſeln, wurden die Einwohner oft von den Algieriſchen Seeräubern beunruhigt, vornehmlich

ſich zu Lancerota, wo im Jahr 1618 eine Flotte derſelben landete, und nicht weniger als tauſend ſechs hundert und acht und vierzig Leute, welches faſt die ganze Anzahl der Einwohner ausmachte, wegführte. Der Gouverneur gab mir folgende Nachricht von dieſer Begebenheit. Als die Eingebornen fanden, daß die Algierer ihnen zu ſtark wären, flüchteten ſie ſich in die Höhlen. Das Hauptkorps nahm ſeine Zuflucht in eine Höhle, die beynahe eine Stunde lang unter der Erde fortgeht. Die Algierer folgten ihnen auf dem Fuße nach, fürchteten ſich aber in die Höhle zu gehen, und begnügten ſich daher, den Eingang zu verſperren, in der Hoffnung, die Inſulaner durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Hierinn aber betrogen ſie ſich; denn die Höhle hatte am andern Ende einen geheimen Ausgang, durch welchen die Eingebornen Lebensmittel herbeyholten. Zum Unglück fiele einer derſelben, der auf dies Geſchäfft ausgegangen war, den Algierern in die Hände, die ihm Leben und Freyheit verſprachen, wenn er ihnen entdeckte, auf was für Weiſe die Eingeſperrten ſich Unterhalt verſchafften. Der Gefange, aus Furcht vor dem augenblicklichen Tod, wenn er nicht gehorchte, offenbarte ihnen das Geheimniß; worauf ſie auch den andern Eingang verſperrten, und alſo die Eingebornen zwangen, ſich zu ergeben: und ungeachtet eine Flotte Spaniſcher Kriegsſchiffe damals in der Straße von Gibraltar kreuzte, um ſie aufzufangen, kamen ſie doch glücklich mit ihren Gefangenen und ihrer Beute zu Algier an. Der König von Spanien kaufte nachmals dieſe armen Leute los, und ſchickte ſie in ihr Vaterland zurück. Damals war Lancerota nur wenig bewohnt, jezt aber verhält ſichs ganz anders. Im Jahr 1748 wagten die Algierer wieder eine Landung auf dieſe Inſel. Die Eingebornen, welche die Kunſt ſich zu vertheidigen jezt beſſer verſtanden, widerſezten

ſich

ſich ihrer Landung nicht, ſondern lieſen ſie ungehindert ins Land rücken, worauf ſie ihnen den Weg zu den Böten abſchnitten, ſie umringten, und ſie insgeſammt niedermachten, bloß diejenigen ausgenommen, die zu Bedeckung der Böte zurückgeblieben waren. Seit dieſer Zeit haben die Algierer nie wieder einen Verſuch gemacht, in einer der Kanariſchen Inſeln zu landen. Im Jahr 1596 ankerte ein kleines Geſchwader Engliſcher Schiffe, unter dem Kommando des Grafen von Kumberland, nicht weit von Porto de Naos. Dies Geſchwader war willens nach Weſtindien zu gehen, um die daſigen Spaniſchen Etabliſſements anzugreifen; Da aber der Graf von einigen ſeiner Seeleute, die als Gefangene auf der Inſel geweſen waren, gehört hatte, daß ein Marquis, welcher hundert tauſend Pfund reich gehalten würde, und Herr von Lancerota und Fuertaventura ſey, in der Stadt Coyas wohne, ſo beſchloß er, hier erſt zu landen, und ihn gefangen zu nehmen, um ihn nachher eine gute Summe für ſeine Ranzion bezahlen zu laſſen. Dieſe Leute verſicherten ihn, ſie wüßten den Ort ſo gut, daß ſie ihn wohl bey Nacht nach dem Hauſe des Marquis bringen wollten. Als aber die Flotte an die Inſel kam, konnten ſie ihm nicht einmal bey hellem Tage den eigentlichen Ort zur Landung zeigen; dem ungeachtet ankerte er mit ſeinen Schiffen nicht weit von Porto de Naos, ſchickte fünf bis ſechs hundert Mann ans Land, unter dem Kommando des John Berkley, welcher die Eingebornen eine Zeitlang verfolgte, aber ſie, wegen ihrer Schnelligkeit im laufen, nicht einholen konnte; und als er in die Stadt kam, fand er weiter nichts, als eine unbeträchtliche Quantität Käſe und Wein, und ganze Stöße Päpſtlicher Bullen und Abläſſe. Das Kaſtel oder Fort war verlaſſen, ungeachtet es ſo feſt war, daß zwanzig Mann es gegen fünf hundert hätten vertheidigen können.

Und

Und da der Marquis, der Hauptgegenstand ihrer Ladung, nirgends zu finden war, schifften sie sich mit einigen Kranken, die von dem in der Stadt gefundenen Wein zu viel getrunken hatten, wieder ein.

Während des Kriegs zwischen England und Spanien, welcher im Jahr 1739 seinen Anfang nahm, kam ein Englischer Kaper in die Bay las Playas in Fuerteventura, und setzte eine beträchtliche Anzahl Truppen ans Land. Sie marschirten in die Insel; waren aber noch nicht weit gekommen, als eine große Menge der Eingebornen, vornehmlich mit Keulen und Steinen bewaffnet, sie mit großer Wuth angriffen, den größten Theil derselben niederpachten, und die übrigen gefangen nahmen. Sechs Wochen nachher setzten einige andre Englische Kaper an dem nemlichen Orte zwey bis drey hundert Mann aus, und marschierten mit klingenden Spiel und fliegenden Fahnen land ein. Die Eingebornen, voller Unwillen, sich nach so kurzer Zeit schon wieder beunruhigt zu sehen, beschlossen diesmal kein Quartier zu geben, zogen sich also in großer Menge zusammen, und fielen sie an. Die Engländer empfiengen sie indeß mit großer Tapferkeit, und tödteten ihrer viele; da sies aber unmöglich fanden sich länger gegen eine solche Menge (denn der Eingebornen waren zwanzig gegen einen) zu vertheidigen, warfen sie ihre Waffen weg, und baten um Quartier, aber umsonst; denn die erbitterten Insulaner metzelten sie unmenschlicher Weise insgesamt nieder.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, machten die Engländer sich von der Anzahl der Einwohner irrige Begriffe; denn wenn man die Insel von der See her sieht, scheint sie unbewohnt und öde.

In dem leztern Kriege mit Spanien kreuzten zwey Kaper, Namens lord Anson und Hawke, zwi-

schen

ſchen den Azoriſchen und Kanariſchen Inſeln. Da der Hawke bey Porto de Naos in Lancerota kam, und einige Fahrzeuge in dem Hafen liegen ſah, ſuchte er hinan zu kommen, konnte aber nicht, weil Niemand auf ſeinem Schiffe den Weg durch die Klippen wußte. Bald nachher ſtieß ſein Gefährt, der Lord Anſon, zu ihm, da ſie denn gemeinſchaftlich das Kaſtel angriffen, und das Geſchüz deſſelben zum Schweigen brachten. Da ſie aber den Eingang des Hafens nicht ſtäken konnten, fuhren ſie eine League weiter, und ſezten hundert Mann ans Land. Die Eingebornen verſammleten ſich, etwa fünf hundert an der Zahl, und kamen gegen das Ufer herab, um ſie anzugreifen, wobey ſie eine Anzahl Kameele an die Fronte ſtellten, um ſie gegen das feindliche Feuer zu ſchüzen; dies aber half ihnen nicht, denn die Engländer brachten bald die Kameele in Unordnung, und jagten ſie auf ihre eigne Herrn. Als die Inſulaner dieſe große Entſchloſſenheit der Feinde ſahen, flohen ſie in groſſer Unordnung davon, und ließen viele ihrer Mäntel, und fünf oder ſechs Todte zurück. Die Engländer gienzen bey dieſer Gelegenheit ſehr klug zu Werke, denn ſie verfolgten die Flüchtlinge nicht land ein, ſondern marſchierten längs der Küſte nach Porto de Naos, immer von ihren Böten begleitet, damit ſie ſich nach Belieben wieder einſchiffen könnten. Auf ihrem Marſch gaben die Einwohner, die ſich hinter den Felſen verſteckten, oft Feuer auf ſie; aber durch kleine Partheyen von fünf oder ſechs Mann, die man gegen dieſelben abſchickte, wurden ſie bald delogirt und in die Flucht gejagt. Als ſie nach Porto de Naos kamen, fanden ſie den Ort verlaſſen, und alles, was von Werth war, weggebracht. Und da die Fahrzeuge, welche der Hawke hatte kapern wollen, ſich ſchon vorher, ehe der Lord Anſon zu ihm ſtieß, davon gemacht hatten, ſchifften ſie ſich wieder ein, ohne etwas

gegen

gegen das Kaſtel zu unternehmen. Dies lezſtere feuerte einigemal auf die Schiffe, ward aber bald durch ihr groſſes Geſchüz zum Schweigen gebracht. Bey dieſer Expedition verloren die Engländer nur einen Mann, nämlich den Kapitain des lord Anſon, welcher durch einen Schuß von dem Kaſtel auf ſeinem Schiffe getödtet wurde.

Ungeachtet dieſe Inſeln von der Spaniſchen Regierung wenig geachtet werden, ſo ſind ſie doch in der That von der gröſten Wichtigkeit; denn wenn ſie einmal von einer andern Nation erobert würden, ſo wär' es nothwendig auch um Palma und Teneriffa geſchehen, weil dieſe von Lancerota und Fuertaventura mit Getreide verſorgt werden. Ueberdem würden die Häfen in Lancerota für die kreuzenden Schiffe eines Feindes immer ſehr bequeme Zufluchtsörter ſeyn, wo ſie ausgebeſſert und mit Lebensmitteln verſorgt werden könnten.

Die hieſigen Ausfuhren ſchränken ſich bloß auf die andern Inſeln ſeyn: ſie beſtehen in Weizen, Gerſte, Mais, Vieh, Geflügel, Käſe, Orchillakkraut, Ziegenfellen, Salz und etwas eingeſalzenen Fiſchen; die beiden lezten Artikel führt nur Lancerota aus. Der hieſige Weizen iſt kleinkörnigt, aber ſehr hart, klar und gut: er wird in Teneriffa immer um ein Fünftheil höher verkauft, als Engliſcher oder andrer Europäiſcher Weizen. Den erſten, welcher auf dieſer Inſel geſäet wurde, brachte Diego von Herrera aus der Barbarey dahin. Etwa vor acht Jahren führte man viel Kameele aus Fuertaventura nach Jamaika und andern Theilen des Engliſchen Weſtindiens. So bald es aber in Kanaria und Teneriffa bekannt wurde, daß Engliſche Schiffe nach Fuertaventura kämen, und Kameele ausführten, verbot die Regierung dieſen Handel, aus Furcht daß ſich die

Zucht

Zucht verlieren, und der Preis dieſer Thiere ſteigen mögte.

Die Eſel, welche nach Fuertaventura gebracht wurden, vermehrten ſich ſo ſtark, daß ſie wild in den Bergen herumliefen, und an Korn und andern Früchten ſo viel Schaden thaten, daß die Einwohner im Jahr 1591 genöthigt waren, ſich insgeſammt mit ihren Hunden zu verſammlen, um ſie auszurotten; ſie tödteten ihrer bey dieſer Gelegenheit nicht weniger, als funfzehn hundert. Seit dieſer Zeit ſind dieſer Thiere nicht mehr in der Inſel, als die Einwohner zu ihrem Gebrauch nöthig haben.

Die Ausfuhr des Korns aus dieſer Inſel, außer nach den übrigen Inſeln, iſt, aller geſunden Politick zuwider, verboten. Hierdurch wird es in ſehr fruchtbaren Jahren ſo wohlfeil, daß es kaum die Koſten des Abmähens bezahlt. Dies macht ſie alſo gleichgültig, mehr zu bauen, als ſie ſelbſt verzehren, oder nach den andern Inſeln verkaufen können; ſo daß in ſchlechten Jahren die Einwohner vor Hunger umkommen, beſonders in Teneriffa, wofern ſie nicht das gute Glück haben, von Europa aus verſorgt zu werden.

Die hieſige Einfuhr kömmt faſt einzig von den andern Inſeln, vornehmlich von Teneriffa, welche der Mittelpunkt der Handlung für alle Kanariſchen Inſeln iſt. Sie beſteht aus engliſchen Wollenzeugen und deutſcher Leinwand, beyde von der gröbſten Art; Brannteweln, Wein, Oel, Obſt, Dielen und andern Arten von Bauholz, Barken und Fiſcherkähnen, Wachs, Hausgeräth, Rauch- und Schnupftaback, Seife, Lichter, und eine anſehnliche Menge baares Geld, welches ſie in der Bilanz des Handels bekommen. Dies verwenden ſie theils zu Bezahlung der Miethe an die Eigenthümer der Ländereyen, theils geht es für Proceſſe nach Groß-Kanaria; denn die

Ein-

Einzebornen aller Kanarischen Inseln sind fast durchgehends sehr streitsüchtig.

Kein Europäisches Schiff geht unmittelbar nach diesen Inseln, weil die Konsumtion Europäischer Güter in denselben so langsam und unerheblich ist, daß es der Mühe nicht werth seyn würde. Schiffe von jeder Europäischen Nation aber, die mit Spanien Krieg führt, können, wenn sies gehörig anfangen, in Lancerota und Fuertaventura landen, sich für neutral ausgeben, und sich mit Lebensmitteln versorgen; denn da die Eingebornen kein Verkehr mit Fremden haben, können sie einen Engländer nicht von einem Holländer Dänen oder Schweden unterscheiden; wer sich aber für einen Franzosen ausgeben will, muß in die Messe gehen, sonst würd' er sich verrathen.

Sechster Abschnitt.

Von der Insel Groß-Kanaria.

Die Inseln, die ich bisher beschrieben habe, sind fast Wüsteneyen in Vergleichung mit der fruchtbaren und anmuthigen Insel Kanaria, die, wegen der trefflichen Temperatur ihrer Luft, und des Ueberflusses von gutem Wasser, Bäumen, Kräutern und köstlichen Früchten, mit Recht den Namen der glückseligen Insel verdient.

Die nordöstliche Spize von Kanaria liegt achtzehn Leagues gegen Westen von dem südwestlichen Ende der Insel Fuertaventura. Bey klarem Wetter kann man von jeder dieser Inseln die andre leicht sehen. Kanaria hat etwa vierzehn Leagues in die Länge, neun in die Breite, und fünf und dreyßig im Umfange. Der innere Theil des Landes, oder der Mittelpunkt, ist ausnehmend hoch, und voller Berge, die so weit über die Wolken emporragen, daß sie den Lauf des Nordostwindes, der gemeiniglich weht, hemmen

wenn

wenn also dieser Wind auf der Nordseite der Berge sehr scharf wehet, so ist auf der andern die Luft entweder ganz stille, oder sie wird nur von sanften Südwestwinden bewegt. Diese Windstillen, welche durch die Höhe der Berge über der Atmosphäre verursacht werden, erstrecken sich noch zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen weiter als dieselben gegen Südwest. Es giebt dergleichen, die sich weit hinter den Inseln hinaus erstrecken, auch bey den übrigen; denn von Teneriffa erstrecken sie sich fünfzehn leagues in die See, von Gomera zehn; und von Palma dreyßig. In allen diesen Meerstillen, die von Palma ausgenommen, bin ich mehrmals gewesen; und aus meiner eignen Erfahrung kann ich sagen, daß es für kleine Fahrzeuge, oder offne Böte, äußerst gefährlich ist, sich hineinzuwagen, wenn der Wind außer denselben stark wehet. Es ist freylich wahr, der Wind hebt die Wellen des Meers so hoch wie Berge empor; aber diese Wellen folgen doch einander in regelmäßiger Succession; denn wenn sie unregelmäßig eine gegen die andre stürzten, so würde kein Schiff im Stande seyn auf dem Ocean zu fahren. In einem Sturm also, wo der Wind das Meer vor sich hertreibt, macht eine Stelle der andern, welche ihr nachfolgt, Plaz; in den Meerstillen der Kanarischen Inseln hingegen, wo die See sich nicht in der nemlichen Richtung, als die umgebende See fortbewegt, sondern gleichsam stagnirt, oder ruhet, widersteht sie den Wellen, die von außenher gegen sie anprallen; und dieser Widerstand macht, daß sie sich auf eben die Art, wiewohl wegen der Verschiedenheit des Widerstandes nicht so heftig, brechen, als an der Seeküste. Dies Brechen geschieht nur an dem Umkreise, oder gerade beym Eingange in die Meerstillen, denn innerhalb derselben ist das Wasser ganz eben und angenehm.

Wenn

Wenn man zuerſt in dieſe Meerſtillen kömmt, ſieht man die Wellen ſchäumen und ſieden, wie einen Topf, und ſich nach allen Seiten hin brechen. Das Schiff wird ſo ſehr erſchüttert und auf allen Seiten von den Wellen geſchlagen, daß man glauben ſollte, es würd' es nicht aushalten; doch dauert dies nicht lange; man muß nur gleich das Hauptſegel aufziehen, und ſorgfältig Acht haben, jeden Windſtoß aufzufangen. Sobald man hineingekommen iſt, findet man entweder eine todte Stille und ein eines Waſſer, oder einen angenehmen und anhaltenden Süd- oder Südweſtwind, je nachdem der Wind außerhalb wehet.

An dem nordöſtlichen Ende der Inſel Kanaria iſt eine Halbinſel von etwa zwey Leagues im Umfange. Die Erdenge, welche ſie mit der Hauptinſel verknüpft, iſt etwa zwey Meilen lang, und an der ſchmälſten Stelle eine Viertelmeile breit. An jeder Seite dieſer Erdenge iſt eine Bay, die, an der nordweſtlichen Seite, der See ausgeſezt iſt, und daher zur Reede für große Schiffe nicht taugt; kleine Barken aber gehen zwiſchen eine Reihe von Felſen und die Küſte und liegen daſelbſt ſtill und vor allem Wind und Wetter geſichert. Hier beſſern die Einwohner der Inſel ihre kleinen Fahrzeuge aus.

Auf der andern Seite der Erdenge iſt eine geräumige ſandigte Bay, von einigen Porto de Luz genannt, von andern aber Porto de Iſleten, wegen einiger jähen Felſen, oder Inſeln, am Eingange der Bay gegen Nordoſt. Dies iſt eine gute Reede für alle, noch ſo ſehr beladne Schiffe, außer bey Südoſt-Winde, dem ſie ausgeſezt iſt; dieſer Wind iſt hier aber ungewöhnlich, und weht ſelten ſo ſtark, daß ein Schiff dabey Gefahr läuft.

Der Landungsort iſt gerade in der Bucht oder dem Buſen der Bay, wo das Waſſer gemeiniglich

ſo

so still ist, daß ein Boot ohne Gefahr an der Küste liegen kann. An diesem Landungsplaze steht eine Einsiedeley, oder Kapelle, der heil. Katharina geweihet, und ein Kastel, das mit einigen Kanonen besezt, aber nicht fest ist. Eine Leuge weit von hier längs der Küste gegen Osten, liegt Palmas, die Hauptstadt der Insel. Zwischen derselben und dem obgedachten Kastel liegen noch zwey andre Forts, die mit Kanonen besezt sind, aber, außer einigen wenigen Invaliden, keine Besazung haben. An dem andern Ende der Stadt befindet sich noch ein Kastel, Namens St. Pedro. Keines derselben ist im geringsten fest.

Schiffe, die ihre Ladung zu Palmas absezen, ankern bey gutem Wetter gemeiniglich nur eine halbe Meile weit von der Stadt, um desto weniger Zeit zu verlieren; dieser Ort taugt aber nicht viel. Die Stadt Palmas ist nicht so fest, daß sie einen Angriff aushalten könnte; aber sie ist groß, und enthält verschiedne schöne Gebäude, vornehmlich die Kathedralkirche der heil. Anna, nebst vielen andern Kirchen, und sowohl Nonnen als Mönchenklöstern von allen Orden. Die Privathäuser sind, im Ganzen genommen, gut, und alle von Steinen erbauet. Die Stadt ist in zwey Theile abgetheilt, die durch eine Brücke über einen kleinen Fluß verbunden sind. Die Anzahl der Einwohner schäz ich ungefähr auf sechstausend.

Der nächste Hafen von einiger Erheblichkeit ist Gando, an dem südöstlichen Theil der Insel. Ich bin nie da gewesen, habe aber gehört, daß er ein guter Hafen für große Schiffe seyn soll, nur beym Südwinde ausgenommen. Man kann sich hier mit gutem Wasser und andern Erfrischungen versehen.

Gaete, oder Agaete, an dem nordwestlichen Theil der Insel, ist ein Hafen mit einem Kastel zu seinem Schuz. Er wird nur von Böten besucht, welche Lebensmittel u. s. w. von da nach Santa Cruz in Teneriffa führen. Das Land umher ist reichlich mit Wasser versehen, und hat einen Ueberfluß an Fruchtbäumen. Von Gaete geht eine Heerstraße nach Palmas.

Die ganze Küste von Kanaria, an diesen Häfen ausgenommen, ist für Böte und kleine Fahrzeuge gemeiniglich unzugänglich, weil die See sich an derselben bricht: selbst der südwestliche Theil der Insel ist dieser Unbequemlichkeit ausgesezt, wiewohl er vom Lande her vor der Gewalt des Passatwindes gesichert ist.

Nicht anders verhält sichs an den Küsten aller übrigen Kanarischen Inseln, vornehmlich zur Zeit des Vollmonds und der Mondwechsel, Lancerota und Fuertaventura ausgenommen. Aber auch an der leztern ist selbst die Küste, die unterm Winde liegt, selten frey von dem Anschwellen der See. Ich halt' es nicht für leicht, den Grund dieses Phänomens anzugeben.

Es giebt außer Palmas weiter keine Städte in Kanaria, aber einer Menge Dörfer, deren vornehmste Galdar und Telde sind.

Wiewohl diese Insel hoch und bergicht ist, so findet man doch zwischen den Bergen und an der Seeküste viele Ebnen, und mehr flaches Land, als in einer der Kanarischen Inseln, die ihr gegen Westen liegen.

Siebenter Abschnitt.

Klima der Insel Kanaria, ihre Witterung, Produkte, ꝛc.

Die Luft ist nirgends angenehmer, als in der Insel Kanaria. Die Hitze im Sommer übersteigt selten diejenige, die gemeiniglich im Julius und August in England herrscht, und der kälteste Theil des Winters ist nicht strenger, als bey uns das Ende des Mays in einer späten Jahrszeit. Die nemlichen Winde wehen hier, zu den nemlichen Zeiten, als in Lanzerota und Fuertaventura; aber der Nordwind ist nicht so scharf, sondern nur ein frisches Lüftchen, welches die Luft abkühlt und mäßigt. Der Himmel ist hier selten mit Wolken überzogen, und fast immer heiter und frey von Gewittern und Stürmen. Die einzige unangenehme Witterung ist, wenn der Südostwind von der großen Wüsteney in Afrika gegen die Insel wehet; aber dies geschieht selten und hält nicht lange an. Er ist sehr heiß, trocken und erstickend, und thut auch den Feldern großen Schaden, theils wegen seiner verderblichen Eigenschaft, theils weil er Wolken von Heuschrecken mitbringt, die alles Grüne, wo sie sich niederlassen, verzehren. Auf den Bergen herrscht eine andre Witterung; denn hier ist es sehr kalt im Winter, und ihre Gipfel sind unbewohnbar, wegen des Schnees, welcher dann in großer Menge fällt.

Die vortrefflichen Eigenschaften dieses Klimas noch zu vermehren, ist die Luft ausnehmend gesund, und die Eingebornen genießen daher eines gesunden und längeren Lebens, als irgend ein Volk in der Welt. Ich habe Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß sie, wenn sie mit Europäern in ein heißes ungesundes Klima gehen, die ersten sind, welche krank werden und sterben.

Die

Die Inſel iſt ſehr waſſerreich, und hat einen Ueberfluß an Holz von verſchiedner Art: faſt alles, was hier gepflanzt wird, kömmt gut fort; und die Fichte, Palme, wilde Olive, Lorbeer, Pappel, Hollunder, Breſſos (eine Art von Reisholz), Drachenbaum (welcher ein Harz giebt), Lena nueſſa, oder Roſenholz, die Aloe-Staude, Indianiſche Feige oder ſtachlichte Birne, und Tubanba, wachſen hier von ſelbſt und ohne Wartung. Das leztere iſt eine Staude, deren Zweige nur an den äußerſten Spizen Blätter haben. Wenn dieſe Staude mit einem Meſſer geſpalten, oder mit einem Stock geklopft wird, giebt ſie eine klebrige Subſtanz von weißer Farbe. Die Euphorbium-Staude wächſt hier ausnehmend groß und häufig: ich begreife nicht, warum die Eingebornen den Saft derſelben nicht auspreſſen, und ihn ſtatt des Pechs zu ihren Böten und Fahrzeugen gebrauchen; ich bin überzeugt, er würde nicht nur beſſer halten, ſondern auch ein wirkſames Präſervatif gegen die Würmer ſeyn. Die Terrahala iſt eine Art von Taxbaum oder wilder Tanne; die Retama, eine dürre Staude ohne Blätter, den Zweigen eines Weinſtocks nicht unähnlich, und einige derſelben wachſen zu der Dicke eines Mannsarms. Es giebt, außer dieſen, noch viele andre, die ich nicht beſchreiben kann. Alle großen Bäume, außer der Palme, welche einheimiſch auf der Inſel ſind, wachſen auf den Bergen nahe an den Wolken, welche ſich gegen Abend auf ſie herabſenken, und ſie mit Feuchtigkeit verſehen.

Von Baumfrüchten giebts hier Mandeln, Haſel- und Wallnüſſe, Aepfel, Birnen, Pfirſchen, Aprikoſen, Kirſchen, Pflaumen, Maulbeeren, Feigen, Banana, Datteln, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Granaten, kurz alle Amerikaniſche und Europäiſche Baumfrüchte, die Ananas ausgenommen, deren es ſo viel ich weiß auf allen dieſen Inſeln keine giebt

An

An Getreide haben ſie Weizen, Gerſte, und Mais oder Indianiſches Korn; aber Erbſen, Bohnen, und Garravanſas (eine Art von Feldbohnen) ſind ſelten und theuer. Melonen von verſchiedner Art, Potatoes, Batatas, Yams, *) Kürbiſſe, die beſten Zwiebelgewächſe in der Welt, und vielerley andre Arten von Wurzelwerk, findet man hier im Ueberfluß, und alles vortreflich in ſeiner Art. An Kohl und Sallat fehlt es nicht. Kurz, in allen Kanariſchen Inſeln, weſtwärts von Fuertaventura, bezahlt die Natur dem Landbauer ſeine Arbeit mit reichlichem Ueberfluß.

Wiewohl ſich mehr ebnes und zum Ackerbau dienliches Land in Kanaria befindet, als in einer der andern Inſeln die ihr gegen Weſten liegen, ſo beträgt es doch gegen den ſteinigten, felſigten und unfruchtbaren Boden nur wenig; denn das erſtere verhält ſich, meines Bedünkens, zum leztern, wie eins zu ſieben. Und doch könnten die Bauern, wenn ſie ſo viel Freyheit und Sicherheit für ihr Eigenthum hätten, als in England, mit geringem Fleiß und Aufwand, viele Bäche auf ihre dürren Felder leiten, und ſie dadurch ſehr fruchtbar machen.

Aber das große Hinderniß gegen die Induſtrie im Anbau der hieſigen Ländereyen, iſt das unkluge Verfahren der Regierung, welche die Ausfuhr der Lebensmittel in geſegneten Jahren verbietet, und ihnen in der Inſel einen gewiſſen Preis ſezt. Dies leztere, wiewohl es in guter Abſicht geſchieht, iſt höchſt ſchädlich, und zweckt geradesweges dahin ab, einen Mangel hervorzubringen.

Der

*) Ich kenne einige dieſer Gewächſe nicht genau, und behalte daher die Namen des Originals. d. Ueb.

Der fruchtbarſte Theil von Kanaria iſt der Berg Doramas, etwa zwey Leagues von der Stadt Palmas; er iſt mit Hainen von verſchiednen Arten wohlriechender Bäume bedeckt, deren hohe Zweige ſo dicht in einander verflochten ſind, daß kein Sonnenſtrahl hindurchdringt. Die Bäche, welche dieſe ſchattigen Haine bewäſſern, das Geflüſter der ſanften Winde zwiſchen den Bäumen, und der melodiſche Geſang der Kanarienvögel, machen ein entzückendes Konzert. Befindet man ſich in einer dieſer bezaubernden Einſamkeiten, ſo kann man unmöglich umhin, ſich der ſchönen Beſchreibung der Alten von den Kanariſchen Inſeln zu erinnern, und ſie wahr zu finden.

Zum Kontraſt gegen dieſe reizende Scene iſt der höher liegende Theil der Inſel ganz dürr und öde; er trägt weder Gras noch Stauden, einige wenige der obgedachten Retamas ausgenommen; denn er erſtreckt ſich weit über die Wolken, und empfängt daher weder Thau noch Regen, ſondern iſt einem trocknen, dörrenden Winde ausgeſezt, der gemeiniglich aus Weſten wehet, dem Paſſatwinde unter den Wolken gerade entgegen: bey Nacht wehet dieſer Weſtwind ſehr ſcharf, ruhet aber bey Tage. Im Winter iſt der Gipfel dieſer Inſel unzugänglich, weil er ganz mit Schnee bedeckt iſt.

Die ungeheure Menge von kalcinirten Steinen, Aſche und Lava, welche den größten Theil aller Kanariſchen Inſeln bedecken, verunſtalten ſie ſehr, und machen den Boden unangenehm. Die Vulkane, welche dieſe Materie vormals ausgeworfen, ſieht man noch allenthalben, ſowohl in dieſer, als in den übrigen Inſeln, wie auch die Gräben, welche die Gluthſtröme, die aus ihnen herabfloſſen, ſich gebahnt haben. Dieſe ſind voller Aſche und Bimsſteine, welche aber ſchwerer ſind, als die wir von Neapel bringen. So viel ich weiß, hat ſeit der Eroberung kein Vulkan in Kanaria

naria gebrannt. Gewiß, wenn je die erſten Bewohner dieſer Inſeln ſie verließen, wie Einige behaupten, und ſich neue Wohnungen aufſuchten, ſo geſchah es aus keiner andern Urſach, als aus Furcht vor dieſen ſchrecklichen Ausbrüchen.

Der Wein in Kanaria iſt gut, hat aber nicht ſo viel Kraft, als der in Teneriffa, und iſt daher zur Ausfuhr nicht ſo tauglich; doch ſchickt man jährlich viele Fäſſer deſſelben nach den Spaniſchen Weſtindien.

Oel macht man weder in dieſer noch in den andern Inſeln, ungeachtet man Oliven in Kanaria angepflanzt hat. Sie kommen freylich gut fort, und tragen Frucht, aber nicht von ſolcher Güte, als in Spanien, der Barbarey, und andern Ländern. Vormals machte man hier viel Zucker; aber der ſtarke Abſaz von Wein und Branntewein aus Kanaria nach den Spaniſchen Weſtindien, verminderte den Zuckerbau, weil die Einwohner es einträglicher fanden, von den Ertrag ihrer Weine zu Havannah Zucker einzukaufen, als ihn in ihrem eignen Lande zu zeugen. An Honig hat Kanaria einen Ueberfluß; er iſt gut, aber von ſchwärzlicher Farbe.

Die hieſige Thiere ſind Kameele, Pferde, Eſel, einige wenige Maulthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Kaninchen, Hühner, Puter, Gänſe, Enten, Rebhühner, Krähen, und Kanarienvögel, nebſt einigen andern von gleicher Größe.

Kanaria wird zuweilen durch Heuſchrecken heimgeſucht, die von den Südoſtwinden aus der Wüſte dahingeführt werden, und alles Grüne, wo ſie ſich niederlaſſen, verzehren; ſie kommen aber ſelten auf eine andre Kanariſche Inſel, als dieſe und Hierro, welche mehr ſüdlich liegen, als die übrigen. Vor einigen Jahren kam eine ſo ungeheure Menge derſelben

auf den südlichen Theil von Kanaria, daß sie den vierten Theil der Insel bedeckten, und unsäglichen Schaden thaten.

Eydexen giebts in dieser und allen übrigen Kanarischen Inseln sehr häufig; aber Schlangen, Skorpionen und andre giftige Thiere findet man nicht, ausgenommen die obgedachte Spinne in Lancerota, und eine Art von Viper, welche der Insel Gomera eigen ist; doch hab' ich nach der genauesten Untersuchung nicht finden können, daß diese lezztere im geringsten schädlich wäre.

Achter Abschnitt.

Beschreibung der Insel Teneriffa.

Die nordöstliche Spize der Insel Teneriffa, Namens Anage oder Nago, liegt etwa sechszehn leagues gegen Nordwest von dem nordwestlichen Theil der Insel Kanaria; der nächste Theil der Insel Teneriffa aber liegt nicht weiter davon, als zwölf leagues. Diese Insel ist beynahe ein Dreyeck, dessen Seiten fast gleich sind, indem jede etwa zwölf leagues lang ist. In der Mitte liegt der berühmte Berg Piko, welchen die alten Einwohner Teyde nannten; diesen Namen führt er auch noch bey den jezigen Einwohnern, die ihn El Pico de Teyde nennen.

Wenn man nach dieser Insel segelt, sieht man bey hellem Wetter diesen Piko leicht in einer Entfernung von hundert und zwanzig, und wenn man von ihr wegsegelt, von hundert und funfzig Meilen; er gleicht dann einem dünnen blauen Dunst oder Rauch, der nur ein wenig dunkler ist, als der Himmel. In einer weiteren Entfernung verschwindet der Schatten, und läßt sich von dem Blau des Firmaments nicht weiter unterscheiden. Ehe man diesen hoch aufgethürm-

ten

ten Berg aus dem Geſicht verliert, ragt er noch weit über den Horizont hervor, wiewohl die ganze übrige Inſel, die ſonſt überhaupt ſehr hoch iſt, wegen ihrer Entfernung und der runden Figur der Erde, ſich längſt unter dem Horizont verloren hat; gemeiniglich aber, wenn man mit dem Paſſatwinde nach Teneriffa ſegelt, erſcheint die Inſel, wie ein dicker Nebel, oder eine Wolke, bis man ihr auf fünf bis ſechs leagues nahe kömmt, da dann erſt die Landſpizen deutlich werden, und wie Land ausſehen.

In einer kleinen Entfernung von der nordöſtlichen Spize der Inſel, Punto de Nàga, ſind einige hohe ſenkrechte Felſen; und fünf bis ſechs leagues von da, an der ſüdöſtlichen Seite, iſt die Bay oder der Hafen Santa Cruz, welcher von allen Häfen der Kanariſchen Inſeln am ſtärkſten beſucht wird: die beſte Reede für groſſe Schiffe iſt hier zwiſchen der Stadt und einem Fort oder Kaſtel, etwa eine Meile nordwärts von derſelben. Hier liegen die Schiffe, wenn ſie mit guten Tauen und Ankern befeſtigt ſind, bey allen Winden ſicher, wiewohl die Bay denen ausgeſezt iſt, die von Nordoſt, Oſt, und Südoſt wehen; aber dieſe Winde wehen in vier oder fünf Jahren kaum einmal ſo heftig, daß ſie beträchtlichen Schaden anrichten könnten.

Vor einigen Jahren wurden faſt alle Schiffe in der Reede durch einen dieſer Winde an die Küſte getrieben. Einige Engliſche Schiffe waren damals auch eben in der Bay, deren Leute aber klüglich ihre Maſten abhieben, und ſo unbeſchädigt dem Sturm entgiengen. Bey dieſer Gelegenheit erklärten einige Spaniſche Seeleute öffentlich, ſie hätten den Teufel geſehen, wie er in der gröſten Heftigkeit des Sturms den Ketzern beygeſtanden.

Mitten in der Stadt iſt ein Damm, den man mit groſſen Koſten zu Bequemlichkeit der Landung auf-

aufgeführt hat. Er läuft gegen Norden, und das äußerste Ende deſſelben wendet ſich gegen die Küſte. Bey guter Witterung ſchifft man ſeine Waaren in einem kleinen Buſen zwiſchen den Felſen aus, nahe bey dem Zollhauſe, einen Steinwurf weit ſüdwärts von dem Damm.

Wenn man von dem Damm in die Stadt gehet, findet man zur linken ein viereckigtes Fort, Namens St. Philipp, das vornehmſte in der Bay. Nordwärts von demſelben, die Küſte hinauf, ſind einige Forts oder Batterien, mit Geſchüz beſezt; das erheblichſte derſelben heißt Paſſo Alto. Nahe bey demſelben iſt ein tiefes felſigtes Thal, welches an der Seeküſte anfängt, und ſich weit ins Land erſtreckt; dies würde jeden Angriff eines Feindes von der Seite her ausnehmend ſchwierig machen. Nordwärts von hier, die Küſte hinauf, findet man weiter kein Fort.

An der Südſeite der Stadt ſind einige Batterien; und weiter hinaus, dicht an der Küſte, ein Fort Namens St. Juan. Die ganze Seeküſte, von hier gegen Süden, iſt gewöhnlich unzugänglich, weil ſie von Natur durch Felſen befeſtigt iſt, an welchen die See ſich faſt beſtändig bricht. Alle dieſe Forts ſind mit Kanonen beſezt, und durch eine dicke ſteinerne Mauer, welche an dem felſigten Thal anfängt, und faſt ohne Unterbrechung bis an das Fort St. Juan fortläuft, mit einander verbunden. Dieſe Mauer iſt inwendig nur vier bis fünf Fuß hoch, auswärts aber, gegen die See zu, höher. Der Eingang von der See her in die Stadt, iſt bey dem Damm, durch einen offnen Weg zwiſchen der Mauer und dem Kaſtel St. Philipp, welches dieſen Eingang deckt.

Santa Cruz iſt eine groſſe Stadt, die verſchiedne Kirchen, drey Mönchenklöſter, ein Hoſpital, und beſſer gebaute Privathäuſer, als eine der übrigen

Städte

Städte in allen Kanarischen Inseln, enthält. Sie ist in der That die Hauptstadt aller dieser Inseln, ungeachtet der Bischöfliche Siz und die Gerichtshöfe sich in der Stadt Palmas in Kanaria befinden; aber der General Gouverneur der Inseln residirt immer zu Santa Cruz, wo beständig ein großer Zufluß von Fremden ist: weil der Kanarische Handel mit Europa und Amerika hier seinen Mittelpunkt hat.

Die Anzahl der Einwohner schäz' in ungefähr auf sechs bis sieben tausend. Das Wasser, welches sie trinken, wird in offnen hölzernen Trögen, oder Röhren, aus einer jenseit des obgedachten Thals befindlichen Quelle, in die Stadt geleitet. Außerdem aber hat man in vielen Häusern der Stadt Wassergruben, die zum Kochen, und dergleichen gute Dienste thun. Auf der Landseite ist die Stadt nicht befestigt, da man von daher keine Gefahr besorgt. Alles Land um Santa Cruz ist dürr, steinigt und unfruchtbar.

Etwa vier leagues südwärts von Santa Cruz, dicht an der See, ist eine Höhle, mit einer Kirche oder Kapelle, Namens Unsrer lieben Frau von Candelaria. In derselben befindet sich ein Bildniß der Jungfrau Maria, welches hier eben so sehr verehrt wird, als das Bildniß der Göttinn Diana zu Ephesus; und die Kapelle pranget mit so vielen Geschenken, daß sie der reichste Ort in allen sieben Inseln ist.

Zu einer gewissen Zeit des Jahrs wallfahrten fast alle Einwohner der Insel dahin. Mir sind ganze Schaaren junger Mädchen, die dahin giengen, begegnet, welche unterwegs das Lob der heil. Jungfrau und die Wunderthaten dieses Bildnisses besangen. Vergebens würde man sich bemühen, den Eingebornen ihren Irrthum in Absicht der vielen unglaublichen Geschichten, die sie von diesem Bilde erzählen, zu benehmen.

nehmen; von dem Prieſter bis auf den geringſten Bauer iſt alles von ihrer wirkſamen und kräftigen Vermittelung und Fürſprache bey dem Himmel feſt überzeugt. Ich habe verſchiedne Kanariſche Seeleute verſichern gehört, als ſie aus den Spaniſchen Weſtindien zurückgekehrt, und in gröſter Gefahr geweſen, in einem heftigen Sturm umzukommen, hätten ſie in der Nacht ihre liebe Frau von Candelaria geſehen, wie ſie ihnen geholfen, die Segel einzuziehen, u. ſ. w. Noch mehr als ſie darauf zu Teneriffa angekommen, ſagten ſie, hätte man ihnen erzählt, daß die heil. Jungfrau an dem Morgen nach derſelben Nacht, in welcher ſie ihnen ſo wunderthätig beygeſtanden, in der Kirche zu Candelaria geſehen worden, wie ihre Kleider und Haare von dem Seewaſſer, womit ſie in dem Sturm beſprizt worden, noch ganz naß geweſen.

Die Nachricht, welche der Verfaſſer der Geſchichte der Entdeckung und Eroberung von der erſten Erſcheinung dieſes Bildes auf der Inſel giebt, und welche mit dem, was die einſichtsvollſten der Eingebornen noch jezt davon erzählen, genau übereinſtimmt, iſt folgende: „die eigentliche Zeit, da dieſes Bildniß „zuerſt auf die Inſel gekommen, iſt nicht bekannt; „doch ſagt eine dunkle Tradition, daß es beynahe „hundert Jahr vor der Eroberung geſchehen. Als „einſt zwey Hirten, dicht an der Seeküſte bey dem „Eingange eines Barranco, oder tiefen Steinthals, „in einer öden Gegend der Inſel, vier Leagues von „der Stadt St. Chriſtobal de la Laguna, ihre Heer„den nach einer Höhle an der andern Seite des Stein„thals treiben wollten, um ſie wie gewöhnlich zu mel„ken, ſahen ſie, daß die Ziegen auf einmal ſtill ſtan„den, und erſchrocken zurückkehrten. Die Hirten fien„gen gleich an zu rufen und zu pfeifen, um ſie zum „Fortgehen anzutreiben, aber vergebens, die Ziegen

„gien-

„giengen aus dem Wege und liefen zurück. Einer der „Hirten, welcher argwöhnte, daß Jemand auspaßte, „um einige Ziegen zu ſtehlen, gieng hierauf hin, um „zu ſehen, was es gäbe, und ſah voller Erſtaunen „das heilige Bildniß, welches am Eingange des Thals „auf einem großem Steine ſtand. Als er näher kam, „betrachtete er es mit Furcht und Verwunderung, weil „er noch nie einen Menſchen in einer ſo fremden und „ungewöhnlichen Kleidung geſehen hatte. Gleichwohl „legt' er endlich ſeine Furcht ab, weil er es für eine „Frauensperſon hielt, und gab ihm Zeichen, daß es „aus dem Wege gehen ſollte, damit ſeine Heerde vor„bey gehen könnte; und dies that er, weil es Gebrauch „in Teheriſſa war, daß eine Mannsperſon, wenn ſie „einer Frauensperſon auf dem Wege oder an einem „einſamen Orte allein begegnete, ſie nicht anreden „durfte, ſondern ihr aus dem Wege gehen mußte. „Da ſie ſich aber gar nicht rührte, ungeachtet er eine „Zeitlang wartete, ward er über ihr ungebührliches „und halsſtarriges Betragen aufgebracht, und nahm „einen Stein auf, um ſie damit zu werfen, aber ſein „Arm, den er ſchon dazu aufgehoben hatte, erſtarrte, „und blieb unbeweglich und mit großen Schmerzen in „dieſer Stellung.

„Als der andre Hirt dieſes ſah, gieng er dreiſt „auf das Bild zu, betrachtete es, und wollte ihm „mit einem Tavona, oder ſcharfen Kieſel, die Hand „abhauen; aber ſtatt deſſen verſetzt' er ſich ſelbſt „einen ſolchen Hieb in die Hand, daß ein Strom von „Blut herausſtürzte. Verblendet von Wuth gegen „das Bild über das, was ihn betroffen hatte, ver„ſucht' er es noch einmal, ihm die Hand abzuhauen, „hieb ſich aber wieder ſelbſt in die Hand. Die Hir„ten ſtunden alſo beyde da, der eine mit erſtarrten „ausgeſtreckten Arm, und der andre ſchwer verwun„det. Sie ſchloſſen endlich, das Bildniß ſey von

„Him-

„Himmel gekommen, giengen zu dem König von „Guimar, und erzählten ihm, was vorgegangen sey. „Als dieser sie in einem solchen Zustande sah, glaubte „er was sie ihm erzählten, und ließ den Rath zu Ta„gorer, dem Gerichtsplaze, zusammenkommen. „Das Resultat dieser Berathschlagung war, daß der „König mit allen Mitgliedern des Raths und dem „ganzen Volk aus dem Distrikt Guimar sich an den „Ort begab, wo die Hirten das Bildniß gefunden „hatten. Sie fanden es hier noch in der nemlichen „Stellung: die Guanches wurden von der Würde und „Majestät ihres Ansehens mit Bewunderung und Ehr„furcht durchdrungen; keiner aber hatte das Herz, sie „anzurühren, aus Furcht, daß er eben so, wie die „beiden Hirten, bestraft werden würde.

„Endlich gab der König diesen beyden Leuten Be„fehl, sich dem Bildniß mit Ehrfurcht zu nähern, „und es nach seinem Hause zu bringen. Sie thaten „dies, und kaum hatten sie es angerührt, als sie zum „großen Erstaunen der Zuschauer, plözlich vollkom„men geheilt wurden.

„Der König, welcher jezt überzeugt war, daß „das Bild vom Himmel herabgesandt worden, erklär„te, daß es zu heilig sey, von Bauren getragen zu „werden; er gieng daher selbst mit einigen seiner Ed„len, nahm es mit Furcht und Ehrerbietung auf, „und so trugen sie es etwa einen Flintenschuß weit, „da es so außerordentlich schwer wurde, daß sie es „nicht weiter fortbringen konnten. Als der König und „seine Begleiter dies sahen, fielen sie auf ihre Kniee „vor dem Bilde nieder, und baten es demüthiglich, „daß es ihnen erlauben möchte, es an den Ort zu brin„gen, welchen sie ihm bestimmt hätten. Es gab ein „Zeichen, worauf sie es wieder aufhuben, es ganz „leicht fanden, und es nach einer Höhle brachten,

„die

„die des Königs Verſammlungshaus war. Hier ſetzten ſie es auf einige Ziegenfelle, wo es ruhig ſtehen blieb, „und weiterhin Wunderthaten verrichtete, wie es noch „jetzo zu thun fortfährt. Auf der Stelle, wo das „Bildniß den Eingebohrnen ein Zeichen gab, es fortzutragen, haben die Chriſten eine Einſiedeley erbaut, „Namens Nueſtra Senora del Soccoro, d. h. Unſrer „lieben Frauen der Helfenden.

„Die Guanches erzählen, daß vermittelſt dieſes „heiligen Bildniſſes in den Zeiten des Heidenthums „vor der Eroberung viele Wunder verrichtet worden; „und daß die Könige der Inſel einen Mann und eine „Frau beſonders dazu beſtellt hätten, auf daſſelbe zu „achten, und es rein zu erhalten. Die Eingebohrnen „näherten ſich ihm nie ohne ein Geſchenk von einigen „Schafen, deren Anzahl erſtaunlich anwuchs: man „nannte ſie die heiligen Schafe; und keiner durfte ſich ihnen nähern, als obgedachte beide Perſonen.

„Jährlich an dem heiligen Abend der Reinigung „Mariä, ſieht man eine große Menge von Lichtern „in Proceſſion um die Höhle gehen, wo dies Bildniß „ſteht; und am folgenden Morgen findet man an „der Seeküſte herum viele kleine Stückchen Wachs, „die von den Lichtern abgetröpfelt ſind.

„Die Chriſten nannten dies Bild, theils wegen „dieſer wunderbaren Erſcheinung, theils weil es eine „grüne Wachskerze in der einen Hand hält, Unſre „liebe Frau Candelaria. In der andern Hand hat „es ein Jeſuskind, welches in jeder Hand einen vergoldeten Vogel hält, die ohne Zweifel nichts anders vorſtellen, als die Tauben der Reinigung „unſrer gebenedeyeten Jungfrau Maria.

„Dies Bildniß der heil. Maria in Candelaria iſt „nur ungefähr drey Fuß hoch; die Farbe des Geſichts

„iſt

„hl schwärzlich, wie von der Sonne verbrannt; die „Kleidung ist blau mit Gold. Auf dieser befinden sich „gewisse Römische Karaktere, welche Niemand erklären konnte, bis endlich Gonzalo Argote de „Molina, Provincial der heil. Brüderschaft von „Andalusien, uns folgende Auslegung derselben „gab.

„Auf dem Gewande am Nacken stehen folgende „zwölf Buchstaben: T, I, E, P, F, S, E, P, M, „E, R, I, mit einer Rose von vier Blättern zwi„schen jedem. Er macht sie zu Anfangsbuchstaben „der folgenden Wörter: Tu Illustra Es Patri Filio „Spiritui sancto Et Pia Mater Ejus Redemtoris „Jesu.

„Auf dem Gürtel: N, A, R, M, P, R, L, „M, O, T, A, R, E. Dies scheinen die Anfangs„buchstaben folgender Wörter zu seyn: Nostrum „Altissimum Regem Maria Peperit Reddidit „Libertatem Maria Omnibus Testis A Regi „Erebi.

„Und auf dem Rande des Ermels neben der „großen Wachskerze befinden sich folgende vier Buch„staben: L, P, V, R, die er folgendergestalt aus„legt: Lucem Perpetuam Vobis Reddidi.

„An der Schleppe des Kleides stehen folgende vier„zehn Buchstaben: L, N, N, I, P, E, P, N, E, „I, E, A, N, T; und sollen die Worte andeuten: „Ita Nequaquam Nivariae In Perpetuus Effugiet „Pio Nomine Evocato Insulae Fortunatae Adversa„rius Nullum.“

Die Ursach, warum ich dieses Bildniß so umständlich beschrieben habe, ist, um irgend einem neugierigen Gelehrten Licht zu geben, wodurch er einigermaßen von dem Alter desselben urtheilen könne.

Süd-

Südwärts von Candelaria iſt Prieta, die ſüdweſtliche Spize der Inſel; von hier zieht die Küſte ſich weſtwärts nach la Montana Rora; und von da nord-nord-weſt nach Teno, der nordweſtlichen Spize der Inſel. Dieſe ganze Küſte iſt unfruchtbar, und faſt ganz unbewohnt; auſſer in der Mitte zwiſchen Montana Rora und der Spize Teno, etwas näher aber bey Teno, liegt die Bay Adexe, oder, wie es ausgeſprochen wird, Adehe, wo große Schiffe ankern können. Ich bin nie da geweſen, ſo viel ich aber gehört habe, iſt ſie dem Südweſtwinde ausgeſezt, und wird wenig beſucht, auſſer von Böten aus der Inſel Gomera, die ihr gerade gegen über liegt. Bey Adehe, hat der Graf von Gomera ein Haus und einige Ländereyen, auf welchen er tauſend Neger-Sklaven hielt, Zuckerrohr zu pflanzen und Zucker zu machen. Ich begreife nicht, was er für einen Bewegungsgrund haben mag, dieſe Neger in einem Lande zu unterhalten, welches an armen Weißen einen Ueberfluß hat, die mit aller ihrer Induſtrie ſich kaum Brodt genug verdienen können, um Leib und Seele zuſammenzuhalten. Verkauft' er alle dieſe Sklaven nach den Spaniſchen Weſtindien, ſo bin ich überzeugt, die jährlichen Intereſſen von dem ſolchergeſtalt erhandelten Kapital würden ihm mehr einbringen, als der reine Ueberſchuß von den Einkünften aller ſeiner Zuckerplantagen und Güter in Teneriffa, Gomera und Hierro; denn dieſer, wie man mich glaubwürdig verſichert hat, beläuft ſich nicht höher, als auf funfzehn hundert Pfund jährlich. Der einzige Grund, den ich von einem ſo ſeltſamen Verfahren angeben kann, iſt ein gewiſſer kleiner Stolz, Herr über tauſend Sklaven zu ſeyn.

In der Nachbarſchaft dieſes Hafens ſind einige Berge, mit anſehnlichen Fichtenwäldern bewachſen, und ſehr leicht zu beſteigen. Aus dieſer Urſach holen

die Einwohner von Gomera gewöhnlich hier ihr Bauholz, weil die Wälder auf ihrer Insel unzugänglicher sind.

Zwischen Adeje und Teno ist die Küste etwa eine halbe Meile hoch, und senkrecht, wie eine Mauer. Verschiedne Ströme stürzen sich von dem Gipfel ins Meer.

Die Spize Teno erstreckt sich, in Form eines halben Mondes, eine ziemliche Weite in die See. Hinter derselben, gegen Süden, ist die See sehr still, wenn der Passatwind wehet, welcher, wenn er scharf wehet, gegen Norden von der Spize das Meer sehr anschwellet. Ich habe hier niemals vor Anker gelegen, bin aber verschiedentlich vorbeypassirt, und schließe aus dem, was ich damals zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß es ein sehr bequemer Hafen seyn muß.

Von Teno erstreckt sich das Land gegen Ost-Nord-Ost und Nord-Ost-zu-Ost, bis an die Spize Nago, das nordöstliche Ende der Insel, wo wir ausgiengen. Diese Seite von Teneriffa hat ein ganz anderes Ansehen, als die beyden andern, die ich bereits beschrieben habe; denn wenn man sie von der See her ansieht, erblickt man eine Menge von Dörfern, Gehölzen, Weinbergen und Kornfeldern, die einen höchst angenehmen Anblick geben.

Längs der Küste, gegen Nordosten von Teno, ist das Dorf St. Jago; und drey leagues in der nemlichen Direktion von diesem Punkt aus, liegt das Dorf Buenaviſta, zwischen den Weinbergen an der See; aber einen Hafen findet man erst, wenn man etwas über zwey leagues weiter kömmt; er heißt Garrachica, und war vormals der beste in der Insel, weil er aus einer Bay in Form eines Hufeisens bestand, ward aber im Jahr der Erdbeben (so nennen die Eingebornen das Jahr 1704) zugeworfen, und mit Strömen glühender Lava angefüllt,

die

die ſich aus einem Volkan in denſelben ergoſſen; ſo daß auf derſelben Stelle jezt Häuſer erbauet ſind, wo vormals Schiffe vor Anker lagen. Doch kommen im Sommer Fahrzeuge nach Garrachica, und liegen daſelbſt ſicher bey dem Paſſatwinde, welcher um dieſe Zeit gewöhnlich von Oſt-Nord-Oſt wehet. Einige Zeit nach dem Jahr der Erdbeben wurde folgende Nachricht von denſelben aufgeſezt, die man in verſchiednen Beſchreibungen der Kanariſchen Inſeln findet.

„Im Jahr 1704 ereignete ſich der ſchrecklichſte „Vorfall dieſer Art, welcher jemals erlebt worden. „Das Erdbeben nahm den 24ſten December ſeinen „Anfang; und innerhalb drey Stunden fühlte man „neun und zwanzig Stöſſe. Hiernächſt wurden ſie ſo „heftig, daß ſie alle Häuſer von Grund aus erſchüt„terten, und die Einwohner nöthigten, ſie zu verlaſ„ſen. Die Beſtürzung ward allgemein, und das Volk, „von dem Biſchof angeführt, hielt Proceſſionen und „Bußgebete im freyen Felde. Am 31ſten ſah man „ein großes Licht zu Manſa, nach den weißen Ber„gen hin. Hier öffnete ſich die Erde, und es ent„ſtanden zwey Volkane, die ſolche Haufen von Stei„nen auswarfen, daß zwey anſehnliche Berge daraus „entſtanden; und die brennbare Materie, die noch „immer ausgeworfen wurde, entzündete über funfzig „Feuer in der Nachbarſchaft. Dieſer Zuſtand dauer„te bis zum 5ten Januar, da die Sonne durch die „Wolken von Rauch und Flammen gänzlich verfinſtert „wurde, welches beſtändig zunahm, und die Beſtürzung „und das Schrecken der Einwohner vermehrte. Es war „noch nicht Nacht, als ſchon das ganze Land, drey leagues „in die Runde, in Flammen ſtand; denn reißende „Ströme von flüßigem Feuer ergoſſen ſich nach allen „Seiten hin, und wurden durch einen andern Volkan „verurſacht, welcher durch wenigſtens dreyßig ver-

„ſchiedne

„schiedne Schlünde in dem Umfang einer halben Mei-
„le, gegen Orotava, ausgebrochen war. Was das
„Grauſen dieſer ſchrecklichen Scene am meiſten ver-
„mehrte, war die Heftigkeit der Stöße, welche nie
„das geringſte nachließen, durch ihre Gewalt verſchied-
„ne Häuſer übern Haufen warfen, und andre bis auf
„den Grund erſchütterten, unterdeß die armen Ein-
„wohner hülflos und voller Angſt aufs freye Feld hin-
„ausliefen, wo ſie jeden Augenblick erwarteten, daß
„ein neuer Schlund ſich aufthun und ſie verſchlingen
„würde. Das Getöſe des tobenden Volkans hörte
„man zwanzig Leagues davon auf der See, und man
„hat glaubwürdig verſichert, die See habe in dieſer
„Entfernung ſo gewaltige Stöße gethan, daß die
„Schiffer voller Schrecken geglaubt, das Schiff ſey
„auf einen Felſen geſtoßen, bis endlich die Fortſezung
„dieſer Bewegung ſie die wahre Urſach vermuthen
„laſſen. Ein Strom von Schwefel und geſchmol-
„nen Metallen verſchiedner Art, ergoß ſich aus dieſem
„leztern Volkan gegen Guimar; und die Häuſer und
„öffentlichen Gebäude dieſer Stadt ſtürzten von der
„Gewalt des Erdbebens ein. Am 2ten Februar brach
„ein andrer Volkan in der Stadt Guimar aus, wel-
„cher eine große Kirche gänzlich zerſtörte und ver-
„ſchlang. So wurden die armen Einwohner vom
„24ſten December an bis zum 23ſten Februar, durch
„beſtändige Stöße des Erdbebens, und fürchterliche
„Volkane, die in verſchiednen Theilen der Inſel aus-
„brachen, in beſtändigem Schrecken erhalten."

Garrachica iſt noch jezt eine erhebliche und ziemlich große Stadt, die verſchiedne Kirchen, Mönchen- und Nonnenklöſter enthält. Sie treibt einen kleinen Handel mit Wein und Branntewein, welcher gemeiniglich von hier aus in Barken, oder groſſen offnen Böten, nach Santa Cruz oder Orotava geſchickt wird. Man baut

hier

ihr verſchiedne Fahrzeuge, die zum Theil drey hundert Tonnen und darüber tragen können, und ſtark und dauerhaft ſind.

Zwey Leagues gegen Oſten von Garrachica liegt eine Stadt, die man Porto Orotava nennt. Sie liegt etwa in der Mitte zwiſchen Teno und Punto de Nago, dicht an der Seeküſte. Ueber derſelben, etwa eine League landeinwärts, liegt eine andre, etwas größere Stadt, Namens Villa de Orotava; zwiſchen beyden liegen zwey kleine Hügel, wie Zuckerhüte geſtaltet. Von Porto Orotava gehet kein Boot eher zu einem Schiffe in der hohen See, als bis es ſich erſt auf eine Meile der Küſte genähert hat, da denn ein Boot einen Steuermann an Bord des Schiffes ſezt, welcher es, eine Meile gegen Weſten von der Stadt, in die Reede bringt, wo die Schiffe in vierzig bis funfzig Faden Waſſer vor Anker liegen. Dies iſt ein guter Hafen zu Sommerszeit, oder vom Anfang des Mays bis zu Ende des Oktobers; im Winter aber ſehen Schiffe ſich oft genöthigt, ihre Taue einzuziehen und in See zu gehen, aus Furcht von einem Nordweſtwinde überfallen zu werden, welcher die See mit vieler Gewalt gegen dieſe Küſte treibt. Doch geſchieht dies ſelten.

Porto Orotava treibt anſehnlichen Handel, und iſt ſeit der Zerſtörung des Hafens Garrachica ſehr in Aufnahme gekommen: es enthält verſchiedne gute Privathäuſer, zwey Kirchen, zwey Mönchen- und zwey Nonnenklöſter. An jedem Ende der Stadt iſt eine ſchwarze, ſandige Bay; die gegen Norden hat man mit einer niedrigen Mauer eingefaßt, damit hier kein Feind landen könne; neben der andern Bay befindet ſich zu eben dem Ende ein kleines Fort oder Kaſtel; und zwiſchen denſelben, an dem Landungsplaze, eine Batterie mit einigen Kanonen. Aber die ſchwellende See, die ſich beſtändig an der Küſte bricht, beſchüzt ſie beſſer,

als eine Beſazung von zehn tauſend Mann der beſten Truppen thun könnte.

Porto Orotava hat einen Ueberfluß an gutem Waſſer, welches aus einem weit entfernten Bache in offnen hölzernen Rinnen dahin geleitet wird. Etwa in der Mitte zwiſchen Porto Orotava und Punto Nago iſt eine Landſpize, und hinter derſelben oder unter dem Winde, eine kleine Bay oder Ankerplaz, Namens Puerta de Madera. Zwiſchen dieſem und Orotava befinden ſich einige Landungsplaze von geringerer Erheblichkeit hinter Landſpizen belegen, wo von Böten für Porto Orotava oder Santa Cruz Wein geladen wird: von Puerta de Madera aber bis nach Punto Nago iſt die Küſte hoch, felſigt, jähe, und folglich unzugänglich.

Etwa vier Meilen ins Land von Santa Cruz, liegt die Stadt St. Chriſtobal de la Laguna. Der Weg dahin von Santa Cruz geht ſehr ſteil aufwärts, bis man nahe an die Stadt kömmt, welche an dem Ende einer geräumigen, an vier Meilen langen, und eine Meile breiten Ebne, belegen iſt. Sie iſt die Hauptſtadt der Inſel, und enthält zwey Pfarrkirchen, drey Mönchen- und zwey Nonnenklöſter, drey Hoſpitäler (zwey für veneriſche Kranken, und eins für Findlinge,) und viel ſchöne Privathäuſer. Die Jeſuiten haben hier ein Haus, wo aber nur zwey Mitglieder dieſes Ordens wohnen, weil ſie hier wenig oder gar keine Aufmunterung gefunden haben. Das Waſſer, welches die Einwohner trinken, wird von den ſüdwärts an der Ebne gelegnen Bergen in offnen Rinnen nach der Stadt geleitet.

Dieſe Stadt hat keinen Handel, und gar kein Anſehen von Thätigkeit und Geſchäfften, weil ſie faſt blos von den Standesperſonen der Inſel bewohnt wird, vornehmlich von den Juſtizbedienten, nämlich dem Corregidor und ſeinem Liniente (Stellvertreter), den

Regi-

Regideres oder Cavildo, und dem Richter der Weſtindiſchen Angelegenheiten; es giebt hier auch ein Inquiſitions-gericht mit den dazu gehörigen Bedienten, welches unter dem Ober-Inquiſitionsgericht zu Groß-Kanaria ſteht. Ungeachtet alle dieſe Leute hier wohnen, ſcheint doch die Stadt einem Fremden, welcher herdurch kommt, wie verlaſſen und faſt unbewohnt; denn man ſieht kaum einen Menſchen auf den Straßen, deren ſo gar die volkreichſten mit Gras bewachſen ſind. Wer in Holland geweſen iſt, und St. Chriſtobal de la Laguna mit Santa Cruz vergleicht, wird den Unterſchied ungefähr eben ſo finden, wie zwiſchen Delft und Amſterdam.

An der Südſeite der Stadt, oder vielmehr hinter derſelben, iſt eine Laguna, oder ein Landſee, der etwa eine halbe Meile im Umfange hat, und der Stadt ihren Beynamen giebt; er iſt im Sommer trocken, im Winter aber mit ſtagnirenden Waſſer angefüllt. Weil dieſe Stadt auf einer Ebne und ſehr hoch über der See liegt, ſo iſt ſie im Winter ausnehmend kalt, und zu allen Zeiten dem Winde ausgeſezt. Wenn der Paſſatwind aus Nord-Nord-Oſt und Nord-Oſt in der Bay von Santa Cruz ſehr ſcharf wehet, ſo herrſcht hier der Nordweſtwind, und iſt gemeiniglich ſehr heftig. Die Einwohner von Laguna haben auf dem Gipfel des Berges, oder an dem Ende der Ebne, gerade wo der Weg nach Santa Cruz hinabgeht, eine Allee von Bäumen gepflanzt, die aber durch den heftigen Wind, alle gegen Südoſt gebogen, und ihrer Blätter beraubt ſind: ſie waren genöthigt, jeden derſelben mit einer runden Mauer zu umgeben, als ſie gepflanzt wurden, um ſie vor dem Winde zu ſchüzen, bis ſie ſtark genug waren, ſelbſt ſeiner Gewalt zu widerſtehen.

Von dem weſtlichen Ende der Ebne von Laguna, geht der Weg nach la Mantanza de Centejo, ein groſ-

ſes

ſes Dorf, gröſtentheils von Bauern bewohnt; es liegt ungefähr in der Mitte zwiſchen Santa Cruz und Porto Orotava. Von hier bis Villa de Orotava findet man eine Menge bewohnter Oerter; denn zur Rechten liegen die groſſen Dörfer, oder vielmehr Städte, Tacoronte, Sauſal und la Rambla, auſſer vielen kleinen Dörfern und einzelnen Wohnungen. Villa de Orotava, welches etwa drey Leagues landeinwärts von Porto Orotava liegt, iſt ein groſſer Ort, und enthält verſchiedne Kirchen, Mönchen- und Nonnenklöſter, und viele anſehnliche ſteinerne Privathäuſer. Mitten durch die Stadt flieſt ein Bach, welcher die Einwohner mit Waſſer verſieht, und ihre Obſt- und Küchengärten wäſſert. Die nächſte Stadt weiter gegen Weſten iſt Realejo; auch ein groſſer Ort, etwa eine League bis vier Meilen jenſeits Villa de Orotava, und mit Weinbergen umgeben. Alle dieſe Oerter ſind volkreich, und liegen nicht weit von der See, von welcher aus man die meiſten derſelben ſehen kann; überhaupt iſt kein bewohnter Ort der Inſel weiter als drey Leagues von derſelben entfernt. Die ganze Inſel erhebt ſich auf allen Seiten von der See, bis ſie ſich in dem Piko endigt, welcher ihr Mittelpunkt iſt. Die Nordſeite iſt am fruchtbarſten, und geht allmähliger aufwärts, als die andern, vornehmlich eine Strecke längs der Küſte, welche etwa drey Leagues breit iſt: dieſe hat zu beyden Seiten hohe Berge, oder vielmehr jähe Felſen; landeinwärts aber, oder von der See hinauf, erhebt ſie ſich nach und nach wie ein abhangender Garten, ohne irgend eine beträchtliche Unterbrechung von Hügeln oder Thälern, bis man ſich auf eine League weit den Wolken genähert hat. An dem weſtlichen Ende dieſer fruchtbaren Strecke liegt Realejo, und an dem öſtlichen la Rambla. Zwiſchen denſelben liegen die Städte Orotava und Porto Orotava, nebſt einer Menge einzelner Wohnungen, die von der See-

küſte

küſte an bis zu den Wolken hinauf allenthalben zerſtreut liegen. In dieſen Wolken aber, und weiter hinauf, findet man keine Häuſer oder Wohnungen mehr; wiewohl die Wolken nicht höher ſtehen, als in der Mitte der Entfernung von der Küſte bis zum Gipfel des Piko. Der ganze fruchtbare Boden, innerhalb einer League von der See, iſt mit Weinſtöcken bedecket; der, welcher die zweyte League einnimmt, trägt Getreide; und die dritte, etwas Getreide, Wälder von Nußbäumen, und verſchiedenen andern Arten, vornehmlich Breſſos, deſſen die Einwohner ſich zum Brennen bedienen. Ueber dieſen Wäldern ſtehen die Wolken, die ſich, bey gutem Wetter, gemeiniglich gegen Abend herabſenken, und auf den Wäldern ruhen bis an den Morgen, da ſie etwa eine League wieder hinaufſteigen, und bis an den folgenden Abend ſtehen bleiben. In der Höhe der Inſel, wo ſie bey Tage ſtehen, fand man ſonſt eine große Menge von anſehnlichen Fichten; da man aber leicht hinzukommen konnte, wurden ſie faſt alle von den Einwohnern der benachbarten Dörfer umgehauen, ſo daß ihrer jezt in dieſem Theil der Inſel nur noch wenig übrig ſind; in andern Gegenden aber von gleicher Höhe, die von allen Wohnungen abgelegen ſind, findet man ihrer noch eine große Menge.

Wenn man von Orotava den Gipfel der Inſel hinanſteigt, den Piko zur rechten Hand liegen läßt, und dann gegen Südweſt hinabſteigt, kömmt man zu der Stadt Chazna, von einigen Villa Flor genannt, die ein Mönchenkloſter hat. Bey derſelben liegt ein ſäuerlicher Geſundbrunnen, deſſen Waſſer gegen viele Krankheiten ein ſehr wirkſames Mittel abgeben, für Leute aber, die mit der Venusſeuche behaftet ſind, ſehr ſchädlich und gefährlich ſeyn ſoll. Gegen Südoſt, landeinwärts von Candelaria, liegt die Stadt Guimar, ein anſehnlicher Ort, aber eben ſo wie Chazna, von andern Oertern abgelegen. In dieſen beyden

Städ-

Städten wohnen einige Familien, die sich rühmen, ächte Abkömmlinge der Guanches zu seyn. Ich habe verschiedne dieser Leute gesehen, und mit ihnen gesprochen, aber sie konnten meine Neugier wegen der Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren, deren Sprache sie gänzlich verloren haben, in keinem Stücke befriedigen. Sie schienen mir von weißerer Farbe, als die Spanier in der Provinz Andalusien. Ueber Garrachica liegt Ico, eine große und volkreiche Stadt, die viele reiche Einwohner hat. Hier sind einige Seidenmanufacturen, vornehmlich von Strümpfen, die nach den Spanischen Westindien geschickt werden. Ausser diesen beschriebenen Oertern, giebt es eine Menge kleiner Dörfer, vornehmlich westwärts von Realejo, nach Ico und Buenavista hin. In den Bergen, zwischen der Stadt Laguna und Punto Naga, findet man eine Menge anmuthiger romantischer kleiner Thäler und tiefer Gründe, welche wohl bewässert und mit schattigten Hainen bedeckt sind. Dies sind die angenehmsten Oerter der Insel; aber die hiesigen Standespersonen finden keinen Geschmack an Landhäusern oder an der Stille des Landlebens, und wohnen daher lieber immer in der Stadt. Die Bewohner dieser Berge sind weißer, als die andern Einwohner der Insel; vermuthlich sind sie Nachkommen jener Weisen, die an der Nordseite dieser Insel wohnten, deren in der Geschichte der Entdeckung und Eroberung gedacht wird.

Bedenkt man die Menge der großen und volkreichen Städte in Teneriffa, nebst den vielen Dörfern und einzeln liegenden Wohnungen, so wird man sich nicht wundern, daß diese Insel, als die letzte Berechnung gemacht wurde, nicht weniger als sechs und neunzig tausend Menschen enthielt. In der That rechnet man, daß sie eben so viel Einwohner enthalte, als alle übrigen neben Inseln zusammen genommen. So viel ich weiß, hat man nirgends die Anzahl der Einwohner be-

berechnet, als in Teneriffa, Palma, und Hierro. Palma ſoll dreyßig tauſend, und Hierro tauſend Menſchen enthalten; addirt man dieſe zuſammen, ſo hat Teneriffa noch fünf und ſechzig tauſend mehr, die alſo, nach obiger Angabe, unter Lancerota, Fuertaventura, Groß-Kanaria und Gomera vertheilt werden müſſen. Ich nehme alſo, nach dem, was ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, an, daß Lancerota etwa acht tauſend, Fuertaventura zehn tauſend, Kanaria vierzig tauſend, und Gomera ſieben tauſend Menſchen enthalten mag.

Eh' ich die Beſchreibung der Inſel Teneriffa beſchließe, wird es nicht undienlich ſeyn, einige Nachricht von dem Piko zu geben, welcher durch ſeine ungeheure Höhe die Aufmerkſamkeit aller Reiſenden ſo ſehr an ſich gezogen hat.

Neunter Abſchnitt.

Beſchreibung des Berges Piko auf der Inſel Teneriffa.

Zu Anfang des Septembers 1761 reiſt' ich, in Geſellſchaft eines Schiffsherrn, um 4 Uhr Nachmittags von Porto Orotava ab, um den Piko zu beſehen. Wir hatten einen Bedienten, einen Maulefeltreiber, und einen Wegweiſer bey uns. Nachdem wir etwa ſechs Meilen hinauf geritten waren, kamen wir an den entfernteſten Wohnplaz von der See an dieſem Wege, der in einem tiefen Grunde belegen war, und durch offne Rinnen mit Waſſer verſorgt wurde. Hier tränkten unſre Leute die Pferde, und füllten einige Fäſſer, zum fernern Gebrauch auf unſerer Reiſe, mit Waſſer an. Unterdeß ſie hiermit beſchäfftigt waren, ſpazierten wir in dem Grunde herum, den wir ſehr angenehm und mit einer Menge von Bäumen, die einen wohlriechenden Duft gaben, bedeckt fanden. Bey den Häuſern ſind einige Felder von Mais oder Indianiſchem

Korn:

Korn: an verschiedenen Orten auf dieser Seite der Insel wird dies Korn von den Einwohnern jährlich zweymal geerndtet. Wir ritten nun eine Zeitlang einen steilen Weg hinan, und kamen, eben als es finster wurde, in die Wälder und die Wolken, konnten aber unsern Weg nicht leicht verfehlen, weil er zu beyden Seiten mit Bäumen und Gebüschen eingefaßt war, die gröstentheils aus Lorbern, Sevenholz und Bressos oder Reisholz bestanden. Da wir ungefähr eine Meile geritten waren, kamen wir an das obere Ende des Holzes über den Wolken, wo wir Feuer anmachten, zu Abend aßen, und uns bald darauf unter den Büschen schlafen legten. Etwa um halb eilf, da der Mond sehr hell schien, ritten wir ganz langsam zwey Stunden weiter, hatten aber einen so schlechten Weg, daß es nicht anders schien, als ob alles mit Trümmern steinerner Gebäude bedeckt sey. Nachdem wir diesen Weg zurückgelegt hatten kamen wir auf kleine leichte weiße Bimssteine, wie Erbsen; hier ritten wir etwa eine Stunde ziemlich stark. Die Luft fieng jezt an, sehr scharf, kalt und durchdringend zu werden, und der Wind wehete stark aus Südwest oder West-Süd-West. Unser Führer gab uns den Rath hier abzusteigen, weil es ein bequemer Ort sey, und uns bis um vier oder fünfe Morgens auszuruhen. Wir folgten diesem Rath, und giengen in eine Höhle, deren Eingang etwa sechs Fuß hoch vermauert war, damit der Wind und die Kälte nicht hineindringen könnte. Wir waren so glücklich, in der Nähe einige dürre Retamas zu finden, das einzige, was von Gesträuchen oder Pflanzen hier herum zu sehen war. Mit diesen machten wir ein groſses Feuer an, um uns zu wärmen, und schliefen dann ein, wurden aber bald durch ein Jucken der Haut wieder aufgeweckt, wovon wir glaubten, es komme von Flöhen, die wahre Ursach aber war die kalte Luft, der Mangel an Ruhe, und das Schlafen in

den

den Kleidern; dies iſt mehrern auf dergleichen Reiſen begegnet. Wir vertrieben uns hier die Zeit, ſo gut wir konnten; unterdeß wir aber ſo nahe ans Feuer krochen, daß die eine Seite beynahe gebraten wurde, erſtarrte die andre vor Kälte.

Gegen fünf Uhr Morgens ritten wir etwa eine Meile ganz langſam weiter; denn der Weg war hier faſt zu ſteil zum Reiten, und unſre Pferde waren jezt müde. Endlich kamen wir zwiſchen einige große loſe Felſen, wo eine Art von Hütte von loſen Steinen erbauet war. Dieſer Ort heißt, wie unſer Führer uns ſagte, Eſtanzia de los Ingleſſes (d. h. Ruheplaz der Engländer); vermuthlich hat man ihn ſo genannt, weil verſchiedne Engländer ſich auf ihrem Wege nach dem Piko daſelbſt ausgeruhet haben; denn Niemand macht dieſe Reiſe, als Fremde, und einige arme Einwohner der Inſel, die durch Einſammlen des Bimsſteins ihr Brod verdienen, weil die vornehmen Spanier von dergleichen Neubegierde nichts wiſſen. Hier ſtiegen wir ab, weil das Uebrige des Weges zum Reiten zu ſteil war, ließen einen unſrer Leute bey den Pferden zurück, und ſtiegen dann weiter zu Fuß hinauf. Wir giengen ſehr ſchnell, um warm zu werden, wurden aber durch den ſteilen Weg, der zugleich locker und ſandig war, bald ermüdet. Als wir auf den Gipfel dieſer Anhöhe kamen, fanden wir eine ungeheure Menge großer loſer Steine, deren Oberfläche platt war; jeder dieſer Steine hatte, eines ins andre gerechnet, etwa zehn Fuß nach allen Seiten im Durchſchnitt. Dieſer Weg war nicht ſo ſteil, als der vorige, aber wir ſahen uns genöthigt, eine beträchtliche Strecke über die Felſen zu gehen, und von dem einen auf den andern zu ſpringen, weil ſie nicht alle ganz dicht an einander lagen. Zwiſchen dieſen Felſen iſt eine Höhle, in welcher ſich ein Brunnen oder natürliches Waſſerbehältniß findet. Dieſe Höhle, worein wir

ver-

vermittelſt einer Leiter, welche die armen Leute zu dem Ende dahin geſezt hatten, hinabſtiegen, iſt etwa zehn Ellen weit und zwanzig hoch: der ganze Boden derſelben, bis dicht an den Fuß der Leiter, iſt mit Waſſer bedeckt, welches ungefähr zwey Faden tief iſt, und damals an dem innern Rande der Höhle gefroren war. Wir machten einen Verſuch, von dieſem Waſſer zu trinken, ſeine auſſerordentliche Kälte aber macht es uns unmöglich; gleichwohl füllte unſer Führer eine Flaſche mit demſelben, die er in dieſer Abſicht von der Eſtanzia mitgenommen hatte. Nachdem wir etwa eine viertel- oder halbe Meile auf den groſſen Steinen oder Felſen fortgegangen waren, kamen wir an den Fuß des eigentlichen Piko oder Zuckerhuts; dieſer iſt ſteil, und was die Schwierigkeit des Hinaufſteigens vermehrt, der Boden iſt ſo locker, daß er unter den Füßen ausweicht, und folglich auſſerordentlich ermüdet; denn, ungeachtet die Länge dieſer Höhe nicht über eine halbe Meile beträgt, ſo waren wir doch genöthigt, wohl dreyßigmal ſtill zu ſtehen und Athem zu holen. Endlich kamen wir auf den Gipfel, wo wir uns niederlegten, und etwa eine Viertelſtunde ausruheten, weil wir gänzlich entkräftet waren. Als wir die Eſtanzia verlieſſen, brach eben die Sonne aus den Wolken hervor, welche ſehr tief unter uns ausgebreitet lagen, und dem Ocean ähnlich ſahen. Ueber den Wolken, ſehr weit gegen Norden, ſahen wir etwas Schwarzes, welches wir für den Gipfel der Inſel Madeirà hielten; wir fanden durch einen Taſchenkompaß, daß es gerade in der Direktion dieſer Inſel von Teneriffa lag; ehe wir aber noch den Gipfel des Piko erreichten, verſchwand es. Von hier aus ſahen wir die Gipfel der Inſeln Palma, Gomera, Hierro und Groß-Kanaria, die uns ſehr nahe zu ſeyn ſchienen; aber Lancerota und Fuerteventura konnten wir nicht entdecken, weil ſie nicht hoch genug ſind, die Wolken zu durchdringen.

Zum

Zum Unglück fanden wir die Luft nicht ganz klar und frey von Wolken, sonst hätten wir vielleicht Madeira, Porto Sante, und selbst den nächsten Theil des Berges Atlas gesehen, welcher etwa hundert Leagues von hier entfernt ist; denn ungeachtet ich oben gesagt habe, daß man den Piko von dem Meere aus nicht weiter als auf hundert und funfzig bis hundert und sechzig Meilen von der Luft unterscheiden könne, so muß man doch bemerken, daß die Luft über den Wolken bey weitem viel dünner, reiner und freyer von Dunsten ist, als unten; denn ehe wir nach der Estanzia de los Ingleses kamen, sahen wir den Mond und die Sterne ungewöhnlich hell und glänzend; und die runde Figur der Erde würde uns nicht verhindert haben, den Berg Atlas zu sehen, weil sein Gipfel und der Piko, so sehr weit sie auch von einander liegen, doch ihrer ungeheuren Höhe wegen, noch beträchtlich über den Horizont hervorragen müßten. Doch, ich überlasse es andern, zu entscheiden, ob das Gesicht sich so weit erstrecke, oder nicht.

Nachdem wir uns eine Zeitlang ausgeruhet hatten, fiengen wir an, uns umzusehen, und den Gipfel des Piko zu betrachten. Seine Dimensionen schienen genau mit der Beschreibung eines gewissen Herrn Eden übereinzustimmen, dessen Beschreibung seiner Reise auf den Piko man in einigen unsrer Nachrichten von den Kanarischen Inseln findet. Er sagt, die Länge desselben sey hundert und vierzig, die Breite hundert und zehn Ellen. Er ist ausgehöhlt, und inwendig wie eine umgekehrte Glocke gestaltet. Von dem Rande oder dem obern Theil dieser Glocke, oder Kessels, wie die Eingebornen es nennen, bis auf den Boden, sind etwa vierzig Ellen. An vielen Stellen dieser Höhlung sahen wir stoßweise Rauch und Schwefeldampf herausfahren. Die Hize des Bodens war an einigen Orten so stark, daß sie durch die Sohlen unsrer Schuh bis auf unsre Füße drang. Da wir einige Flecken weicher

Erde

Erde bemerkten, ſo verſuchten wir die Hize mit unſern Fingern, konnten ſie aber nicht weiter, als einen halben Zoll tief, hineinſtecken, denn je tiefer wir kamen, deſto ſtärker brannte ſie. Wir nahmen darauf den Stock unſers Wegweiſers, und ſtießen ihn drey Zoll tief in ein Loch, wo der Rauch am dickſten zu ſeyn ſchien; nachdem wir ihn etwa eine Minute hineingehalten hatten, zogen wir ihn heraus, und fanden ihn zu Kohle verbrannt. Wir ſammleten hier viele Stücke des ſeltenſten und ſchönſten Bimsſteins, von allerley Farben, vornehmlich himmelblau, violet, grün, gelb und ſcharlachroth. Was aber vornehmlich die Aufmerkſamkeit meines Gefährten an ſich zog, war das auſſerordentliche und ungewöhnliche Anſehen der Wolken, die wir ſehr tief unter uns erblickten; ſie fielen nicht anders ins Auge, als der Ocean, nur war ihre Oberfläche nicht ganz ſo blau und eben, ſondern ſah einer ſehr weißen Wolle ähnlich; und wo dieſer Wolkenocean die Küſte berührte, ſchien er gleich Wellen, die ſich am Ufer brechen, zu ſchäumen. Als wir durch die Wolken hinaufſtiegen, war es finſter; als wir aber, zwiſchen zehn und eilf, weiter hinaufkamen, ſchien der Mond ſehr helle, und die Wolken waren nun etwa eine Meile weit unter uns: wir hielten ſie für das Meer, und wunderten uns, es ſo nahe zu ſehen, wurden auch nicht eher unſern Irrthum gewahr, als bis die Sonne aufgieng. Als wir von dem Piko herabſtiegen, und wieder in die Wolken kamen, ſchienen ſie uns wie ein dicker Nebel, alle Bäume der obgedachten Wälder, und unſre Kleider, wurden naß davon.

Die Luft auf dem Gipfel des Piko war dünn, kalt, durchdringend und trocken, gleich den Südoſtwinden, die ich in der groſſen Wüſte von Afrika gefühlt habe, oder den Levantwinden im Mittelländiſchen Meer; auch die trocknen Oſtwinde, die in den nördlichen Thei-

len

len von Europa im Marz oder April oft bey klarem Wetter wehen, haben etwas ähnliches.

Indem wir den höchsten Theil des Berges, oder den so genannten Zuckerhut, welcher sehr steil ist, hinaufstiegen, klopfte uns das Herz ganz ausserordentlich, so daß wir, wie ich schon oben bemerkte, uber dreyßigmal still stehen und Athem schöpfen mußten; ob dies aber der ausserordentlichen Dunnigkeit der Luft, die das Athemholen erschwert, oder der ungewöhnlichen Ermüdung vom Steigen, zuzuschreiben sey, kann ich nicht bestimmen; glaube aber, daß es von beyden herruhrte. Unser Führer, ein hagerer, behender alter Mann, wußte von nichts, sondern kletterte so leicht hinauf wie eine Ziege, denn er war einer von den armen Leuten, die sich mit Einsammeln des Bimssteins in dem Kessel und andern Volkanen ernähren. Der Piko selbst, wiewohl er seit einiger Zeit nicht gebrannt hat, ist nichts anders, als ein solcher Volkan, wie aus der Natur seiner Substanz deutlich erhellet; und in der That trägt der ganze Gipfel der Insel sichtbare Spuren von irgend einer schrecklichen Revolution, die sich auf Teneriffa zugetragen. Denn der Zuckerhut ist nichts anders als ein Gemisch von Erde, Asche und kalcinirten Steinen, die aus den Eingeweiden der Erde ausgeworfen worden; und die großen Steine, die ich vorher beschrieben, scheinen aus dem Kessel des Piko, da er ein Volkan war, ausgeworfen zu seyn. Der Gipfel des Piko ist von allen Seiten, ausser von Osten her, wo wir heraufstiegen, unzugänglich. Seine steilste Seite ist gegen Nordwest. Wir ließen einige große Steine von dieser Seite herunter, die so weit fortrollten, daß wir sie endlich aus dem Gesichte verloren.

Nachdem wir alles Merkwürdige besehen hatten, kehrten wir nach der Estanzia, wo wir unsre Pferde gelassen hatten, zurück; wir brachten auf dem ganzen

Wege bis dahin nur eine halbe Stunde zu, ungeachtet wir zum Hinaufsteigen drittehalb Stunden gebraucht hatten. Es war jezt um zehn Uhr Morgens, und die Sonne schien so unerträglich heiß, daß wir uns genöthigt sahen, in der Hütte Schuz zu suchen; da wir sehr ermüdet waren, so legten wir uns hier nieder um zu schlafen, konnten aber nicht, wegen der Kälte, die im Schatten so heftig war, daß wir, um uns warm zu erhalten, Feuer anlegen mußten.

Nachdem wir uns etwas ausgeruhet hatten, ritten wir um Mittag denselben Weg wieder hinab, den wir heraufgekommen waren, und kamen an einige Fichten, etwa zwey Meilen über den Wolken. Zwischen diesen Fichten und dem Piko, wächst weder Gras, noch Kräuter, Stauden oder Bäume, das obgedachte Retama ausgenommen. Um fünf Uhr Abends kamen wir zu Orotava an, nachdem wir, ohne uns aufzuhalten, geritten, und nur zuweilen, wo der Weg zu steil war, zu Fuß gegangen waren. Den ganzen Weg von der Estanzia bis Orotava, den wir in fünf Stunden ritten, rechneten wir auf funfzehn Englische Meilen, denn wir legten ihrer drey in einer Stunde zurück; zieht man nun für Krümmungen und Umwege fünf Meilen ab, so wird die Entfernung von der See bis zu der Estanzia, in gerader Linie, etwa zehn Meilen betragen. Wenn man hiermit die immer aufsteigende Erhebung des Weges genau vergleicht *), so wird die senkrechte Höhe der Estanzia etwa vier Englische Meilen ausmachen; und thut man dann noch eine

*) Keiner, denk' ich, der zu Orotava gewesen, wird zwey bis drey und zwanzig Grade aufsteigender Höhe von da bis zum Gipfel der Insel für zu viel halten; denn so viel hab' ich bey dieser Berechnung der senkrechten Höhe angenommen.

ne Meile senkrechter Höhe von da bis zum Gipfel des Piko hinzu, so beträgt die ganze Höhe etwa fünf Englische Meilen. Ich bin fest überzeugt, daß ich mich in dieser Rechnung nicht über eine Meile irren kann. Kein Ort in der Welt schickt sich wohl besser zu einem Observatorium, als die Estanzia; stünde hier ein bequemes, warmes Haus, zur Gemächlichkeit der Astronomen, so lange die gemäßigte Witterung anhält, nämlich den ganzen Julius, August und September hindurch, so könnten sie über die Winde und Witterung der Region über den Wolken, ihre Natur und Eigenschaften, u. s. w. die besten Beobachtungen anstellen. Wenn aber jemand den Piko besuchen will, so geb' ich ihm den Rath, ein schönes helles Wetter abzuwarten, ein gutes Zelt mitzunehmen, und sich mit Wasser und Lebensmitteln gut zu versehen, damit er vier bis fünf Tage in der Estanzia bleiben, während dieser Zeit einigemal den Gipfel des Piko besteigen, und seine Beobachtungen mit Muße und Bequemlichkeit anstellen könne.

Zehnter Abschnitt.

Witterung und Produkte der Insel Teneriffa.

Die Witterung ist hier nicht anders, wie in Kanaria, die ich bereits beschrieben habe, nur mit den Winden verhält sichs hier etwas anders. Denn längs der Küste von Afrika, die diesen Inseln gegen über liegt, wehet der Passatwind aus Nord-Nord-West bis Nord-Ost, je nachdem er vom Lande oder von der See kömmt; nach der Mittelzahl also kann man sagen, der Passatwind wehe hier aus Nord- zu Ost; zu Lancerota und Fuertaventura, aus Nord-Nord-Ost; zu Kanaria aus Nord-Ost; zu Teneriffa aber aus Nord-Ost-zu Ost; und ferner gegen Westen, zu Palma, wehet er aus Ost-Nord-Ost. Wir sehen hieraus, daß je weiter man sich von der Afrikanischen Küste entfernt,

deſto mehr der Wind ſich gegen Oſten zieht; über Palma hinaus aber bleibt er immer derſelbe, nämlich gegen Oſt-Nord-Oſt, weil hier die Anziehungskraft oder der Einfluß der Afrikaniſchen Küſte nicht mehr auf ihn wirken kann. Was dieſen Einfluß verurſache, werd' ich in meiner Beſchreibung von Afrika zu erklären Gelegenheit haben. Was ich hier von den Winden geſagt habe, gilt nur bey guter Witterung, wenn der Paſſatwind ſeinen regelmäßigen Strich hält, denn ſonſt weicht er oft etwas ab. *)

Die Wolken, wie ich ſchon vorhin bemerkt habe, ſtehen gemeiniglich in der Mitte zwiſchen der See und dem Gipfel des Piko. Unter dieſen Wolken herrſcht meiſtentheils der Nordoſtwind; zu gleicher Zeit aber findet man über denſelben einen friſchen Weſtwind; welches, glaub' ich, in jedem Theil der Welt, wo der Paſſatwind wehet, ſich eben ſo verhält. Ich getraue mich nicht, die eigentliche Urſach dieſes Phänomens anzugeben, man findet es aber auf dem Gipfel von Teneriffa, und einigen der übrigen Inſeln. Die ſcharfen Nordwinde, die zur Winterszeit in der See um den Kanariſchen Inſeln wehen, kommen nie auf die Küſte, weil ſie durch die ausnehmende Höhe des Landes, über welches der Wind nicht kommen kann, gleichſam getödtet, wo nicht reflektirt werden. Aber ein Nordweſtwind iſt an der Nordſeite der Inſel, nämlich zu Orotava, ſehr gefährlich, denn dieſer Wind wehet nicht gerade gegen das hohe Land, welches ihn ohne Zweifel tödten und reflektiren würde, ſondern gegen das Land, welches ſich gegen Nordoſt in die See erſtreckt, und an deſſen Spize Punto Nago liegt. Da nun dieſes Land nur mäßig hoch iſt, und ſich allmählig von der See gegen die Berge von Laguna erhebt, ſo ſin-

*) Die umſtändlichere Beſchreibung der Land- und Seewinde übergehen wir der Kürze halber. Der Ueb.

findet der Nordweſtwind einen Weg über daſſelbe, und weht alſo ungehindert. Doch verſtehen ſich die Steuerleute in dieſer Reede ſo gut auf die Zeichen der Witterung, daß ſie ſich nie von einem Nordweſtwinde überfallen laſſen, ſondern ſich allemal eh' er kömmt, davon machen; ſo daß bey Menſchendenken hier kein Schiff durch dieſen Wind geſcheitert iſt.

Die Produkte dieſer Inſel ſind faſt die nemlichen, wie in Kanaria, nur daß man hier weniger Kornland, und mehr Weinberge hat. Die Weine ſind ſtark, gut, und zur Ausfuhr geſchickt, beſonders nach heiſſen Ländern, wo ſie ſich ſehr verbeſſern. Man machte hier vormals eine große Menge von Malvaſier oder Kanarienſekt; ſeit einiger Zeit aber macht man davon jährlich nicht über funfzig Fäſſer; denn man ſammlet die Trauben, ehe ſie zeitig ſind, und macht einen dürren, ſcharfen Wein davon, der, wenn er zwey bis drey Jahr alt iſt, ſich kaum von Madeira-Wein unterſcheiden läßt; iſt er aber erſt vier Jahr alt, ſo wird er ſo milde und ſüß, daß er mit dem Malaga-Wein große Aehnlichkeit hat. Orchilla wächſt hier, wie in allen Kanariſchen Inſeln, in Ueberfluß.

Eilfter Abſchnitt.

Beſchreibung der Inſel Palma.

Von Teno, dem weſtlichen Ende von Teneriffa, bis zu dem nächſten Theil der Inſel Palma, hat man, gegen Nord-Nord-Weſt, ſiebzehn Leagues. Palma iſt etwa acht Leagues lang, von Norden gegen Süden gerechnet, und ihre größte Breite beträgt ungefähr ſechs Leagues.

Der Gipfel dieſer Inſel iſt höher, als der Gipfel von Teneriffa; denn ich betrachte den Piko, oder den Zuckerhut, nur als einen Berg auf dem Gipfel der

Inſel.

Insel. Wenn jemand, der niemals ein Land von ungewöhnlicher Höhe gesehen hat, den Inseln Teneriffa und Palma bey heiterem Wetter auf zwölf Leagues nahe kömmt, und ihrer auf einmal ansichtig wird, so wird sein Erstaunen sehr groß, und demjenigen nicht unähnlich seyn, welches man fühlt, wenn man nie den Ocean gesehen, und ihn dann auf einmal von dem Gipfel eines hohen Berges an der Küste überschauet.

Der vornehmste Hafen in Palma ist Santa Cruz, an der Südostseite der Insel. Einen Flintenschuß weit von der Küste ist eine Reede, wo die Schiffe gewöhnlich funfzehn bis zwanzig Faden Wasser haben, und den Ostwinden ausgesezt sind, doch, wenn sie gute Anker und Taue haben, bey allen Winden, die in diesem Theile der Welt wehen, ganz sicher liegen, denn der Grund ist rein und gut, und die große Höhe der Insel, nebst der senkrechten Höhe des der Reede gegenüberliegenden Landes, treibt den Wind, welcher gegen dieselbe wehet, sollte er auch noch so heftig seyn, zurück. Wenn ein starker Nordostwind wehet, treibt er zwar die Wellen in die Bay; sie haben aber, weil hier der Wind still, und das Wasser dicht an der Küste so tief ist, keine Gewalt. Dies macht diese Reede sicherer, als irgend eine in Kanaria oder Teneriffa.

Santa Cruz de la Palma ist eine große Stadt, und enthält zwey Pfarrkirchen, verschiedne Mönchen- und Nonnenklöster, und viele saubere Privathäuser; doch sind die leztern nicht so gut als in der Stadt Palmas in Kanaria, oder in den Städten der Insel Teneriffa. An dem Hafen liegt ein Kastel oder eine Batterie, die mit einigen Kanonen besezt ist, um die Schiffe zu decken, und einen Feind am Landen zu verhindern. In der Mitte der Stadt, bey der großen Kirche, ist ein Brunnen, welcher durch einen Bach angefüllt

gefüllt wird, und die Einwohner reichlich mit gutem Waſſer verſieht.

Taſſacorta, der nächſte Hafen, liegt an dem ſüdweſtlichen Theil der Inſel; er iſt dem Weſtwinde ausgeſezt, und wird ſelten von andern Schiffen, als Böten, beſucht.

In dieſer ganzen Inſel iſt keine erhebliche Stadt, auſſer Santa Cruz; aber viel Dörfer, deren vornehmſte St. Andres und Taſſacorta ſind.

In dem nordöſtlichen Theil von Palma liegt ein geräumiger, hoher und auf allen Seiten ſteiler Berg, Namens Caldera, oder der Keſſel. Dieſer Berg iſt oben ausgehohlt gleich dem Piko; der Gipfel hat nach allen Seiten hin etwa zwey Leagues im Durchſchnitt, und geht allmählig einwärts herab, bis auf den Boden, welcher einen Raum von etwa dreyßig Morgen Landes einnimmt.

An dem Abhange der inwendigen Seite entſpringen verſchiedne Bäche, die ſich alle auf den Boden vereinigen, dann in einem Strom durch den Berg gehen, welcher an der Auſſenſeite wieder hervorkömmt, herabfließt, und nicht weit davon zwey Zuckermühlen treibt. Das Waſſer dieſes Stroms iſt ungeſund, weil es ſich in dem Keſſel mit anderm Waſſer von ſchädlicher Eigenſchaft vermiſcht. Die ganze inwendige Seite des Keſſels hat einen Ueberfluß von Kräutern, und iſt mit Lorbern, Schwarzpappen, Palmen, Roſenholz, und Retamas bedeckt; dieſe leztern haben hier eine gelbe Rinde, und wachſen zu großen Bäumen, da ſie auf den andern Inſeln nur Stauden ſind. Die hieſigen Hirten nehmen ſich ſehr in Acht, daß die Ziegenböcke nicht von den Blättern des Retama eſſen, weil ſie einen Stein in der Blaſe zeugen, wovon ſie ſterben.

An der Auſſenſeite des Keſſels entſpringen zwey Bäche; der eine fließt nordwärts nach dem Dorfe St. Andres,

Andres, und treibt zwey Zuckermühlen, und der andre oſtwärts, nach der Stadt Santa Cruz. Auſſer dieſen giebt es keine andre Bäche, Ströme oder Quellen von Erheblichkeit in der Inſel; dieſerwegen bauen die Eingebornen viereckigte Behältniſſe oder Zuber von Tannenbrettern, die ſie verpichen, mit dem Regenwaſſer, welches im Winter in Strömen von den Bergen herabfließt, anfüllen, und es für ſich und ihr großes Vieh aufbewahren; denn die Schafe, Ziegen und Schweine freſſen in den Gegenden, wo keine Bäche ſind, faſt das ganze Jahr durch die Wurzeln des Farrenkrauts und der Aſphodillen, und haben alſo, weil dieſe Wurzeln Feuchtigkeit genug enthalten, kein Waſſer nöthig. Der ſüdliche Theil der Inſel hat den größten Mangel an Waſſer; doch findet man hier einen warmen Geſundbrunnen, der ſo nahe an der Küſte liegt, daß das Seewaſſer, wenns hoch ſteht, hineinfließt. An einem andern Orte, Namens Uguer, iſt eine Höhle, die einen langen und ſo engen Eingang hat, daß man rücklings hineingehen und dabey immer ſein Geſicht gegen die Oeffnung gekehrt haben muß, um den Weg zu ſehen. Nachdem man dieſen Gang zurückgelegt, kommt man in eine geräumige Grotte, wo zwiſchen den großen Schieferſteinen, die von dem Gewölbe herabhangen, Waſſer herumtröpfelt. Der geringſte Schlag auf dieſe Steine verurſacht einen Wiederhall durch die Höhle, der dem Donner gleicht. In dem Diſtrikte Tiſuna iſt ein Berg, der, allem Anſchein nach, durch ein Erdbeben aus ſeiner urſprünglichen Lage verſetzt worden: die Eingebornen haben die Tradition, der Platz, wo er jezt ſteht, ſey vormals eine Ebne, und der fruchtbarſte Theil der ganzen Inſel geweſen, bis er von der brennenden Lava und dem Fall des Berges zerſtört worden.

Der Gipfel von Palma hatte vormals einen Ueberfluß an Bäumen; im Jahr 1545 aber und nachher

herrſch

herrſchte eine groſſe Dürre, welche ſie insgeſammt vertilgte: doch kamen einige Zeit nachher neue Sprößlinge hervor, wurden aber von den Kaninchen und andern Thieren, welche unten keine Nahrung fanden, abgefreſſen, ſo daß jezt der obere Theil der Inſel ganz kahl und öde iſt. Dieſe Kaninchen wurden zuerſt von dem Don Pedro Fernandez de Lugo, dem zweyten Adelantado oder Statthalter von Teneriffa, nach Palma gebracht, und haben ſich ſeitdem unbeſchreiblich vermehrt.

Als der Gipfel der Inſel noch mit Stauden und Bäumen bewachſen war, fiel daſelbſt viel Manna, welches die Eingebornen einſammelten, und zum Verkauf nach Spanien ſchickten.

Die Produkte dieſer Inſel ſind faſt die nemlichen, wie in Groß-Kanaria, nur mit dem Unterſchiede, daß in Palma, vornehmlich an der Weſtſeite der Inſel, eine groſſe Menge Zucker gemacht wird. Die Oſtſeite bringt gute Weine hervor, die aber einen andern Geſchmack und Geruch haben, wie die von Teneriffa, und ſehr ſchwer aufzubewahren ſind, wenn ſie ausgeführt werden, vornehmlich in kalten Ländern, wo ſie leicht ſauer werden. Man hat hier einen Ueberfluß an gutem Honig, vornehmlich in denen Stöcken, die von den Weinſtöcken und Moçanes (eine Frucht, die den Hollunderbeeren ähnlich iſt,) abgelegen ſind; denn dieſe beyde verderben ſeine Farbe. Palma hat auch viel Drachenharz; und aus der Schwarztanne zieht man Pech in groſſer Menge.

Alle Arten von Baumfrüchten, die in Kanaria und Teneriffa wachſen, findet man auch hier in noch gröſſerem Ueberfluß, ſo daß die Einwohner ſie nicht alle conſumiren können; da ſie aber einen ſo groſſen Reichthum an Zucker haben, ſo machen ſie eine unbeſchreibliche Menge von Konſituren und eingemachten Sachen,

die

die ſie nach den übrigen Inſeln und einigen Theilen von Weſtindien ausführen.

In Jahren, wo das Korn nicht gut geräth, machen die Eingebornen dieſer Inſel ein gutes Brod von Farrenkrautwurzel. Ich habe hier nie von dieſer Art Brod gegeſſen, zu Gomera aber, wo ich davon aß, fand ich es faſt eben ſo gut, als Weizenbrod; doch hält man das Farrenkraut in Gomera für beſſer und geſünder, als das in Palma.

Ungeachtet die Wälder auf dem Gipfel der Inſel Palma insgeſammt zu Grunde gegangen, ſo hat man doch noch in der Region der Wolken, und unter derſelben einen ſo großen Ueberfluß an Bäumen, daß die Inſel, in einer Entfernung von etwa zwey Leagues, nur ein einziger Wald zu ſeyn ſcheint. Fichten wachſen hier von ſolcher Höhe, daß ſie zu Maſten für die größten Schiffe gebraucht werden könnten; aber ſie ſind ſchwer, und wegen der rauhen ungebahnten Wege würd' es ungeheure Koſten machen, ſie an die Küſte zu bringen. Gleichwohl führt man viel Bauholz nach den übrigen Inſeln aus.

Luft, Witterung und Winde ſind hier faſt eben ſo, wie in Kanaria und Teneriffa, auſſer daß man häufiger Weſtwinde und Regen hat, welches daher kömmt, weil Palma mehr gegen Weſten und Norden liegt, und folglich, da ſie nicht ſo weit in dem Gebiet des nordöſtlichen Paſſatwindes liegt, als jene Inſeln, auch mehr abwechſelnden Winden ausgeſezt iſt, vornehmlich dem Südweſtwinde, welcher in den Breiten, zunächſt an dem nordöſtlichen Paſſatwinde, am meiſten herrſcht.

Das Klima in Palma, ſo wie in Kanaria, Teneriffa, Gomera und Hierro, findet man ſehr verſchieden, je nachdem man nahe an der Seeküſte, oder höher auf den Bergen lebt; denn in den Monaten Julius, Auguſt und September, iſt die Hize an der Seeküſte,

küſte, wenn keine Winde wehen, faſt unerträglich; da hingegen auf den Bergen die Luft zu gleicher Zeit ganz friſch und angenehm iſt. In der Mitte des Winters herrſcht auf den Bergen nahe bey den Wolken eine ſehr ſtrenge Kälte; die Einwohner haben deshalb den ganzen Tag über in ihren Häuſern Feuer brennen, welches unten an der See, wo man nur in den Küchen Feuer hat, nie geſchieht. Hätten die Einwohner der Stadt Laguna den geringſten Begriff von den Annehmlichkeiten eines geſelligen Winterfeuers, ſo würden ſie gewiß Kamine in ihren Häuſern anlegen, denn das Wetter iſt dort um dieſe Jahrszeit rauh und kalt, es hagelt ſehr oft, und einige von den älteſten der jezigen Einwohner erinnern ſich, daß einmal ein ſtarker Schnee auf der Ebne gefallen, welcher einige Tage liegen geblieben.

Acht Monate des Jahrs hindurch ſind die Gipfel aller Kanariſchen Inſeln, Lancerota und Fuertaventura ausgenommen, gemeiniglich mit Schnee bedeckt.

Wenn man Palma in einer Entfernung von etwa drey Leagues zur See anſieht, ſo ſollte man glauben, die Berge wären voller Gußrinnen oder Kanäle, wo die Ströme des Regenwaſſers hinabfleſſen; dieſe Rinnen ſcheinen ſehr klein zu ſeyn, weil ſie hoch, und folglich ſehr weit entfernt liegen; kömmt man aber nahe daben, ſo findet man groſſe Thäler oder tiefe Gründe, welche dick mit Holz bewachſen ſind.

Dieſe Inſel hat auch von Volkanen gelitten, deren Wirkungen noch allenthalben ſichtbar ſind, beſonders ſind die Kanäle, in welchen die brennende Materie, geſchmolzene Metalle, kalcinirte Steine und Aſche, herabgefloſſen, ſehr leicht zu erkennen. Einige der älteſten Einwohner erinnern ſich noch, daß im Jahr 1705 einer dieſer feurigen Ströme von den Bergen

gegen

gegen die Stadt Santa Cruz herabfloß, und ſich etwa eine Meile nordwärts von der Stadt ins Meer ergoß. Beträchtliche Erdbeben haben ſich in neuern Zeiten in dieſen Inſeln nicht ereignet, dann und wann aber verſpürt man einige geringe Stöße. Dies geſchah auch bey dem merkwürdigen Erdbeben zu Liſſabon; ſie waren aber kaum merklich: aber das plözliche Steigen und Fallen der See war ſichtbar genug, beſonders zu Porto de luz in Kanaria, wo das Meer etwa eine Meile weit zurück trat, und ſo einige Zeit ſtehen blieb. Einige Einwohner von Palma, die um dieſe Zeit ein verſunkenes Schiff auf dem Grunde liegen ſahen, waren kühn genug, ſich hin zu wagen, wurden aber von dem plözlich wieder umkehrenden Waſſer insgeſammt verſchlungen. Ein Bootsmann zu Porto Orotava erzählte mir, er habe an dem Tage des Erdbebens zu Liſſabon am Ufer geſtanden, und an ſein Boot gelehnt, welches er vorher ans Land gezogen, ſich mit einigen Fiſchern unterredt, als plözlich die See ſein Boot flott gemacht, und ihm nebſt ſeinen Gefährten bis an die Mitte des Leibes gegangen; ſie habe ſich hierauf eine große Strecke weit zurück gezogen, ſey dann, wiewohl nicht mit ſolcher Heftigkeit, als das erſtemal, wieder gekommen, und dies Steigen und Fallen habe etwa eine Stunde gedauert: ſie wären alle über dieſes ſonderbare Phänomen in Erſtaunen gerathen, „als ich aber hörte, daß Liſſabon zu „Grunde gegangen, ſagte mein Bootsmann, that ich „einen feyerlichen Schwur, daß ich nie in meinem Le„ben wieder am Tage Allerheiligen arbeiten wollte; „und dieſen Schwur, ſezt' er hinzu, denk' ich heilig zu „halten."

Den ſchwarzen glänzenden Streuſand, deſſen wir uns beym Schreiben bedienen, findet man an vielen Oertern der Küſte, ſowohl hier als in den andern Inſeln. Er ſcheint aus Vulkanen ausgeworfen zu ſeyn,

und iſt gewiß das vollkommenſte Eiſen; denn wenn man den Magnet daran hält, zieht er jedes Körnchen deſſelben an, ohne das geringſte liegen zu laſſen. Ich habe gehört, daß man einige öffentliche Verſuche angeſtellt, dieſen Sand in maſſives Eiſen zu verwandlen, ohne ſeinen Zweck zu erreichen; weiß aber von glaubwürdiger Hand, daß ein gewiſſer Herr in London dieſes Geheimniß verſteht, und wirklich ein Beſteck von Raſirmeſſern beſizt, die aus dieſem Sande gemacht ſind.

Zwölfter Abſchnitt.

Beſchreibung der Inſel Gomera.

Die Mitte von Gomera liegt etwa ſechs Leagues gegen Südweſt von Teno in Teneriffa. Die vornehmſte Stadt liegt dicht an der Seeküſte, in dem Buſen einer Bay, wo Schiffe vor allen Winden, den Südoſtwind ausgenommen, ſicher liegen. Die See iſt hier gemeiniglich ſo ſtill, daß Böte ohne Gefahr am Ufer landen können. An der Nordſeite der Bay iſt ein Buſen, wo jedes noch ſo ſchwer beladne Schiff dicht an die Küſte, die aus einem hohen ſenkrechten Felſen beſteht, hinankommen, und ausladen, reinigen oder ausbeſſern kann. Von dieſem Buſen geht ein Fußweg, an der Seite des Felſen hinaus, nach der Stadt; er iſt aber ſo ſchmal, daß zwey Leute darauf nicht neben einander gehen können. Die Stadt heißt La Villa de Palmas, oder die Stadt der Palmen, wegen der vielen Palmbäume, die hier wachſen. Sie hat eine Kirche und ein Mönchenkloſter, und etwa hundert und funfzig Privathäuſer, welche meiſtentheils ſchlecht und klein ſind. Sie iſt reichlich mit gutem Brunnenwaſſer verſehen. Im Winter ergießt ſich ein großer Bach von den Bergen in den Hafen. Auf der Südſeite der Mündung dieſes Bachs ſteht ein

alter

alter runder Thurm, welcher von dem Don Miguel Peraza, dem ersten Grafen von Gomera, erbaut wurde; und auf dem Gipfel des senkrechten Felsen, dem Busen gegen Morgen, steht eine Kapelle, nebst einer Batterie von einigen Kanonen, um den Hafen zu decken.

Gomera ist zwar nicht so groß und volkreich, als Palma, aber doch eine ansehnliche Insel. Eine Menge Bäche ergießen sich von den schroffen Bergen, und bewässern die engen Thäler; und allenthalben findet man Wasser, wenn man nur fünf bis sechs Fuß tief in die Erde gräbt. Fichten wachsen hier nicht, aber viele andre Arten von Bäumen, vornehmlich Barbusanos *), Mocanes, Adernos, Vinatigos, Files, Seevenbäume, Palmen, und eine große Menge Mastixbäume, die einen Ueberfluß von dem Gummi dieses Namens liefern.

Die Produkte dieser Insel sind fast die nemlichen wie in Teneriffa, Kanaria und Palma. Die Eingebornen haben gemeiniglich gerade so viel Korn, als sie zu ihrem Gebrauch nöthig haben, und führen daher selten etwas ein oder aus. In diesem Stücke verhält sichs mit Gomera eben so, wie mit Groß Kanaria, weil es alle nothwendigen Bedürfnisse aus sich selbst hat, und also von ausserher wenig oder nichts bedarf; denn Getraide, Wein, Wurzeln, Baumfrüchte, Honig, Vieh und Geflügel giebts hier in großem Ueberfluß: und fände die Industrie in Gomera Aufmunterung, so könnten die Einwohner von ihrer eignen Wolle und rohen Seide leicht so viel verarbeiten, als sie zur Kleidung nöthig haben. Man findet hier auch Stei-

*) Das Barbusanholz ist dem Mahagonyholz ähnlich, aber schwärzer; wenn es noch grün ist, stinkt es ganz abscheulich.

Steine, Kalk, Bauholz, und alle andern zum Baun nöthigen Materialien, Eisen ausgenommen.

Der hiesige Wein ist, überhaupt genommen, schwach und scharf, und also zur Ausfuhr nicht tauglich; eine Art desselben aber übertrifft, wenn er zwey Jahr alt ist, den besten Madera an Geruch und Geschmack, wiewohl er so weiß von Farbe ist, als Wasser, und so schwach, wie Halbbier. Ich nahm einige Duzend Flaschen von diesem Weine mit nach London, wo ich ihn einigen Leuten, als eine große Seltenheit, zu kosten gab; aber er schmeckte ihnen nicht, denn die Engländer verachten allen schwachen Wein, so delikat übrigens sein Geschmack und Duft seyn mag. Die Weinhändler in Frankreich, Spanien, Portugall, und einigen andern Oertern, die dieses wissen, vermischen daher selbst die stärksten Weine, die sie nach England schicken, mit Branntewein.

Außer den Thieren, die auch in den übrigen Inseln gewöhnlich sind, giebt es hier eine Menge von roth Wildpret, welches zuerst aus der Barbarey hierher gebracht worden. Man zieht mehr Mauleſel in Gomera, als in einer der andern Inseln; ich erinnere mich aber nicht, Kameele hier gesehen zu haben. In keiner der Kanarischen Inseln findet man Schlangen, außer in Gomera; so viel ich aber erfahren können, sind sie nicht giftig, und ganz unschädlich.

Dreyzehnter Abschnitt.

Beschreibung der Insel Hierro.

Diese Insel hat etwa funfzehn Leagues im Umfange und fünf in die Breite. Sie erhebt sich auf allen Seiten steil und schroff von der See, über eine League weit, so daß es sehr beschwerlich und ermüdend ist, hinauf zu steigen. Hat man diese League zurückgelegt,

gelegt, ſo findet man das übrige der Inſel ziemlich eben und fruchtbar; denn ſie hat einen Ueberfluß an mancherley Arten von Bäumen und Stauden, vornehmlich Fichten, Breſſos, Seeven, Lorbeern, Palos Blancos, Adernos, Barbuſanos, Acevinos Mocanes, Retamas, Buchen, Eſcobones (wovon die Spanier Beſen machen) und einige Palmen; aber Drachenharzbäume wachſen hier nicht.

Gras, Kräuter und Blumen ſind hier viel beſſer, als auf einer der andern Inſeln, ſo daß die Bienen hier ausnehmend gut fortkommen, und einen vortreflichen Honig machen. Der hieſige Wein iſt ſchwach und ſchlecht, ſo daß die Einwohner ſich genöthigt ſehen, den größten Theil deſſelben zu Brantewein zu deſtilliren. Es giebt nur drey Waſſerquellen in der ganzen Inſel. Wegen dieſes Mangels an Waſſer, trinken die Schafe, Ziegen und Schweine hier im Sommer gar nicht, ſondern müſſen, ihren Durſt zu löſchen, die Wurzeln des Farrenkrauts aufwühlen und kauen. Das große Vieh tränkt man aus dieſen Quellen, und an einem Orte, wo von dem Blättern eines Baums Waſſer herabtröpfelt. Verſchiedne Schriftſteller thun dieſes berühmten Baums Erwähnung: einige machen ihn zu einem Wunderwerke, andre hingegen leugnen ſogar die Exiſtenz deſſelben; beide aber irren ſich. Dies iſt die einzige von allen Kanariſchen Inſeln, wo ich nicht geweſen bin; aber ich bin mit Eingebornen von Hierro zu Schiffe geweſen, welche insgeſammt die Exiſtenz dieſes Baums behaupteten.

Der Verfaſſer der Geſchichte der Entdeckung und Eroberung giebt eine umſtändliche Beſchreibung von dieſem Baum, die ich hier ganz einrücken will.

„Der Diſtrikt, in welchem dieſer Baum ſtehet, „heißt Tigulahe. Nahe an demſelben und in der

„ſel-

„felsigten Höhe, welche die ganze Insel umgiebt, ist „eine enge Gußrinne, die an der See ihren Anfang „nimmt, und bis auf den Gipfel der Höhe fortgeht. „Hier endigt sie sich in einem Thal, an dessen Eingange „ein steiler Felsen steht. Auf dem Gipfel dieses Fel„sen wächst ein Baum, welchen die alten Einwohner „Garse; d. h. heiliger Baum, nannten. Von den „Blättern dieses Baums, der seit vielen Jahren her „immer gesund, unverletzt und frisch geblieben, tröpfelt „eine solche Menge von Wasser herab, daß es hin„reicht, jedes lebendige Geschöpf in Hierro mit Ge„tränk zu versorgen; ein Mittel, welches die Natur „selbst gegen die Dürre dieser Insel verabfolget hat. „Er ist etwa anderthalb Leagues von der See entfernt. „Niemand weiß von welcher Gattung er sey, nur daß „man ihn Til nennet. Er unterscheidet sich sehr von „andern Bäumen, und steht ganz allein. Der Um„fang des Stammes beträgt etwa zwölf Spannen, „der Durchschnitt vier, und die Höhe, von dem Bo„den bis an den Gipfel des höchsten Zweiges, vierzig „Spannen; der Umfang aller Zweige zusammen be„trägt hundert und zwanzig Fuß. Die Zweige sind „dick und ausgebreitet; die niedrigsten fangen etwa ei„ner Elle hoch über dem Boden an. Seine Frucht „gleicht der Eichel, und ist an Geschmack dem Kern „des Fichtenapfels ähnlich, *) aber lieblicher und ara„matischer. Die Blätter dieses Baums gleichen den „Blättern des Lorbeers, sind aber größer, breiter und „gebogner; sie schlagen nicht zu gleicher Zeit, sondern „beständig nach einander aus, so daß der Baum „immer grün bleibt. Nahe dabey wächst ein Dorn„busch,

*) Unsre Fichtenäpfel enthalten nichts; in Spanien aber und einigen andern Ländern haben sie einen Kern von angenehmem Geschmack.

„buſch; welcher ſich an vielen ſeiner Zweige befeſtigt,
„und mit denſelben verflicht; nicht weit von dem Garſe,
„ſtehen einige Buchen, Breſſos und Dornen. An
„der Nordſeite des Stamms ſind zwey große Ziſter-
„nen von unbehauenen Steinen, oder vielmehr eine in
„zwey Hälften abgetheilte Ziſterne; jede Hälfte hat
„zwanzig Fuß ins Gevierte, und iſt ſechszehn Span-
„nen tief. Die eine enthält das Waſſer zum Getränk
„für die Einwohner, die andre das Waſſer fürs Vieh,
„zum Waſchen, und dergleichen. Jeden Morgen
„ſteigt, an dieſer Seite der Inſel, ein Nebel aus der
„See auf, welchen der Süd- und Oſtwind gegen die
„obgedachte ſteile Anhöhe treiben; ſo daß die Wolke,
„da ſie keine Oeffnung findet, wo ſie eindringen kann,
„als die Rinne, nach und nach in derſelben hinauf-
„ſteigt, und ſich ſo ganz langſam den Gränze des
„Thals nähert, wo ſie durch den Felſen, welcher das
„Thal begränzt, aufgehalten wird, und ſich dann auf
„die dicken Blätter und weit ausgebreiteten Zweige
„des Baums hängt, wovon ſie den ganzen übrigen
„Tag, bis ſie erſchöpft iſt, in Tropfen herabfällt,
„auf eben die Art, wie nach einem ſtarken Regen das
„Waſſer von den Blättern der Bäume herabtröpfelt.
„Dies iſt aber dem Garſe, oder Til, nicht eigenthüm-
„lich, denn die Breſſos, welche in der Nähe wachſen,
„tröpfeln ebenfalls von Waſſer; da ſie aber nur wenig
„und kleine Blätter haben, ſo iſt es ſo unerheblich,
„daß die Einwohner es wenig achten, weil der Til ih-
„nen ſo viel giebt, daß ſie davon, nebſt dem, was
„einige Quellen geben, und was ſie in Winter ſamm-
„len, genug haben, ſich und ihre Heerden zu verſor-
„gen. Am meiſten Waſſer giebt der Baum in denen
„Jahren, wo der Oſtwind lange anhält; denn durch
„dieſen Wind wird vornehmlich die Wolke oder der
„Nebel von der See hinaufgetrieben. In der Nähe
„dieſes Baums wohnt ein Menſch, der beſonders zur

Auf-

„Aufſicht über denſelben und das Waſſer beſtellt iſt, „und dafür eine gewiſſe Beſoldung erhält. Er ver„theilt täglich an jede Familie des Diſtriktes ſieben „Krüge Waſſer, außer dem, was die Vornehmſten „der Inſel bekommen.“

Ob der Baum, welcher jezt das Waſſer giebt, noch eben derſelbe iſt, den unſer Autor beſchreibt, kann ich nicht beſtimmen, vermuthlich aber hat er ſich von alten Zeiten her immer fortgepflanzt; denn Plinius ſagt in ſeiner Beſchreibung der Inſel. „Auf den Ber„gen von Ombrion giebt es Bäume, die der Pflan„ze Ferula ähnlich ſind, und aus denen man Waſſer „preſſen kann; die ſchwarze Art derſelben giebt ein „bitteres, die weiße aber ein ſüßes und trinkbares „Waſſer.“

Dergleichen Bäume, welche Waſſer geben, ſind übrigens der Inſel Hierro nicht allein eigen; denn Reiſende erzählen uns von einem der nemlichen Art auf der Inſel St. Thomas in der Bucht oder dem Buſen von Guinea. In Cockburn's Reiſen findet man folgende Nachricht von einem tröpfelnden Baum nahe bey den Bergen von Vera Paz in Amerika.

„An dem Morgen des vierten Tages kamen wir „auf eine große Ebne, wo wir eine Menge des ſchön„ſten roth Wildprets fanden. In der Mitte der „Ebne ſtand ein Baum von ungewöhnlicher Größe, „der ſeine Zweige ſehr weit um ſich her verbreitete. „Die Neugier führte uns hin: wir hatten in einiger „Entfernung von demſelben bemerkt, daß der Bo„den umher naß war, worüber wir uns ſehr wunder„ten, da wir wohl wußten, daß es, nach dem un„fehlbaren Lauf der Witterung in dieſer Breite, bin„nen ſechs Monaten nicht geregnet haben konnte, „daß die Näſſe aber unmöglich von gefallenem Thau „verurſacht ſeyn konnte, wußten wir eben ſo zuver„läſſig,

„läſſig, weil die Sonne hier ſo groſſe Gewalt hat,
„daß ſie alle Feuchtigkeit dieſer Art in einigen Minu-
„ten nach ihrem Aufgange wegtrocknet. Endlich ſahen
„wir, zu unſrer gröſſten Verwunderung und Freude,
„von jedem Blatte dieſes wunderbaren Baums Waſ-
„ſer herabtröpfeln; vielleicht würd' ich ihn nicht unrecht
„wunderthätig nennen, wenigſtens war er das für
„uns, die wir uns jezt vier Tage lang in der unerträg-
„lichſten Hize fortgequält hatten, ohne einen Tropfen
„Waſſer zu finden, und jezt beynahe aus Mangel
„deſſelben umkamen.

„Wir konnten nicht umhin, dies als ein vom
„Himmel uns zu unſrer Rettung und Erquickung zu-
„geſchicktes Getränk anzuſehen. Wir ſtengen, ſo viel
„wir konnten, in unſern Händen auf, und tranken ſie-
„ven ſehr reichlich; es ſchmeckte uns ſo wohl, daß
„wir kaum Macht über uns hatten, aufzuhören. Ein
„Phänomen von dieſer Art mußt' uns nothwendig
„reizen, die genaueſten Beobachtungen darüber anzu-
„ſtellen. Wir verweilten uns daher an drey Stun-
„den unter demſelben, und fanden, daß wir ſeinen
„Stamm in fünf malen mit ausgebreiteten Armen
„nicht umſpannen konnten. Der Boden, wo er ſtand,
„war ſehr ſteinigt; und bey der genaueſten Nachfra-
„ge, die wir nachmals ſowohl bey den Eingebornen,
„als bey den Spaniſchen Einwohnern deshalb anſtell-
„ten, fanden wir keinen, der von einem andern der-
„gleichen Baum in ganz Neuſpanien etwas gewußt
„hätte; vielleicht iſt er der einzige ſeiner Art in ganz
„Amerika. Ich erzähle dies nicht, als ob ich dieſen
„Baum für ein Wunderwerk hielte, wiewohl ich nicht
„Philoſoph genug bin, irgend eine natürliche Urſach
„davon anzugeben; aber die Gelehrten werden vielleicht
„dasjenige ganz befriedigend aus der Natur erklären
„können, was uns als ein ſehr groſſes und wunderba-
„res Geheimniß vorkam."

Wo ich mich nicht irre, giebt es in der ganzen Inſel Hierro nur eine Pfarrkirche, und keine Stadt von Belange. Den Hafen oder Ankerplaz kenn' ich nicht, weil ich niemals da geweſen; ſo viel ich aber gehört, iſt es eine offne Reede, die, von Böten und kleinen Barken ausgenommen, wenig beſucht wird.

Da ich jezt alle Kanariſchen Inſeln kürzlich beſchrieben habe, ſo komm' ich nunmehr auf die Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen, ihre Handlung Verfaſſung, u. ſ. w. Vorher aber wird es nicht undienlich ſeyn, auch einige Nachricht von den Inſeln zu geben, die man die Salvages, oder Wilden, nennt; weil ſie von Einigen mit zu den Kanariſchen Inſeln gerechnet werden. Sie liegen ſieben und zwanzig Meilen nordwärts von Punto Nago in Teneriffa. Die vornehmſte derſelben iſt hoch und felſigt, und hat etwa zwey league im Umfange. Drey bis vier leagues gegen Südweſt von dieſer Inſel liegt eine andre, die einem groſſen Felſen gleicht. Zwiſchen dieſen Inſeln ſind viele Klippen und Sandbänke, einige über, andre unter dem Waſſer; weshalb es gefährlich iſt, ſich ihnen zu nähern. Die gröſte dieſer Inſeln bringt nichts als Orchilla hervor. Es giebt hier eine groſſe Menge von Waſſerraben, oder ähnlichen Seevögeln. Einige Böte und Barken von den Kanariſchen Inſeln fahren im Sommer nach den Salvages, um Schiffstrümmern und jene Seevögel aufzuſuchen. Sie fangen die Jungen in den Neſtern, tödten ſie, ſalzen ſie ein, und bringen ſie dann zum Verkauf nach Teneriffa. Dieſe Inſeln gehören, wiewohl ſie nicht bewohnt ſind, den Portugieſen, welche ſie als abhänzig von der Inſel Madeira anſehen; und ungeachtet ſie ſelten dahin kommen, doch den Spaniern nicht verſtatten wollen, Orchilla dort einzuſammlen.

Vierzehnter Abschnitt.

Von den Eingebornen der Inseln Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera, und Hierro; ihre Leibesgestalt, Kleidung, und Wohnungen.

Wir haben bereits, in der Geschichte der Entdeckung und Eroberung dieser Inseln, von den ersten Einwohnern derselben gehandelt, und gezeigt, welchergestalt die Spanier und andre Europäer sich mit ihnen vermischt, so daß aus diesen verschiednen Nationen zulezt ein Volk geworden.

Die Nachkommen dieser vermischten Nation heißen jezt Spanier, und reden keine andre Sprache, als die Kastilianische: die Vornehmen sprechen sie sehr fein, die Bauren aber, in den abgelegensten Theilen der Insel, so schlecht, daß ein Fremder die größte Mühe hat sie zu verstehen; ihre Aussprache klinge ungefähr so, als wenn Jemand beym Reden etwas im Munde hat.

Die Eingebornen sind schmächtig von Körper, von mittlerer Größe, ziemlich wohlgestaltet, haben gute Gesichtszüge, und eine schwärzere Farbe, als die Eingebornen der südlichsten Theile von Spanien: aber sie haben schöne große funkelnde schwarze Augen, die ihrem Gesicht so viel Lebhaftigkeit und blendenden Glanz geben, daß es hier, meiner Meynung nach, in Proportion der Anzahl der Einwohner, eben so viel schöne Leute giebt, als in England. Denn wiewohl die Engländer alle andern Menschen, die ich gesehen, an Feinheit, und Frische der Farbe übertreffen, so sind doch ihre Gesichter größtentheils ohne Leben und Ausdruck, wenn man sie mit den Eingebornen der Kanarischen Inseln vergleicht; doch muß ich auch gestehen, daß die alten Leute hier Teufeln ähnlicher sehen, als Menschen.

Die

Die Bauern kleiden ſich nach neuſter Spaniſcher Art, welche gröſtentheils mit der Tracht des gemeinen Mannes in England übereinſtimmt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Engländer, wenn ſie ſich fein machen, ſtatt der Oberröcke lange Mäntel tragen; da hingegen die Bauren in Kanaria, ſtatt des Mantels, ein Oberkleid trägen, welches ſie um den Leib mit einem Gürtel befeſtigen. Dies Kleid iſt weiß, lang und enge, und hat einen Kragen, wie ein Engliſcher Reitrock; den Zeug dazu machen ſie von der Wolle ihrer Schafe. Alle geringen Leute in dieſen Inſeln tragen ihr eignes Haar, welches ſchwarz, und gewöhnlich buſchigt iſt; ſie laſſen es ſehr lang wachſen, und wenn ſie ſich fein machen, kämmen ſie es ungefähr eben ſo, wie es unter der Regierung Königs Jakobs I. in England Mode war. Das Haar an der rechten Seite des Kopfs, kämmen ſie hinter das rechte Ohr zurück.

Die Vornehmen tragen, ſtatt ihres eignen Haars, weiße Perücken, die mit ihrer braunen Geſichtsfarbe einen ſeltſamen Kontraſt machen. Sie tragen ihre Perücken, Oberkleider, und Degen nie, als wenn ſie förmliche Beſuche abſtatten, Proceſſionen halten, und an hohen Feſttagen zur Kirche gehen. Zu andern Zeiten tragen ſie eine linnene Nachtmüze, mit Kammertuch oder Spizen eingefaßt, und über derſelben einen breitrandigen niederhängenden Hut, und ſtatt des Ueberkleides, einen langen weiten kamelottenen Mantel von roſinrother oder ſchwarzer Farbe. In ihrem Oberkleide erſcheinen ſie nie ohne Degen, und gemeiniglich haben ſie dabey den Hut unterm Arm.

Die Frauensleute von geringem Stande tragen auf dem Kopfe ein grobes linnenes Tuch, welches ihnen auf die Schultern herabhängt; ſie heften es unter dem Kinn mit einer Nadel zuſammen, ſo daß der Untertheil ihnen Nacken und Bruſt bedeckt. Ueber

dem

demſelben tragen ſie, wenn ſie ausgehen, einen breitrandigen niederhangenden Hut, ihr Geſicht vor der Sonne zu ſchützen, und ein Mäntelchen von Bon, oder Flannel. Sie bedienen ſich keiner Schnürbrüſte, ſtatt derſelben aber kurzer enger Wämſer, die vorne zugeſchnürt ſind. Sie tragen eine Menge Unterröcke, welches ihnen ein ungewöhnlich dickes Anſehn giebt; aber die armen Frauensleute in den Städten tragen Schleyer, wenn ſie auf der Straße gehen; dieſe ſind von ſchwarzer Soy, und in Form zweyer Unterröcke, einer über dem andern, gemacht: gehen ſie nun aus, ſo ſchlagen ſie den oberen über den Kopf, und hüllen ſich ſo feſt darinn ein, daß von dem ganzen Geſicht nur das eine Auge ſichtbar iſt; ſie ſehen alſo jeden, der ihnen begegnet, ohne ſelbſt gekannt zu werden, weil alle ihre Schleyer von einerley Farbe und Zeuge ſind, der Vornehmern ihre ausgenommen, welche von Seide ſind.

Zu Santa Cruz in Teneriffa, und zu Palmas in Kanaria, fahren einige der neumodigſten Damen in Kutſchen, und kleiden ſich nach Franzöſiſcher und Engliſcher Art; keine aber geht ohne Schleyer über die Straße, doch tragen ſie dieſelben heut zu Tage ſo offen, daß jeder ihr ganzes Geſicht, den Nacken, und faſt einen Theil der Bruſt ſehen kann. Die jungen Frauenzimmer von Stande tragen weder Mützen, noch ſonſt etwas auf dem Kopfe; ſie flechten ihr ſchönes langes ſchwarzes Haar, und befeſtigen es oben auf dem Kopfe mit einem goldnen Kamme. Statt der Schnürbrüſte tragen ſie, wie die Geringen, kurze enge Wämſer, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie von beſſerem Zeuge gemacht ſind. Sie tragen auch Mäntelchen von Scharlachtuch oder feinem weißen Flannel, mit Gold oder Silber beſetzt. Das Koſtbarſte ihres Anzugs ſind die Arm- und Halsbänder, Ohrringe, und andre Geſchmeide.

Man

Man findet in diesen Inseln, sowohl unter Manns- als Frauenspersonen, selbst vom vornehmsten Stande, fast keinen, der einen ungezwungenen, leichten und gefälligen Gang hätte. Dies kömmt von nichts anders, als weil sie fast beständig verschleyert, oder in lange Mäntel gehüllt, ausgehen, so daß die Frauensleute, weil keiner sie kennt, sich auch nicht um ihren Gang bekümmern; und die Bewegungen der Mannsleute werden durch ihre langen Mäntel versteckt: wenn sie diese ablegen, ihre Oberkleider anziehen, Degen, Stock und Perücke tragen, und ihren Hut unterm Arm haben, machen sie die steifste, plumpste und lächerlichste Figur, die sich nur denken läßt.

Wer in England erzogen ist, darf nicht erwarten, in fremden Ländern immer so viel Reinlichkeit des Leibes zu finden, als in seinem Vaterlande, vornehmlich unter dem gemeinen Volke. Hier wimmeln die Armen von Läusen, ohne sich deswegen zu schämen, denn man sieht oft die Frauensleute vor der Thür ihrer Häuser sizen, und einander die Läuse vom Kopfe suchen. Die Kräze ist unter allen Ständen sehr gemein, und man giebt sich keine Mühe, sie zu heilen. Eben das gilt von den venerischen Krankheiten, wiewohl diese nicht so allgemein sind, als die Kräze. —

Die Nahrung des gemeinen Volks auf dem Lande besteht gewöhnlich aus Goffio, Früchten und Wein, nebst eingesalzenen Fischen, welche von der Küste der Barbarey in großer Menge nach diesen Inseln gebracht werden. Einige glauben, daß die Kräze hier so gewöhnlich ist, rühre davon her, weil die Eingebornen so viel von dieser Speise essen. Frische Fische hat man im Sommer ziemlich häufig, zu andern Zeiten aber sind sie seltener und theurer. Die Nahrung der Vornehmen brauch' ich hier nicht zu beschreiben, weil diese hier, wie in allen Ländern, von dem Besten leben.

Die

Die Häuser der Bauern und des geringen Volks haben nur ein Stockwerk, sind von Steinen und Kalk erbaut, und haben theils Stroh theils Ziegeldächer. Diese Häuser sind gewöhnlich sauber, heiter und freundlich; wie es denn wirklich wenig Koth oder Staub in diesen Inseln giebt, wodurch sie beschmutzt werden könnten, weil der Boden meistentheils festigt, und wegen des fast beständigen schönen Wetters selten naß ist. Die Balken, Sparren und Fußböden sind alle von Fichtenholz. Die Häuser der Vornehmen sind zwey Stockwerke hoch, viereckigt, mit einem offenen Hofe in der Mitte, und Balkons an jedem Viertheil der inwendigen Seite, die mit dem Fußboden des zweyten Stockwerks gleiche Höhe haben. Die Thüre befindet sich in der Mitte der Fronte des Hauses; auf diese folgt noch eine innere Thür; der Raum zwischen beyden hat die Breite der Zimmer des Hauses: dieser Ort heißt la Casa Puerta; die äußere Thüre desselben ist gewöhnlich den ganzen Tag offen, und wird am Abend verschlossen. Geht man durch die innere Thür der Casa Puerta, so kömmt man in den Patio oder Hof, welcher nach Verhältniß des Hauses groß oder klein, und gewöhnlich mit Steinen gepflastert ist. In der Mitte des Hofes befindet sich eine viereckigte oder runde steinerne Mauer, etwa vier Fuß hoch und mit Erde angefüllt, worein gemeiniglich Bananas, Pomeranzen, oder andere Arten von Bäumen gepflanzt sind. Das ganze untere Stockwerk jedes Hausviertheils besteht aus Vorrathskammern oder Kellern. Die Treppe, welche zu dem zweyten Stockwerk führt, befindet sich an der rechten oder linken Ecke der Thür, wenn man in den Hof geht, und führt auf die Gallerie, von welcher man in jedes Viertheil des zweyten Stockwerks kommen kann, ohne durch die Zimmer zu gehen. Die vornehmsten Zimmer sind gemeiniglich in dem Viertheil des Hauses, welches an der Straße liegt;

es

es enthält einen Saal, nebſt einem Zimmer zu jeder Seite deſſelben. Dieſe nehmen die ganze Breite des Viertheils ein, und der Saal iſt gerade doppelt ſo lang, als jedes der beyden Zimmer zur Seite. Die Fenſter beſtehen aus hölzernen Gittern, die ſehr künſtlich gemacht ſind, und ſich alle an der Auſſenſeite des Hauſes befinden, ſo daß keins in den Hof geht. In der Mitte des an der Straße belegenen Viertheils einiger groſſen Häuſer, an der Auſſenſeite über der Thür, iſt ein Balkon; einige haben eine Gallerie, die von dem einen Ende des Viertheils zum andern geht; dieß findet man aber an der Auſſenſeite des Hauſes ſelten. Die Zimmer ſind alle geweißt; die zu beyden Seiten des Saals, und einige der übrigen, ſind mit feinen Matten, bis etwa fünf Fuß hoch über den Boden, tapeziert, welcher leztere zuweilen auch damit bedeckt iſt. Die Seiten der Fenſter jedes Zimmers ſind mit Brettern gefüttert, damit man ſich die Kleider nicht durch den Kalk beſchmuze, weil das Fenſter der Ort iſt, wo man gewöhnlich zu ſizen pflegt; es befinden ſich daher an jeder Seite deſſelben Bänke, und ein Fremder wird von dem Herrn des Hauſes, wenn dieſer ihm ehrerbietig begegnen will, immer zum Fenſter geführt. Die Wände des Saals und einiger der übrigen Zimmer ſind mit Gemälden behangen, welche die Jungfrau Maria, die Zwölf Apoſtel, Heilige, und Märtyrer vorſtellen, ſie ſind gewöhnlich in Lebensgröße, und enthalten irgend einen beſondern Umſtand ihrer Geſchichte: ſo ſieht, zum Beyſpiel, der heil. Petrus einen Hahn an, und weint; der heil. Antonius predigt den Fiſchen, u. ſ. w. Ich erinnere mich nicht, jemals ein weltliches Gemälde, oder nur eine Landkarte in einem Hauſe geſehen zu haben. Man hat hier ſelten Vorhänge um den Betten, weil man ſie für Behältniſſe der Flöhe und Wanzen hält, die hier außerordentlich häufig ſind. Gewöhnlich beſtehen ihre

Betten

Betten aus Matrazen, die man auf dem Boden über seine Matten ausbreitet; linnenen Bettüchern und einer seidenen Decke. Die Bettücher, Kopfküssen und Decke sind gewöhnlich mit Franzen besezt oder durchgebrochen.

In einem besondern Zimmer jedes Hauses ist ein Ort, der einen Tritt höher, als der Boden, und mit Matten oder Teppichen bedeckt ist; hier sizen die Frauenspersonen gewöhnlich zusammen auf Polstern, verrichten ihre häuslichen Geschäfte, und nehmen von andern Frauenzimmern Besuch an.

Funfzehnter Abschnitt.

Von den Sitten, Gewohnheiten, und Geistesfähigkeiten der Eingebornen von Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro.

Die Eingebornen dieser Inseln sind zwar sehr gravitätisch in ihrem Betragen, dabey aber ausnehmend lebhaft schatsinnig und empfindungsvoll. Das Frauenzimmer zeichnet sich durch seinen aufgeweckten, belebten Umgang aus, worinn es das Frauenzimmer der Franzosen, Engländer und andrer nördlichen Nationen weit übertrifft. Diese angenehme Lebhaftigkeit ist den Einwohnern dieser Inseln nicht allein eigen, sondern man findet es eben so in allen Ländern des gemäßigten Erdstrichs, vornehmlich in dem nördlichen Theil von Afrika, wie ich in meiner Beschreibung dieses Landes zeigen werde.

Montesquieu beschreibt die Wirkungen, welche Luft und Klima auf das Temperament und die Geistesfähigkeiten der Bewohner verschiedner Länder haben sollen, sehr umständlich; aber wiewohl kein aufmerksamer Reisender jemals seinen Begriffen über diesen Punkt beystimmen wird, so können wir doch mit

Wahr-

Wahrheit behaupten, daß die Eingebornen der gemäßigten Himmelsſtriche von Natur mit mehr Empfindung, Lebhaftigkeit und Penetration begabt ſind, als die Bewohner der Länder, die ihnen gegen Süden oder Norden liegen. Denn, die Urſach ſey welche ſie wolle, gewiß iſt, daß die nördlichen Nationen, die Schwarzen und Indianer, ein träges, pflegmatiſches und ſtupides Volk ſind, wenn man ſie mit den Libyern, Arabern, Spaniern und Kanariern vergleicht. Dieſer Unterſchied aber läßt ſich nicht beſſer bemerken, als bey ſolchen von dieſen Völkern, die den Vortheil der Erziehung nicht genoſſen haben, ſondern gänzlich der Natur überlaſſen worden.

Die vornehmen Familien in dieſen Inſeln würden ſich ſehr beleidigt finden, wenn man ihnen ſagen wollte, daß ſie von den Mauren, oder nur von den alten Einwohnern dieſer Inſeln, abſtammten; und doch, dünkt mich, würd' es nicht ſchwer ſeyn zu beweiſen, daß die meiſten ihrer liebenswürdigen Gewohnheiten ihnen von dieſen Völkern überliefert worden, und daß ſie von den Gothen wenig mehr, als Barbarey, geerbt haben. Dem ungeachtet ſind die vornehmen Kanarier, und alle Spanier, ſtolz darauf, für Nachkommen der Gothen gehalten zu werden.

Die Vornehmen dieſer Inſel prahlen viel mit ihrer Geburt, und das mit Recht; denn ſie ſtammen von einigen der beſten Familien in Spanien. Der Adel genießt hier einiger Vorrechte, die ich aber nicht anführen kann; ſie ſind auch nur unbeträchtlich. Ich erinnere mich, daß ein Schottiſcher Herr von Familie, welcher in Kanaria die Arzneykunſt übte, als er zum Range des Adels in dieſer Inſel erhoben zu werden wünſchte, ſich genöthigt ſah, ein Atteſtat aus ſeinem Vaterlande beyzubringen, daß in ſeiner Familie nie ein Mezger, Schneider, Müller oder Träger geweſen.

Dies

Dies war ihm nicht schwer zu erhalten, da er aus einem der entferntesten Theile der Hochländer gebürtig war, wo wenige ein Handwerk treiben. Es ist eben nicht zu verwundern, daß die Profession eines Mezgers, oder eines Schneiders gering geachtet wird, besonders die lezzere, die für Männer wirklich zu weibisch ist; die Verachtung der Müller und Träger aber, läßt sich kaum begreifen; besonders der ersteren, die doch eine harmlose Art von Leuten, und fast in jedem Lande ganz unentbehrlich sind: indeß ist es wahr, daß sie hier Erzdiebe sind; denn jede Familie schickt ihr eignes Korn zur Mühle, wo dann, wenn nicht genau darauf geachtet wird, der Müller gemeiniglich einen ansehnlichen Zoll davon nimmt. Man hat mir gesagt, daß, wenn ein Verbrecher hingerichtet werden soll, und der eigentliche Scharfrichter eben nicht vorhanden ist, die Gerichtsbedienten sich des ersten Mezgers, Müllers oder Trägers, der ihnen aufstößt, bemächtigen, und ihn zwingen können, dies schimpfliche Geschäfft zu verrichten.

Als ich einst die Insel Gomera berührte, um frisch Wasser einzunehmen, miethete ich einige elende, arme zerlumpte Fischer, meine Wasserfässer zu füllen und an Bord zu bringen. Einige Zeit darauf gieng ich an den Wasserplaz, um zu sehen, wie weit sie gekommen wären; ich fand alle Fässer angefüllt, und in Bereitschaft ans Gestade herabgerollt zu werden, die Fischer standen dabey, und schwazten mit einander, als ob sie nichts zu thun hätten. Ich gab ihnen einen Verweis wegen ihrer Faulheit, als einer mit verächtlicher Miene mir zur Antwort gab: „Herr, wofür „sehen Sie uns an? Halten Sie uns für Träger? „Nein, Herr, wir sind Seeleute.“ Durch alle meine Bitten und Versprechungen konnt' ich keinen derselben bereden, Hand an die Fässer zu legen, und sie

ans

ans Geſtade herabzurollen, ſondern ſah mich genöthigt, erſt Träger zu miethen.

Auf einer andern Reiſe hatt' ich verſchiedne Kanariſche Seeleute an Bord, und unter andern einen Knaben von Palma, welcher bey einem Mezger in der Lehre oder im Dienſt geſtanden hatte: die Seeleute wollten lange nicht mit ihm eſſen, bis ich es endlich erfuhr, da ich ſie dann nöthigte, ſich alle zuſammen zu Tiſche zu ſezen, doch gehorchten ſie mir nicht ohne viel Murren und Mißvergnügen.

Ein andermal kam der Herr eines Kanariſchen Fiſcherbots an der Küſte der Barbarey an Bord meines Schiffs, und frühſtückte mit uns. Außer uns beiden befand ſich damals eine Jude, unſer Dollmetſcher, und ein Maure am Tiſche. Der Herr der Barke zog mich bey Seite, und gab mir einen ernſtlichen Verweis, daß ich ihn in ſo ſchlechte Geſellſchaft brächte: „denn, ſezt er hinzu, wiewohl die Noth „mich zwingt, durch Fiſcherey an dieſer Küſte mein „Brodt zu verdienen, ſo bin ich doch ein alter Chriſt „von reinem Geblüt, und halte mich zu gut, mit vie„len vornehmen Herrn in Santa Cruz, die ſich zwar „Edelleute nennen, aber von den Vorwurf, daß Jü„diſches und Mauriſches Blut in ihren Adern fließt, „nicht rein machen können, zu Tiſche zu ſizen.“

Die Vornehmen und Adlichen dieſer Inſeln ſind gewöhnlich arm, aber ausnehmend höflich und wohlgezogen. Die Bauren und armen Arbeitsleute haben ebenfalls ſehr gute Sitten, und wenig von dem finſtern bäuriſchen Weſen, welches unter dem gemeinen Volk in England ſo gewöhnlich iſt. Wenn ein Bettler einen Vornehmen um ein Allmoſen bittet, redet er ihn alſo an: „Um der liebe Gottes willen, „mein Herr, haben Sie die Güte, mir eine halbe „Reale zu ſchenken.“ Giebt ihm der andre doch

nichts,

nichts, ſo ſagt er ganz höflich: „Ihro Gnaden wer„den mir verzeihen, um der Liebe Gottes willen.“ Die Bedienten und das gemeine Volk überhaupt ſind dem Stehlen ſehr ergeben, ſie werden aber dafür ſelten weiter beſtraft, als daß man ſie fortjagt, ihnen Prügel giebt, oder ſie auf eine kurze Zeit ins Gefängniß ſezt. Räubereyen geſchehen hier ſelten, oder nie; Mordthaten aber ſind hier gemeiner, als in England, weil die Eingebornen dieſer Inſeln ſehr rachſüchtig ſind. Ich erinnere mich nicht, von Duellen unter ihnen gehört zu haben, denn ſie können nicht begreifen, wie Jemand eine Beleidigung durch den Muth ſich mit ſeinem Gegner zu ſchlagen, wieder gut machen könne. So bald hier Jemand einen Menſchen getödtet hat, nimmt er gleich ſeine Zuflucht zu einer Kirche, bis er Gelegenheit findet, aus dem Lande zu entwiſchen. Iſt er durch den Ermordeten ſehr aufgebracht oder beleidigt worden, und hat er ihn nicht überlegter Weiſe und in kaltem Blute getödtet, ſo iſt Jedermann, die nächſten Verwandten des Ermordeten ausgenommen, bereit, ihm zu ſeiner Flucht behülflich zu ſeyn. Dem ungeachtet ſind Streitigkeiten hier nicht ſo häufig, als in England; welches vielleicht von den übeln Folgen, womit ſie begleitet ſind, oder von dem Mangel der Kaffeehäuſer, Weinſchenken oder andern öffentlichen Häuſer herrühret; vornehmlich auch von der Mäßigkeit der Vornehmen im Trinken, ihrem höflichen Betragen, und dem geringen Verkehr, welches ſie mit einander haben.

Das gemeine Volk ſchlägt ſich nicht auf öffentlichen Gaſſen, wie in England; ſondern wenn Jemand einen andern ſo ſehr beleidigt, daß er in heftigen Zorn darüber geräth, ſo rächt ſich der Beleidigte ſo gut er kann, ohne ſich darum zu bekümmern, ob es auf eine ehrliche Art geſchehe, oder nicht, und zwar ſo lange, bis er Genugthuung zu haben glaubt: ſich aber öffentlich

lich zu ſchlagen, hält man für höchſt unanſtändig, und es geſchieht daher ſelten.

Die Eingebornen dieſer Inſeln ſind mäßig im Eſſen und Trinken. Würde ein Vornehmer oft ntlich betrunken geſehen, ſo wäre das ein unauslöſchbarer Schandfleck ſeiner Ehre. Man hat mir geſagt, daß das Zeugniß eines Menſchen, von dem man beweiſen könne, daß er dem Trunk ergeben ſey, vor Gericht nicht gelte; wer daher den Wein ſehr liebt, verſchließt ſich in ſeine Bettkammer, trinkt ſich daſelbſt voll, und legt ſich dann zu Bette, bis er den Rauſch ausgeſchlafen hat.

Die Vornehmen ſind ausnehmend proceßſüchtig, und faſt durchgehends in verworrene endloſe Rechtshändel verwickelt. Ich war einmal zu Gomera in der Arbeitsſtube eines Notarius, wo ich ungeheure Packen von Akten aufgethürmt ſah. Ich fragte ihn, ob es möglich ſey, daß alle Proceſſe dieſer kleinen Inſel zu einer ſolchen Menge von Schriften anſchwellen könnten? worauf er mir zur Antwort gab, daß er in zwey Kellern wohl noch einmal ſo viel liegen hätte; und an eben dem Ort, ſagt er, wohne noch ein anderer von ſeiner Profeſſion, der eben ſo viel, wo nicht mehr, zu thun habe, als er ſelbſt.

Vornehme und Geringe auf dieſen Inſeln ſind von äuſſerſt verliebtem Temperament. Ihre Begriffe von der Liebe ſind etwas romantiſch, welches vielleicht von dem Mangel einer unſchuldigen Freyheit zwiſchen beyden Geſchlechtern herrührt; doch hab ich nie bemerken können, daß die Eingebornen hier eiferſüchtiger wären, als die Franzoſen oder Engländer, wiewohl dieſe Nationen es ihnen Schuld gegeben haben. Die Wahrheit iſt, in jedem Lande hat die Gewohnheit gewiſſe Gränzen des Wohlſtandes zwiſchen beyden Geſchlechtern feſtgeſetzt, die keiner ohne böſe Abſicht überſchreiten wird: ſo nimmt man ſich, zum Beyſpiel, in Frank-

reich Freyheiten bey dem Frauenzimmer heraus, die dort für unschuldig gehalten, von Engliſchen Frauenzimmern aber, die irgend auf ihre Tugend oder Ehre halten, nicht geduldet werden; hingegen erlaubt das Frauenzimmer in England den Mannsperſonen Freyheiten, die kein tugendhaftes Frauenzimmer in dieſen Inſeln verſtatten dürfte; und doch giebt es in Frankreich, nach Verhältniß der Anzahl der Einwohner, nicht mehr lüderliche Frauensperſonen, als in den Kanariſchen Inſeln.

Die jungen Leute verlieben ſich hier blos aufs Anſehen, ohne die geringſte weitere Bekanntſchaft mit dem geliebten Gegenſtande. Wenn beyde Partheyen eins ſind, ſich zu heyrathen, und die Aeltern nicht einwilligen wollen, ſo wenden ſie ſich an den Pfarrer ihres Kirchſpiels, der dann zu dem Hauſe geht, wo das Mädchen lebt, bey ihren Aeltern oder Vormündern darum anhält, und ſie zur Einwilligung in die Heyrath zu bereden ſucht. Wollen ſie ſich aber nicht bereden laſſen, ſo nimmt er ſie ihnen vor ihren Augen weg, ohne daß ſie ihn hindern dürfen, und bringt ſie in ein Nonnenkloſter oder zu Jemanden von ihren Verwandten, wo er ſie dann mit ihrem Liebhaber zuſammen giebt.

Man hat mir geſagt, es ſey hier nichts ungewöhnliches, daß ſich ein Frauenzimmer einer Mannsperſon zur Ehe anbiete; findet er es nicht für gut, ihren Antrag anzunehmen, ſo hält er die Sache geheim bis an ſeinen Tod; thät' er das nicht, ſo würd' ihn Jedermann für den abſcheulichſten und verächtlichſten Menſchen halten. Keine junge Mannsperſon darf ſich um die Liebe eines Mädchens bewerben, wenn er nicht willens iſt, ſie zu heyrathen; denn wenn ein Frauenzimmer beweiſen kann, daß eine Mannsperſon ſich nur im allergeringſten Mühe gegeben hat, ihre Zuneigung

neigung zu gewinnen, ſo kann ſie ihn zur Heyrath zwingen.

Ich erinnere mich nicht, jemals von den Kanariſchen Inſeln abgeſegelt zu ſeyn, ohne daß junge Leute, die einem Mädgen die Ehe zugeſagt hatten, und es zu verlaſſen wünſchten, mir aufs dringendſte angelegen hätten, ſie ins Schiff zu nehmen. Zu Orotava ſah ich einen Mann, der einige Jahre vorher zu Gomera gelebt, daſelbſt um ein Mädgen geworben, und ihre Einwilligung erhalten hatte; da es ihn aber plözlich reute, und er kein ander Mittel fand, ſich von ihr loszumachen, ſo nahm er den erſten Weſtwind in Acht, ſezte ſich kühn in ein offnes Boot, ohne Segel oder Ruder, und überließ ſich ſo den Wellen; er wurde zwey Tage und zwey Nächte lang von dem Winde fortgetrieben, bis er endlich an die felſigte Küſte bey Adeje in Teneriffa kam, wo er unvermeidlich umgekommen ſeyn würde, wenn ihn nicht einige Fiſcher geſehen hätten, die ihm zu Hülfe kamen, und ihn ſicher ans Land brachten.

Dies Geſez, welches die Einwohner zur ſtrengſten Treue in der Liebe verbindet, wird, gleich andern guten Geſezen, gemißbraucht; denn vermittelſt deſſelben werden Einfältige und Unvorſichtige oft von liederlichen Weibesperſonen, die ihre Ehre noch nicht verloren haben, gefangen; und nichtswürdige ehrgeizige junge Leute machen Anſchläge auf das Vermögen vornehmer Frauenzimmer, ohne die geringſte Achtung gegen ihre Perſon zu haben. Doch muß man geſtehen, daß es in dieſem Theil der Welt wenig eigennüzige Liebhaber giebt, da ihre Begriffe von dieſer Leidenſchaft zu fein und romantiſch ſind, als daß die Idee, ſie der Haabſucht oder dem Ehrgeiz dienſtbar zu machen, leicht bey ihnen aufkommen könnte.

Ein junges Frauenzimmer von Stande in einer dieſer Inſeln verliebte ſich in einen jungen Herrn aufs

äuſſer-

äuſſerſte, und bediente ſich aller erſinnlichen Kunſtgriffe, ſein Herz zu gewinnen, aber vergebens; endlich, hingeriſſen von der Gewalt ihrer Leidenſchaft, welche ſie zur Verzweiflung trieb, bediente ſie ſich folgender Liſt, ihn zur Heyrath zu zwingen. Sie verklagte ihn wegen eines Heyrathsverſprechens, welches ſie von ihm erhalten zu haben vorgab, und erkaufte Zeugen, welche eydlich ausſagten, daß ſie ihn bey ihr im Bette geſehen hätten. Der Beweis ſchien dem Gericht ſo überzeugend, daß es ohne Bedenken zum Vortheil der Klägerinn den Ausſpruch that, und dem Beklagten Befehl gab, ſie zu heirathen. Er ſah ſich genöthigt dieſem ungerechten Befehl zu gehorchen, ſo ungern ers auch that; denn da das Mädchen ſo wenig Achtung für ihre Ehre bewieſen, und zu ihrer eigenen Schande falſch geſchworen hatte, konnt' er ſie für nichts anders, als das liederlichſte, ſchamloſeſte Weibsbild anſehen: doch fand er ſich ſehr angenehm betrogen, und hatte alle mögliche Urſach, ſie für eine reine Jungfer zu halten. Voll Erſtaunen über ihre ſeltſame Aufführung, bat er ſie, ihm das Räthſel zu erklären; „denn, ſagt' er, Sie ſind doch überzeugt, daß „ich an dem, was Sie gegen mich beſchworen haben, „unſchuldig bin." Sie geſtand ihm nun frey die ganze Sache, und ſezte zur Entſchuldigung hinzu, daß ſie lieber in der Hölle gelebt, als den Gegenſtand ihrer Liebe nicht erhalten haben wollte. Er war ſo edelmüthig, ihr auf dieſe Erklärung zu verzeihen, und ſie lebten nachmals ſehr glücklich zuſammen.

Ueberhaupt genommen giebt es hier mehr unglückliche Ehen, als in denen Ländern, wo junge Leute mehr Umgang und Gelegenheit haben, einander kennen zu lernen, ehe ſie ſich entſchlieſſen, das unauflösliche Band zu knüpfen. In Ländern, wo unſchuldige Freyheiten zwiſchen beyden Geſchlechtern erlaubt

ſind,

ſind, werden Liebhaber gemeiniglich nicht ſo ſehr von Leidenſchaft verblendet, um nicht zu ſehen, daß ihre Geliebten ſterblich ſind und menſchliche Schwachheiten an ſich haben, und entſchlieſſen ſich daher, einige Fehler zu überſehen: dieſer Gedanke aber kömmt einem romantiſchen Liebhaber nie in den Sinn.

Die vornehmen Mannsperſonen ſtehen hier mit Tagesanbruch oder Sonnenaufgang auf, und gehen gemeiniglich bald darauf zur Kirche, die Meſſe zu hören. Um acht oder neun Uhr Morgens nehmen ſie Schokolade zum Frühſtück. Das vornehme Frauenzimmer geht ſelten vor zehn Uhr Morgens zur Meſſe; die Dienſtmädchen aber gewöhnlich um Sonnenaufgang. Wenn die Hoſtie aufgehoben wird, welches gemeiniglich kurz vor Mittag geſchieht, läutet man die Glocken, da dann alle Mannsperſonen, die auf der Straße ſind, oder ſonſt ſie hören können, den Hut abnehmen, und ſagen: „Ich bete dich an, und preiſe „dich, Leib und Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti, am „Stamm des Kreuzes vergoſſen, die Sünden der Welt „abzuwaſchen.“

Um Mittag geht Jedermann nach Hauſe, um zu eſſen, da dann alle Thüren an der Straße bis um drey Uhr Nachmittags zugeſchloſſen werden. In vornehmen Häuſern iſt die erſte Schüſſel, die auf den Tiſch gebracht wird, eine Suppe, von Rindfleiſch, Hammelfleiſch, Schweinefleiſch, Speck, Karetten, Rüben, Kartoffeln, Erbſen, Zwiebeln, Saffran, u. ſ. w. gemacht, welches alles zuſammen gekocht wird; wenn es in die Schüſſel gegoſſen iſt, thun ſie dünne Brodtſchnitte hinein. Das zweyte Gericht beſteht aus gebratenem Fleiſch, u. ſ. w. Das dritte iſt das Olio, oder die Ingredienzien, aus denen die Suppe gemacht war. Hiernächſt kömmt das Deſert, welches aus Früchten und Konfekt beſteht. Die Geſellſchaft trinkt

nach

nach Belieben Wein, oder Wein und Waſſer, während des Eſſens; aber keinen Wein mehr, ſo bald das Tiſchtuch abgenommen iſt. Wenn ſie einander zutrinken, ſagen ſie: „Ihre Geſundheit, mein Herr;“ oder: „Madam, ihre Geſundheit.“ Die Antwort iſt: „Ich wünſche Ihnen, tauſend Jahr zu leben;“ zuweilen auch: „Wohl bekomm' es Ihnen.“ Gleich nach dem Eſſen wird eine groſſe maſſive, hohle ſilberne Schüſſel, mit Waſſer angefüllt, auf den Tiſch geſezt, worein die ganze Geſellſchaft auf einmal ihre Hände ſteckt und wäſcht; worauf ein Bedienter, der an dem unteren Ende des Tiſches ſteht, folgenden Segen ſpricht: „Hochgelobt und geprieſen ſey das allerheilig„ſte Sakrament des Altars, und die klare und reine „Empfängniß der allerheiligſten Jungfrau, in Gna„den empfangen von dem erſten Augenblick ihrer natür„lichen Exiſtenz. Meine Damen und Herren, wohl „bekomm' es Ihnen.“ Hierauf macht er eine tiefe Verbeugung gegen die Geſellſchaft, und entfernt ſich; da denn jeder aufſteht, und in ſein Zimmer geht, um etwa eine Stunde Mittagsſchlaf, oder Sieſta, wie mans nennt, zu halten. Dieſer iſt in einem warmen Klima ſehr heilſam; denn wenn man von demſelben erwacht, findet man ſich erfriſcht, und geſchickt, mit Munterkeit an ſeine Geſchäffte zu gehen. Doch verdammen die hieſigen Aerzte dieſe Gewohnheit, und ſagen, ſie verderbe die Konſtitution; wie kann' aber etwas der Geſundheit nachtheilig ſeyn, wozu die Natur ſelbſt einen Menſchen faſt wider Willen antreibt? Denn in heißen Ländern iſt ein kurzer Schlaf nach dem Mittagseſſen nicht zu vermeiden, ohne der Natur Gewalt anzuthun, vernehmlich, wo man bey Tagesanbruch aufſteht.

Leute von Stande geben ſelten ein Traktament, ohne zugleich einen Mönch zum Gaſte zu haben, welcher gemei-

gemeiniglich der Beichtvater von einigen der Familie iſt. Einige dieſer Leute nehmen ſich bey dieſen Gelegenheiten ſehr viel heraus, und betragen ſich ſehr frey, oder vielmehr ungeſittet, ohne daß der Herr des Hauſes, oder ſeine Gäſte, ihnen darüber Vorwürfe machen. Ich ſpeiſte einmal in einer der Inſeln bey einem gewiſſen Herrn zu Mittage, wo auch ein Franziſkanermönch zu Gaſte war. Wir hatten kaum angefangen zu eſſen, als der Franziſkaner mich fragte, ob ich ein Chriſt wäre? „Ich hoff' es," antwortete ich. Er bat mich den Apoſtoliſchen Glauben herzuſagen. Ich erwiederte, ich wüßte nichts davon. Er ſtarrte mich darauf ganz unverſchämt an, und ſagte: „O du „ſchwarzer Eſel!" Ich fragt' ihn, was ihn bewöge, mir ſo zu begegnen? Er antwortete blos mit Wiederholung der nemlichen Schmähungen. Der Herr des Hauſes bemühte ſich umſonſt, ihn zum Schweigen zu bringen. Da ich damals noch nicht genug Spaniſch verſtand, um mich mit Fertigkeit auszudrücken, ſtand ich auf, und ſagte dem Herrn des Hauſes, ich ſähe wohl, daß er nicht im Stande ſey, mich an ſeinem eignen Tiſche vor Beleidigungen zu ſchützen; worauf ich meinen Hut nahm, und davon gieng.

Bey Morgen- und Abendbeſuchen präſentirt man den Gäſten Schokolade und Gebackwerk; an Sommerabenden aber Schneewaſſer. Die Abendmahlzeit hält man erſt zwiſchen acht und neune, und legt ſich bald darauf zu Bette.

Der Adel und die übrigen Vornehmern ſind faſt durchgehends arm, und da ſie daher nicht im Stande ſind, ihre jüngern Söhne anders zu verſorgen, ſo widmen ſie viele derſelben der Kirche. Nicht wenig junge Frauenzimmer von Stande nehmen den Schleyer, und ſchließen ſich auf Lebenslang in Nonnenklöſter ein, weil

weil sie keine Männer ihrem Stande gemäß finden können, und von ihren ältern Brüdern oder andern Verwandten nicht abhängen wollen, oder weil es ihnen in der Liebe unglücklich ergangen. Einige wenige lassen sich durch die Schmeicheleyen der Geistlichen und der Nonnen, und den hohen Begriff, welchen sie ihnen von ihrer Heiligkeit beybringen, verführen, das Gelübde abzulegen und die Welt zu verlassen; die mehresten derselben aber finden nachher Ursach, es zu bereuen, und zu erkennen, daß eine Hausfrau es eben so sehr in ihrer Gewalt hat, jede christliche Tugend auszuüben, als ein Mädchen, das sich in ein Kloster einsperrt.

Vor einigen Jahren kam in einem Nonnenkloster in der Stadt Orotava früh Morgens da es noch finster war, Feuer aus, und brannte so plötzlich ab, daß die Nonnen kaum Zeit hatten, ihr Leben zu retten. Viele Leute in diesem Lande pflegen bey heißem Wetter ohne Hemde zu schlafen; einige Nonnen also, die nicht Zeit hatten, das geringste anzuziehen, liefen ganz nackt davon, worauf einige von dem Haufen, der bey dieser Gelegenheit zusammen gelaufen war, ihre Mäntel abnahmen, und sie ihnen überwarfen. Verschiedene von dem Pöbel liefen in die Zellen des Klosters, setzten sich, vor den Augen des ganzen Haufens, ganz geruhig hin, und stopften sich mit den Konfituren und Gebackwerk des Klosters, ungeachtet der Vikar ihnen laut zurief, und mit dem Bann drohete. Ich führe dies an, um von der diebischen Gemüthsart des gemeinen Volks einige Idee zu geben. Die Nonnen wurden theils in ihrer Aeltern oder Verwandten Häusern, theils in ein großes leeriges Haus in Verwahrung gebracht, bis man sie in andre Nonnenklöster der Insel vertheilte.

Wenn die Frau im Hause stirbt, so kommen einige von den Verwandten ihres Mannes zu ihm, und wehnen

wohnen bey ihm, seinen Kummer zu zerstreuen; der erste geht nicht eher wieder weg, als bis ein andrer kömmt, ihn abzulösen; der zweyte wird von einem dritten abgelöst, und so fort, bis ein Jahr verflossen ist.

Sechszehnter Abschnitt.

Von den Lustbarkeiten der Einwohner der Kanarischen Inseln, und dem Zustande der Gelehrsamkeit unter denselben.

Jede der Kanarischen Inseln, und jedes Städtchen oder Dorf in derselben, hat seinen besondern Heiligen zum Schuzpatron, dessen Tag man durch einen besondern Gottesdienst in der Kirche, wo eine Predigt ihm zu Ehren gehalten wird, feyert.

An diesen Tagen bestreut man die Straße um der Kirche her mit grünen Blättern, Blumen, u. s. w. zündet eine große Menge Wachslichter an, und verbraucht viel Pulver zu Feuerwerken. Das Geld zu Bestreitung der Kosten dieser Feyerlichkeiten wird gewöhnlich durch eine Kontribution unter den Pfarrgliedern aufgebracht. An dem heiligen Abend dieses Tages hält man gewöhnlich eine Art von Markt, auf welchem sich eine Menge Leute von dem benachbarten Lande einfinden, und den größten Theil der Nacht in Lustbarkeit und Tanzen zubringen; sie tanzen nach Guitarre, von den Stimmen der Tänzer und derer, die dies Instrument spielen, akkompagnirt. Es sind hier vielerley Arten von Tänzen gebräuchlich, vornehmlich Sarabanden und Folias, welches ernsthafte, langsame Tänze sind. Ihre munteren Tänze heißen Kanarie, Fandango, und Zapateo; der erste war bey den alten Kanariern gebräuchlich.

Einige dieser Tänze kann man dramatisch nennen, weil die Mannspersonen ihren Damen Verse zusingen, die

die ihnen dann auf eben die Art antworten. Dieſe Inſulaner haben faſt durchgehends eine vortreffliche Stimme, und es giebt wenige unter ihnen, die nicht auf der Guitarre ſpielen könnten.

An den Feſttagen der Schuzheiligen von Kanaria, Teneriffa und Palma werden Schauſpiele zur Beluſtigung des Volks auf den Straßen aufgeführet; da aber die Akteurs keine Schauſpieler von Profeſſion, ſondern einige von den Einwohnern des Orts ſind, die ein natürliches Talent zum Agiren haben, ſo darf man keine große Vollkommenheit in ihren Vorſtellungen erwarten.

Jede vornehme Familie hat ihren beſondern Heiligen oder Schuzpatron, zu deſſen Ehren ſie jährlich mit großen Koſten ein Feſt anſtellt. Bey dieſen Gelegenheiten ſucht einer dem andern es an köſtlichen Traktamenten, Aufwand und Glanz zuvorzuthun.

Die Luſtbarkeiten des gemeinen Volks beſtehen, auſſer Singen, Tanzen und Guittarſpielen, im Ringen, Kartenſpiel, Wurfſcheibenwerfen, und der Kunſt, mit einer Kugel durch einen weitentfernten Ring zu treffen.

Die Vornehmen reiten oft zu Pferde ſpazieren. Die Damen aber reiten, wenn ſie ausreiſen müſſen, auf Eſeln, und bedienen ſich, ſtatt des Sattels, einer Art von Stuhl, welcher ſehr bequem iſt. Die vornehmſten Heerſtraßen in dieſen Inſeln ſind mit Kieſelſteinen, von der nemlichen Art wie die in den Straſſen von London, gepflaſtert.

Man hat einige Kutſchen in der Stadt Palmas in Kanaria, in Santa Cruz und Laguna in Teneriffa; hält ſie aber mehr zum Staat, als zum Gebrauch, denn die hieſigen Straßen ſind bergicht und ſteinigt, und daher zum Fahren nicht tauglich. Sie werden alle von Mauleſeln gezogen.

Die

Die Bauren, vornehmlich in Gomera, verſtehen die Kunſt von einem Felſen auf den andern zu ſpringen, wenn ſie zu entlegenen Oertern gehen. Dies machen ſie folgendergeſtalt: ſie tragen eine lange Stange oder einen Stab, der am einen Ende mit einem eiſernen Stachel beſchlagen iſt; wollen ſie nun von einen Felſen auf den andern herabſteigen, ſo zielen ſie mit der Spize der Stange auf die Stelle, wo ſie ſich herunterlaſſen wollen, werfen ſich dann darauf zu, und ſtoſſen das Ende der Stange ſo ein, daß ſie perpendikulär zu ſtehen kömmt, worauf ſie denn ganz gemach an derſelben bis auf den Boden herabgleiten.

Die Engländer und andern Fremden in den Kanariſchen Inſeln beklagen ſich ſehr über den Mangel guter Aerzte und Wundärzte, und nicht ohne Urſach; denn was anders iſt Schuld, daß Krätze und veneriſche Krankheiten, die doch ſo leicht ganz ausgerottet werden könnten, unter den Eingebornen ſo allgemein ſind?

Die Krankheiten, welche, auſſer den obgedachten, hier am meiſten herrſchen, ſind das Fleckfieber, und eine Art von Windkolik, welche die Eingeweide, den Magen und Kopf angreift. Die Gicht iſt hier ſehr häufig, vornehmlich unter alten Leuten. Das Wechſelfieber iſt blos der Inſel Gomera eigenthümlich, denn in den andern Inſeln kennt man es kaum. Einige wenige der Eingebornen ſind auch mit dem Ausſaz behaftet: da man ihn für unheilbar hält, ſo hat man ein eignes Hoſpital in Groß-Kanaria, worinn die Elenden, die von dieſer ekelhaften Krankheit befallen ſind, aufgenommen werden.* Den Augenblick, da ein begüterter Mann für einen Ausſäzigen erklärt wird, bemächtigt man ſich aller ſeiner Güter zum Gebrauch des Hoſpitals, ohne ſeiner Familie das geringſte zu ihrem Unterhalt übrig zu laſſen: aber arme Leute, die mit dieſer Krankheit behaftet ſind, läßt man

für ſich ſelbſt ſorgen, ſo gut ſie können, oder in den Straßen umkommen. Die Direktoren des Hoſpitals ſind die einzigen Richter des Ausſazes, und von ihrer Entſcheidung kann nicht appellirt werden.

Die Kinder der Kanarier werden in den Klöſtern unterrichtet, wo ſie leſen, Schreiben, lateiniſch, Arithmetik, Logik, und einige andre Zweige der Philoſophie lernen. Griechiſch lernt hier keiner, nicht einmal diejenigen, welche Theologie ſtudieren. Die lateiniſchen Bücher, die man hier lieſt, ſind die klaſſiſchen Autoren.

Da ich einſt mit einem der gelehrteſten Studenten aller Inſeln in Geſellſchaft war, erkundigt' er ſich ſehr genau bey mir nach dem Zuſtande der Gelehrſamkeit in England, und welcher Zweig derſelben dort in der größten Achtung ſtünde? Nachdem ich ihn hierüber befriedigt hatte, fragt' ich ihn dagegen, was für Wiſſenſchaften auf dieſen Inſeln am meiſten getrieben würden? Er antwortete, die Jurisprudenz und Logik ſtünden in der größten Achtung, vornehmlich aber die leztere, welche auch ſein Lieblingsſtudium ſey. Als er hörte, daß ich ſie nicht gelernt hatte, beſchuldigt' er mich eines groſſen Mangels an Geſchmack, und ſagte mir, mein Landsmann Duns Scotus ſey der beſte Logiker, den je die Welt hervorgebracht.

Die Eingebornen der Kanariſchen Inſeln haben Genie zur Poeſie, und machen Verſe in verſchiednen Sylbenmaßen, die ſie in Muſik ſezen. Ich habe dort einige Lieder geſehen, die man in jedem Lande, wo Geſchmack an der Poeſie herrſcht, ſehr hoch ſchäzen würde. Ich beſaß einſt einige ſatyriſche Gedichte von dem Marquis de San André in Teneriffa, die ganz ausnehmend ſchön waren, und keinen von allen, die ich je geſehen, etwas nachgaben, ungeachtet er nicht weniger als fünf und ſiebzig Jahr alt war, da er ſie ſchrieb.

Die

Die Bücher, welche von den Laien am häufigſten geleſen werden, ſind die Lebensbeſchreibungen der Heiligen und Märtyrer. Dieſe Werke ſind von Legenden und ſeltſamen Fabeln vollgepfropft. Thomas a Kempis und der fromme Pilgrim ſind hier in jeder Bibliothek, und werden ſehr bewundert. Der erſtere iſt in England ſo bekannt, daß ich nicht nöthig habe, etwas davon zu ſagen. Der fromme Pilgrim enthält die Beſchreibung einer Reiſe nach dem gelobten Lande, und eine Nachricht von allem dem, was daſelbſt der Aufmerkſamkeit eines Pilgers würdig iſt, nebſt beſondern Belehrungen und Ermahnungen an diejenigen, welche dieſe Reiſe unternehmen wollen. Da unſre Methodiſten und andre religiöſe Sekten in England die Katholiken als Leute anſehen, denen es an derjenigen Art von Frömmigkeit fehle, worauf ſie ſich ſo viel einbilden und ſo groß damit thun, wiewohl ſie in nichts anders beſteht, als in hochtönenden Worten; kurz da ſie die Katholiken ſo ſehr gegen ſich verachten, ſo bitt' ich ſie, folgende Stelle aus dem frommen Pilgrim zu leſen.

Nachdem unſer Autor denen, die eine Reiſe in das gelobte Land zu thun gedenken, einige Anweiſungen und Ermahnungen gegeben, ſtellt' er ihnen, zum Muſter der Nachahmung das Beyſpiel zweyer Pilger vor. „Der eine dieſer Pilger, ſagt er, kam, nachdem er die mehrſten der heiligen Oerter beſucht hatte, „auf den allerheiligſten Berg Calvaria. Kaum befand er ſich an dieſem allertheureſten und heiligſten Orte, ſo beſchaute und betrachtete er, mit der „heiſſeſten und gerührteſten Liebe, unſern Erlöſer Jeſum Chriſtum, wie er ans Kreuz genagelt, dahieng, „ſein Blut vergoß aus den fünf göttlichen Brunnquellen der Hände, der Füße und der Seite, ſein ganzer Körper verwundet, und ſein göttliches Haupt „mit Dornen gekrönt und in der neuzlichen Stellung

„her-

„herabgeneigt, als da er ausrief: Es iſt vollbracht!
„Mit Strömen von Thränen und Zerknirſchung des
„Herzens über ſeine Sünden, weinte er bitterlich über
„ſich ſelbſt, indem er ſahe, daß Gott und Menſch für
„ihn ſtarb, und ſagte: Mein Gott und mein Herr
„Jeſus, König meiner Seele, wie ſollte ich nun
„wünſchen, noch ſonſt etwas in dieſer Welt zu ſehen?
„Herr, ich bitte dich, daß, da du mir dieſe Gnade
„erwieſen und mich würdig gehalten haſt, an dieſem
„allerheiligſten Ort zu kommen, wo du dein allerhei-
„ligſtes Leben für mich dahin gegeben; es dein Wohl-
„gefallen ſeyn möge, daß ich mein Leben an dieſem
„nemlichen Orte für dich dahin gebe.“ Hierauf ſprach
er mit Paulo die Worte: „Chriſtus iſt mein Leben,“
„und gab ſeinen Geiſt auf, und ſeine Seele fuhr gen
„Himmel. Glücklicher Pilgrim! Selige Seele!“

Vor einigen Jahren ward ein Buch unter dem Titel: Geſchichte des Volks Gottes, ungefähr von der Art, wie unſre Geſchichten der Bibel, oder Joſephus Jüdiſche Alterthümer, aus dem Franzöſiſchen oder Italiäniſchen ins Spaniſche überſezt. Dies Buch befand ſich in den Händen faſt aller Leute von Stande in den Kanariſchen Inſeln, und war der gewöhnliche Gegenſtand der Unterredung zwiſchen Geiſtlichen und Layen; vor kurzem aber ward es zu Rom verdammt, und die hieſige Inquiſition bemächtigte ſich bald darauf aller Exemplare.

Des Vater Feijoo's kritiſches Theater, ein aus vielen Bänden beſtehendes Buch, wird jezt von den Eingebornen der Kanariſchen Inſeln häufig geleſen. Da es in jeder groſſen Stadt in Europa zu haben iſt, ſo ſag' ich jezt nichts mehr davon, als daß die Hauptabſicht des Verfaſſers zu ſeyn ſcheint, den ſinkenden Kredit der Römiſchen Kirche dadurch zu ſtüzen, daß er viele ihrer Wunder (als Produkte der erhizten

Ima-

Imagination ſchwärmeriſcher und unwiſſender Prieſter und Mönche, oder als frommen Betrug) Preis giebt, um dadurch zu verhindern, daß man nicht alles für argliſtige Prieſtererfindungen anſehe. Einige Freygeiſter und fromme Proteſtanten ſchmeicheln ſich mit der Einbildung, dies Buch ſey ein Vorläufer des Unglaubens oder einer Reformation in Spanien; aber wenn ſie ſich die Mühe geben wollen, es genauer zu unterſuchen, ſo werden ſie finden, daß der Autor glaubte, es ſey beſſer, daß ein Glied verloren gehe, als daß der ganze Körper umkomme.

Weltliche Bücher lieſt man hier faſt gar nicht, weil ſie nicht eingeführt werden dürfen, ohne erſt von der Inquiſition unterſucht zu werden, ein Gericht, mit welchem Niemand gern etwas zu thun haben mag. Doch findet man hie und da einige von den vortreffl. lichen Büchern, deren Verfaſſer in Spanien blühten, nachdem die bürgerlichen Kriege in dieſem Königreiche, nach der Eroberung von Granada, aufgehört hatten, und ehe die Inquiſition ihren höchſten Gipfel von Macht erreichte. Denn als dieſes Tribunal ſich erſt recht feſt geſezt hatte, entflohen die Wiſſenſchaften aus Spanien, und ließen ſich in andern Ländern nieder. Die Geſchichte der Kriege in Granada iſt in Jedermanns Händen, und wird von Vornehmen und Geringen geleſen. An dramatiſchen Stücken fehlts in dieſer Inſel nicht, und die meiſten derſelben ſind ſehr gut; denn die Spanier haben es im Drama weiter gebracht, als irgend ein anderes Volk in Europa. Die berühmteſten unter den vielen Dichtern dieſer Art ſind Juan de Matos Fragoſo, Joſeph Canizarez, Auguſtin de Salazar, Luis Velez de Guevara, Antonio Solis, Auguſtin Mereto, Pedro Calderon, und Lopez de Vega Carpio: von allen dieſen aber wird Don Pedro Calderon von den Spaniern am höchſten geſchäzt; und das nicht ohne Grund, denn ſeine Stücke geben keinen

von allen, die noch auf irgend einer Europäiſchen Schaubühne erſchienen, etwas nach. Den Lopez de Vega Carpio haben Viele mit Recht unſerm Shakeſpear verglichen. Nach einem ſeiner Stücke, les Venavides genannt, ward der berühmte Cid des Korneille entworfen. Dies ſieht man offenbar, wenn man beyde Stücke vergleicht, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, welches von beyden den Vorzug verdiene.

Siebzehnter Abſchnitt.

Von dem Handel und den Manufakturen in Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro.

Um eine deſto deutlichere und genauere Idee von dem Handel dieſer Inſeln zu geben, werd' ich ihn in folgende vier Hauptſtücke abtheilen, und jeden beſonders beſchreiben.

Handel mit Europa und den Engliſchen Kolonien in Amerika.

Handel mit den Spaniſchen Weſtindien.

Handel der Kanariſchen Inſeln unter einander.

Und leztlich, die Fiſcherey an der gegenüberliegenden Küſte der Barbarey.

Gomera und Hierro ſind ſo arm, daß ſie von keinem Schiffen aus Europa oder Amerika beſucht werden: auch wird den Bewohnern dieſer beyden Inſeln kein Antheil an dem Spaniſchen Weſtindiſchen Handel verſtattet, weil ſie nicht ſo völlig unter der Gerichtsbarkeit der Krone Spanien ſtehen, als Kanaria, Teneriffa und Palma; denn ſie haben ihren eigenen Herrn oder Eigenthümer, nämlich den Grafen von Gomera. Sie würden ſich aber viel beſſer dabey befinden, wenn ſie der Krone gänzlich unterwerfen wären; denn nirgends ward wohl das Sprichwort: „des

„Königs

„Königs Spreu iſt beſſer, als anderer Leute Korn," ſo wahr befunden, als in dieſem Falle.

Teneriffa iſt der Mittelpunkt des Handels mit Europa und den Brittiſchen Kolonien in Amerika; einige Schiffe aus diesen Theilen der Welt beſuchen auch Kanaria und Palma, aber gegen die Anzahl derer, die nach Teneriffa gehen, kommen ſie nicht in Vergleichung. Dieſer Handlungszweig wird faſt gänzlich durch fremde, vornehmlich Engliſche, Schiffe getrieben, weil die Einwohner es nicht wagen, auf dieſen Meeren zu fahren, wo ſie in Gefahr ſind, von den Korſaren aus Algier, Salee, und andern Häfen der Barbarey weggenommen zu werden.

Der gröſte Theil dieſes Handels mit Europa und den Engliſchen Kolonien iſt in den Händen der Irländiſchen römiſchkatholiſchen Kaufleute, die ſich in Teneriffa, Kanaria und Palma niedergelaſſen, und der Nachkommen der Irländer, die ſich vormals daſelbſt niederließen, und Spanierinnen heiratheten. In dem vorigen Jahrhundert zog eine Faktorey proteſtantiſcher Engliſcher Kaufleute, die zu Teneriffa ihren Siz hatte, dieſen ganzen Handel an ſich: jezt aber iſt weder hier, noch in einer der übrigen Kanariſchen Inſeln, kein Proteſtant zu finden, den Engliſchen und Holländiſchen Konſul, nebſt zwey Kaufleuten, die ſich alle zu Teneriffa aufhalten, ausgenommen.

Die hieſige Einfuhr aus Großbritannien beſteht vornehmlich in Wollenwaaren verſchiedner Art, Hüten, Stahl und Eiſenwaaren, Sardellen, Heeringen, Weizen, wenn er auf den Inſeln nicht gerathen iſt, nebſt einer Menge andrer Artikel, deren Angabe zu langweilig ſeyn würde.

Die Einfuhren aus Irland ſind vornehmlich Rindfleiſch, Schweinefleiſch, Butter, Lichter, und Heeringe.

Von Hamburg und Holland hat man Leinewand aller Art in groſſer Menge, Stricke, Schieſspulver, rohes Flachs, und vielerley andre Arten von Waaren ein.

Aus Biskaya bringt man jährlich eine anſehnliche Quantität von Stangeneiſen.

Die Einfuhren aus Sevilla, Kadiz, Barcelona, Italien und Majorka ſind vornehmlich, Oel, Seidenzeuge, Sammet, Salz, und Stricke von Genſt oder Pfriemenkraut (Spartum), nebſt unzähligen kleinen Artikeln, theils zur innern Konſumtion der Kanariſchen Inſeln, theils zur Ausfuhr nach den Spaniſchen Weſtindien. Dieſer Handel wird faſt gänzlich auf Franzöſiſchen und Malteſiſchen Tartanen geführt. Dieſe Malteſiſchen Fahrzeuge beſuchen, ehe ſie nach den Kanariſchen Inſeln gehen, alle Europäiſchen Häfen am Mittelländiſchen Meer, die weſtwärts von Malta liegen, und handeln aus dem einen Hafen in den andern; aus dem Mittelländiſchen Meer gehen ſie nach Kadiz, und von da nach den Kanariſchen Inſeln, wo ſie dann auſſer Spaniſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, ꝛc. Waaren, die Baumwollenzeuge ihrer eignen Inſel verkaufen. Alle andern Baumwollenzeuge, die in den Kanariſchen Inſeln eingeführt werden, müſſen ſo hohe Abgaben bezahlen, daß es beynahe eben ſo gut iſt, als ob ſie verbeten wären. Die Malteſer genieſſen dieſes Vortheiles deswegen, weil ſie einen beſtändigen Krieg gegen die Türken und Mauren unterhalten.

Die Einwohner der Kanariſchen Inſeln führen etwas weniges Leinwand aus Bretagne und der Normandie ein.

Aus den Brittiſchen Kolonien in Amerika holen ſie Tannendielen, Faſsdauben, Bacallao oder getrockneten Stockfiſch, Rindfleiſch, Schweinefleiſch, Schin-

ken

ken, Wachs, Reis, u. ſ. w. und zu Zeiten eines Kornmangels auch Mais, Weizen und Mehl.

Die Ausfuhr dieſer Inſeln beſteht in folgendem:

Nach Großbritannien und Irland, Orchilla, eine geringe Quantität Wein, etwas Kampeſchenholz, und eine große Menge Mexikaniſcher Thaler.

Nach Hamburg und Holland, das nemliche; aber eine größere Menge Thaler, und wenig oder gar keine Orchilla.

Nach Spanien, Marſeille, Italien und Malta, allerley Waaren, die ſie aus den Spaniſchen Weſtindien bekommen, vornehmlich Zucker, Kakao, Felle, Kampeſchenholz, Thaler, und etwas Orchilla.

Nach den Brittiſchen Kolonien in Amerika, eine große Menge Wein, und weiter nichts.

Alle dieſe eingeführten oder ausgeführten Güter zahlen eine Abgabe von ſieben Procent, nach dem äſtimirten Werth.

Der Handel zwiſchen den Kanariſchen Inſeln und den Spaniſchen Weſtindien iſt gewiſſen Reglemente n und Einſchränkungen unterworfen. In der Stadt St. Chriſtobal de la Laguna iſt ein Richter, ein Sekretär, und andre Bediente, die alles, was dieſen Handel betrifft, beſorgen.

Keinem Fremden iſt es erlaubt, an dieſem Handel Theil zu nehmen; auch darf kein Schiff aus irgend einer von den Kanariſchen Inſeln, Kanaria, Teneriffa und Palma ausgenommen, nach den Häfen der Spaniſchen Weſtindien gehen.

Der Spaniſche Hof hat den Weſtindiſchen Handel der Kanariſchen Inſeln auf die Häfen Havanna, Campeche, und la Guaira an der Küſte von Caraccas; St. Domingo, Porto Rico, und Maracaiba, eingeſchränkt. Die drey erſteren heißen die Größeren Häfen, und die andern die Kleinern, weil der Handel der

klei-

kleineren Häfen in Vergleichung mit dem der größeren von keiner Bedeutung iſt.

Ehe ein Schiff für einen dieſer Häfen laden kann, muß es erſt eine Erlaubniß von dem Richter des Weſtindiſchen Handels haben, die ihm gewöhnlich bewilligt wird, wenn die Reihe an ihm iſt; denn, nach dem Reglement, werden alle Schiffe regiſtrirt, und dürfen nicht eher abfahren als bis der Ordnung nach die Reihe ſie trifft, aber Privat-Verbindungen und Geld vermögen hier, wie an vielen andern Orten, oft mehr als die Geſetze.

Der Handelz der Kanariſchen Inſeln nach den Spaniſchen Weſtindien iſt auf ihre eigne Produkte eingeſchränkt, nämlich, Wein, Branntewein, Mandeln, Roſinen, Feigen, u. ſ. w. wovon ſie jährlich nur tauſend Tonnen ausführen, und außerdem weiter nichts mitnehmen dürfen, als ſo viel von andern Gütern auf jedes Schiff, als zum Gebrauch des Schiffsvolks und der Paſſagiers während der Reiſe für nöthig gehalten wird, welches nach Verhältniß der Größe des Schiffs, dem es von dem Richter bewilligt wird, mehr oder weniger beträgt. So weit ſind ſie durch die Reglements eingeſchränkt; allein ſie finden Mittel, ihren Handel nach dieſem Theil der Welt weit über dieſelben auszudehnen; denn man kann annehmen, daß ſie wenigſtens zwey tauſend Tonnen von den Produkten der Inſeln ausſchiffen, außer einer unbeſchreiblichen Menge Europäiſcher Güter.

Wiewohl einige Kanariſche Schiffe zu Kanaria und Palma ihre Ladung einnehmen, und von da nach Weſtindien gehen, ſo ſind ſie doch alle verbunden, ihre Reiſe zu Santa Cruz in Teneriffa zu endigen, und daſelbſt ihre Ladung ans Land zu ſezen, die aus den Gütern der Weſtindiſchen Häfen, woher ſie kommen, vornehmlich aus Kakao, Kampeſcheholz, Fellen, Zucker und Mexikaniſchen Thalern, beſteht; Kochenille

aber

aber und Indigo darf in Teneriffa nicht gelandet werden; auch das Silber, welches sie bringen, ist auf funfzig Mexikanische Thaler für jede Tonne eingeschränkt; doch weiß ich, daß einige dieser Schiffe hundert tausend Thaler nach Teneriffa gebracht haben. Vormals wurden bloß Wein, Branntewein und Baumfrüchte für Produkte dieser Inseln gerechnet; jezt aber gehen auch die Manufakturwaaren derselben unter dieser Benennung nach den Spanischen Westindien.

Alle Güter, welche man aus den Kanarischen Inseln nach Westindien ausführt, und von daher einführt, werden ästimirt, und müssen gewisse Abgaben bezahlen, die von den Bedienten des Westindischen Handels eingesammlet, und von ihnen an das Westindische Haus in Spanien geliefert werden.

Die Handelsleute in Kadiz sind sehr eifersüchtig auf den Westindischen Handel der Kanarischen Inseln, und haben schon oft an dem Hofe von Madrid um eine Einschränkung desselben nachgesucht; aber alle ihre Bemühungen sind bisher vergebens gewesen; wiewohl sie es dahin gebracht, daß Aufseher nach Teneriffa geschickt worden, um den dortigen Handel zu untersuchen, und die Insulaner zu nöthigen, die festgesezten Gränzen nicht zu überschreiten.

Eine Menge dieser Insulaner gehen nach Westindien über, um dort ihr Glück zu machen, worauf sie dann gröstentheils daselbst heirathen, und sich niederlassen. Der König von Spanien sucht diese Auswanderungen so viel als möglich zu befördern; denn jedes Schiff, welches von diesen Inseln nach seinen Amerikanischen Ländern geht, ist verbunden, eine gewisse Anzahl armer Familien, welche um die Ueberfahrt nachsuchen, an Bord zu nehmen, wofür der Schiffskapitain von der Regierung bezahlt wird. Die Absicht

ſicht dieſer Aufmunterung iſt, die Anzahl der Spanier in den groſſen und faſt unbewohnten Provinzen der Spaniſchen Weſtindien zu vermehren.

Die Indianer in dieſem Lande, und die vermiſchte Gattung, die von ihnen und Spaniern erzeugt werden werden nie zu bürgerlichen, militariſchen, oder geiſtlichen Aemtern zugelaſſen; alle dieſe Stellen werden nur mit Spaniern oder Eingebornen der Kanariſchen Inſeln beſetzt. Da viele der leztern, wenn ſie in dieſem reichen Lande ankommen, nur ungeſchliffne Tauren, und nicht gewohnt ſind, in Ueberfluß und ohne harte Arbeit zu leben, ſo werden ſie durch ihren plözlichen Glückswechſel, und die groſſe Ehrerbietung, die ihnen von den Eingebornen bewieſen wird, bald ſehr aufgeblaſen.

Man hat mir geſagt, daß einige muthwillige Indianer von einigem Anſehn in Amerika, wenn ſie dieſe tölpiſchen Kanarier in ihrem Lande ankommen ſehen, ſie eben ſo anrufen, wie ſie ihre Hühner zu locken pflegen, und zu ihnen ſagen: „Heute ſeyd ihr bloß Juan „der und der; aber gutes Muths, morgen werdet ihr „Alkalde ſeyn, und Seigneior Don Juan heißen; denn „der König lebt nicht für uns, ſondern für euch.“ Die Indianer ſind hierinn ſelten lügenprophetiſch, und es trifft gemeiniglich ein, wie ſie ſagen. Viele junge Eheleute gehen von den Inſeln nach dieſen Häfen, in der Abſicht, ſich ein Stückchen Geld zu verdienen, und dann nach ihrer Familie zurückzukehren; aber ſelten kommen ſie wieder nach Hauſe, denn nachdem ſie mit dem galanten Frauenzimmer dieſes Landes, welches in Pracht und Ueppigkeit ſchwimmt, Bekanntſchaft gemacht haben, ſchämen ſie ſich, ihre häuslich erzogene bäuriſchen Weiber kommen zu laſſen. Vor einigen Jahren gieng ein junger Burſch von Teneriffa nach Weſtindien, um ſeinen Vater aufzuſuchen, der

dahin

dahin gegangen war seine Umstände zu verbessern, aber nie ein Wort an seine Frau und Familie geschrieben hatte. Er fand ihn an einem gewissen Orte, wo er sich niedergelassen, in großem Ueberfluß lebte, und ein Frauenzimmer von Stand und Vermögen geheirathet hatte. Er gab sich seinem Vater zu erkennen, der, als er einen so ungeschliffnen Menschen an ihn fand, sich seiner eignen vormaligen Niedrigkeit erinnerte, welches so stark auf ihn wirkte, daß er ihn nicht für seinen Sohn erkennen wollte, und betheuerte, er habe nie in Teneriffa gelebt. Der Jüngling ward über diese unerwartete Begegnung so sehr aufgebracht, daß er ihn öffentlich herausforderte, und die ganze Geschichte, zur Beschämung seines Vaters, und zum Erstaunen aller Einwohner, bekannt machte.

Man wirbt viel Soldaten in den Kanarischen Inseln für die Besazungen in Westindien, vornehmlich in der Insel Havanna. Der größte Theil der Truppen in der leztern, als die Engländer sie eroberten, bestand aus Eingebornen dieser Inseln.

Der dritte Zweig des Kanarischen Handels, derjenige nämlich, welchen die Inseln unter einander führen, besteht in folgendem:

Kanaria führt nach Teneriffa Lebensmittel von aller Art, Vieh und Geflügel, grobe wollene Decken, etwas rohe und verarbeitete Seide, Orchilla, Quadersteine zum Pflaster, steinerne Filtrirgefässe das Wasser zu reinigen, etwas Salz, u. s. w. Für diese Güter empfängt es vornehmlich baares Geld, und andre Produkte der Spanischen Westindien.

Palma führt nach Teneriffa Zucker, Mandeln, Konfitüren, Bretter, Pech, rohe Seite, und Orchilla, und bekömmt dafür Westindische und Europäische Güter.

Gomera

Gomera führt nach Teneriffa viel rohe, und etwas verarbeitete Seide, Branntewein, Vieh, und Orchilla; und empfängt dafür Weſtindiſche und Europäiſche Güter.

Hierro führt nach Teneriffa Branntewein, kleines Vieh, und Orchilla.

Lancerota und Fuertaventura führen eine groſſe Menge Korn nach Teneriffa, nebſt Orchilla, Vieh und Geflügel; was ſie dafür bekommen, beſteht gewöhnlich in Europäiſchen Gütern und Gelde, nebſt etwas Wein. Eben dieſe Inſeln ſchicken auch Korn nach Palma, wofür ſie Bretter und anderes Bauholz, Zucker, Wein, und baares Geld bekommen. Lancerota führt auch Salz und etwas getrocknete Fiſche nach Teneriffa und Palma.

Alle Amerikaniſchen und Europäiſchen Güter, die von einer Inſel zur andern geführt werden, bezahlen die obgedachte Abgabe von ſieben Procent, wenn ſie ſpäter als eine gewiſſe beſtimmte Zeit eingeführt ſind, die, wenn ich recht berichtet bin, zwey Monat beträgt.

Das lezte wovon ich hier in Verbindung mit dem Kanariſchen Handel zu reden habe, iſt die Fiſcherey an der Küſte der Barbarey.

Die Anzahl der Barken, die zu dieſer Fiſcherey gebraucht werden, beläuft ſich auf etwa dreyßig, von funfzehn bis funfzig Tonnen; die kleinſten derſelben führen funfzehn, und die gröſten dreyßig Menſchen. Sie werden alle in dieſen Inſeln gebaut, und von Eingebornen gefahren. Zwey derſelben gehören Palma, vier Teneriffa, und die übrigen Kanaria. Porto de luz in dieſer Inſel iſt der Ort, von welchem ſie nach der Küſte abſegeln.

Die Art, wie man eine Barke zur Fiſcherey ausrüſtet, iſt folgende: Die Eigenthümer ſezen das Schiff

zur Reise in Stand, und versehen es mit so viel Salz, als zur Aufbewahrung der Fische, und so viel Brodt, als zum Unterhalt der Fischer auf der ganzen Reise hinreicht. Jeder nimmt sein eignes Fischergeräth mit, welches in einigen Schnüren, Angeln, ein wenig Kupferdraht, einem Messer den Fisch aufzuschneiden, und einer oder zwey starken Angelruthen besteht. Will jemand Wein, Branntewein, Oel, Weinessig, Pfeffer, Zwiebeln, oder dergleichen mitnehmen, so muß ers auf seine eigne Kosten anschaffen, denn die Eigenthümer geben nichts weiter, als Brodt. Die reine Summe, die man, nach Abzug des obgedachten Salzes und Brodts, aus dem Verkauf der Fische löst, wird in gleiche Theile getheilt, von denen die Eigenthümer für die Kosten der Ausrüstung des Schiffs, eine gewisse Anzahl bekommen; das übrige wird, nach Verdienst, unter die Mannschaft ausgetheilt: ein geschickter Fischer bekömmt einen Theil; ein Knabe aber, ein Landmann, oder sonst einer, der in der Fischerey nicht erfahren ist, einen halben oder vierten Theil, je nach seiner Geschicklichkeit. Der Patron oder Meister der Barke geht zu gleichem Theile mit den geschickten Fischern, und die Eigenthümer geben ihm auch einen von ihren Theilen für seine Aufsicht über das Schiff.

Der Ort an der Küste der Barbaren, wo sie fischen, ist nach der Jahreszeit verschieden. Die Gränze dieser Fischerey ist gegen Norden das südliche Ende des Berges Atlas, oder an dem neun und zwanzigsten Grad nördlicher Breite; und gegen Süden das weiße Vorgebirge, zwanzig Grade dreyßig Minuten nördlicher Breite: die ganze Länge der Küste zwischen diesen Gränzen beträgt etwa sechs hundert Meilen. In dieser ganzen langen Strecke befindet sich weder Stadt, noch Dorf, noch sonst eine festgesetzte Wohnung; die wenigen wandernden Araber, die diesen Theil der

Welt

Welt beſuchen, leben in Zelten, und haben weder Barken, noch Böte, noch Kähne. Die Marokkaniſchen Raubſchiffe wagen ſich nie ſo weit gegen Süden; denn ſie würden ſchwerlich im Stande ſeyn, den Weg in ihr Land zurückzufinden, ſo daß die Kanarier von dieſer Seite her nichts zu fürchten haben. Im Frühjahr beſuchen die Fiſcher die Küſte gegen Norden; im Herbſt und Winter aber gegen Süden; weil im Frühjahr die Fiſche häufig an die Küſte gegen Norden kommen, und nachher allmählig längs der Küſte gegen Süden ziehen.

Das erſte, was die Fiſcher thun, ſo bald ſie an die Küſte kommen, iſt, daß ſie Köder fangen; dies geſchieht auf eben die Art, wie man bey uns die Forellen mit einer Fliege fängt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Ruthe dreymal ſo dick iſt, und gegen das Ende nicht ſo ſpizig zuläuft, als die unſrigen. Die Schnur beſteht aus einem ſechsfach zuſammengeflochtenen dünnen Kupferdraht; die Angel iſt etwa fünf Zoll lang, und ohne Widerhaken; der Schaft iſt ſolchergeſtalt mit Bley beſchwert, daß er horizontal auf der Oberfläche des Waſſers liegt; und die Angel iſt mit einer Fiſchhaut überzogen, außer von da an, wo ſie ſich krümmt, bis an die Spize. Wenn ſie ſich nun auf eine Vierthel- oder halbe Meile der Küſte genähert haben, ſpannen ſie ſo viel Seegel aus, daß die Barke vier Meilen in einer Stunde fährt, da denn zwey oder drey von den Fiſchern ihre Schnur über das Hintertheil auswerfen, und die Angeln auf der Oberfläche des Waſſers nachſchleppen laſſen: die Fiſche, welche die Angeln für kleine Fiſche anſehen, ſchnappen darnach, und ſo bald ſie gefaßt haben, ſchwingen die Fiſcher ſie mit der Ruthe in die Barke. Die Kanarier nennen dieſe Fiſche Taſſarte. Sie haben keine Schuppen, und ſind wie Makrelen geſtaltet, aber ſo groß wie Salmen; ſie ſind ausnehmend gefräßig, und verſchlingen

gen

gen die ganze Angel, ungeachtet ſie ſo groß iſt; hätte ſie einen Widerhaken, ſo wär es nicht möglich, ſie heraus zu ziehen, ohne den Fiſch aufzuſchneiden. Ich habe geſehen, daß drey Leute in dem Hintertheil einer Barke hundert und funfzig Taſſarten in einer halben Stunde fiengen. Es geſchieht zuweilen, daß eine Barke bloß mit dieſen Fiſchen ihre Ladung voll macht. Eine andre Art von Fiſchen, welche ſie Anhoua nennen, wird auf eben die Weiſe gefangen; dieſe ſind etwas größer, als eine Makrele, und dienen eben ſo gut zum Köder, als die Taſſarte. Eine andre Art von Köder nennen ſie Kavallos; ſie ſind wie eine Makrele geſtaltet, nur etwas platter und breiter, etwa eine Spanne lang, und werden mit einer ſehr kleinen Angel gefangen. Wenn eine Barke ſich hinlänglich mit Köder verſehen hat, ſo läßt ſie ihr Boot, mit fünf oder ſechs Leuten, an der Küſte zurück, um Taſſarte und Anhoua zu fangen, und geht eine gute Strecke in die offne See, bis ſie funfzehn, zwanzig, dreyßig, vierzig, auch wohl funfzig bis ſechszig Faden Waſſer findet, wo ſie dann ankert. Hierauf wirft jeder ſeine Schnur und Angel, mit Taſſarte, Anhoua oder Kavallos geködert, über Bord, um Samas, oder Berſen, und Cherney, oder Stockfiſch, zu fangen. Die Schnüre ſind alle mit Bley beſchwert, damit die Angel bis nahe an den Grund der See hinabſinke, wo dieſe Fiſche ſchwimmen. Wenn eine Barke das Glück hat, gutes Wetter zu treffen, und mit Köder wohl verſehen iſt, ſo iſt ſie im Stande in vier Tagen ihre Ladung voll zu machen. Da aber der Paſſat- oder Nordoſtwind an dieſer Küſte gewöhnlich ſcharf weht, ſo ankern die Barken in der hohen See nur um Mittag, da der Land- und Seewind einander gleichſam einwiegen; und ſo bald dieſer ſcharf zu wehen anfängt, lichten ſie ihre Anker, fahren an die Küſte, und ankern in irgend einer Bay, oder unter einem Vorgebir-

ge,

ge, worauf dann das Schiffsvolk an die Arbeit geht, und die Fiſche, welche ſie den Tag über gefangen haben, reinigen und einſalzen. Wenn ſie hiermit fertig ſind, iſt es etwa fünf oder ſechs Uhr Abends, da ſie kann zu Mittag oder Abend eſſen, denn ſie thun den ganzen Tag nur eine Mahlzeit, welche ſie folgendergeſtalt kochen. In jeder Barke haben ſie einen langen flachen Stein zum Heerde; auf dieſem legen ſie ein Feuer an, hängen einen großen Keſſel darüber, und ſieden darinn einige Fiſche. Hierauf nehmen ſie einen hölzernen Napf, brocken etwas Biskuit hinein, thun kleingeſchnittene Zwiebeln, Pfeffer und Weineſſig dazu, und ſchütten es dann in die Fiſchbrühe. Keine Art von Suppe oder Brühe iſt köſtlicher von Geſchmack, als dieſe. Nachdem ſie dieſe vortrefliche Suppe gegeſſen, ſo beſchlieſſen ſie ihre Mahlzeit mit gebratenen Fiſchen, denn die gekochten, wovon ſie die Suppe machen, werfen ſie in die See. Bald nach dieſer Mahlzeit ſieht jeder ſich nach dem bequemſten Plaze um, wo er ſich niederlegen und ſchlafen kann; denn Betten hat man in dieſen Fahrzeugen gar nicht. Um fünf oder ſechs Uhr Morgens ſtehen ſie auf, laſſen das Boot an der Küſte zurück, lichten die Anker und gehen, wie vorher in die See, ohne eher wieder einen Mundvoll zu eſſen, als bis um die nemliche Zeit des folgenden Abends. Kein Menſch, der die Arbeit und Beſchwerde, Kälte und Hize kennt, die dieſe Leute ausſtehen müſſen, wird jemals den Spaniern Faulheit Schuld geben.

Ihre Methode, dieſe Fiſche einzupöckeln, iſt folgende: Sie ſchneiden ſie auf, nehmen ſie aus, und waſchen ſie ganz rein, hauen ihnen die Köpfe und Floßfedern ab, und legen ſie in einen Haufen, damit das Waſſer ablaufe; worauf ſie dann eingeſalzen, und zuſammen unten in das Schiff gepackt werden. Weil ſie aber ihre Fiſche nicht, wie die Franzoſen an der

Küſte

Küſte von Newfoundland, zum zweytenmal auswaſchen, und wieder einſalzen, ſo halten ſie ſich nicht über ſechs Wochen bis zwey Monate.

Es iſt ſeltſam, daß die Spanier verlangen, die Fiſcherey bey Newfoundland mit den Engländern zu theilen, da ſie eine ſo viel Beſſere vor ihrer eignen Thür haben; ich ſage, ein beſſere, denn ſowohl die Witterung, als alle übrigen Umſtände, vereinigen ſich, dieſe Fiſcherey zu der beſten in der ganzen Welt zu machen. Der augenſcheinlichſte Beweis hievon iſt, daß die Mauren auf dem feſten Lande alle ihre Fiſche ohne Salz aufbewahren, und dazu weiter nichts zu thun brauchen, als ſie den Sonnenſtrahlen auszuſezen. Denn die reine geſunde Luft dieſes Klimas, und der ſtarke Nordwind, welcher faſt beſtändig an dieſer Küſte herrſcht, verhütet alle Fäulniß, wofern nur die Fiſche aufgeſchnitten, wohl ausgewaſchen, und der Sonne ausgeſezt werden, bis ſie ganz trocken ſind.

Die meiſten dieſer Barken bringen ihre Ladung nach Santa Cruz und Porto Orotava; die übrigen gehen nach Palmas in Kanaria, und nach Santa Cruz in Palma. Sie verweilen hier nicht, um die Fiſche zu verkaufen, ſondern laſſen ſie ihren Agenten zurück, welche ſie dann nach Bequemlichkeit, und ſo vortheilhaft ſie können, los zu werden ſuchen. Der gewöhnliche Preis iſt drittehalb Pence für das Pfund von zwey und dreyßig Unzen, denn dies iſt das eingeführte Gewicht für Fleiſch und Fiſche. Zuweilen werden ſie auch für einen Penny, und nie höher als für zwey Pence verkauft. Die Regidores oder der Cavildo der Inſeln, ſezen immer den Preis.

Anſtatt dieſes höchſt nüzliche und einträgliche Gewerbe aufzumuntern, gebraucht vielmehr die Regierung dieſer Inſeln alle möglichen Mittel, es zu beeinträchtigen

tigen; denn sie bestimmt nicht nur, höchst unpolitisch, den Preis der Fische, sondern beschwert auch den Handel mit fast unerschwinglichen Abgaben; überdem verbietet sie den Fischern alles Verkehr mit den Einwohnern der Afrikanischen Küste, welches die allergrößte Beschwerde für sie ist, da sie sich oft, wenn sie schlimme Witterung treffen, genöthigt sehen, ans Land zu gehen, um Brennholz und Wasser zu holen. Gleichwohl unterhalten sie ein geheimes Verkehr zu ihrem wechselseitigen Vortheil; denn die Kanarier geben den Einwohnern der Wüsteney alte Stricke, welche die leztern auflösen, und Garn oder Bindfaden zu Fischernezen daraus machen; sie geben ihnen auch Brodt, Zwiebeln, Potatoes und Baumfrüchte: wofür ihnen denn die Mauren erlauben, Holz und Wasser von ihrer Küste zu holen, so oft es ihnen an diesen unentbehrlichen Stücken fehlt, und ihnen auch Geschenke von Straußeneyern und Federn machen. Die Mauren tiefer im Lande würden ihre armen Landsleute, welche von der Fischerey an der Küste leben, hart bestrafen, wenn sie von ihrem Verkehr mit den Kanarischen Fischern etwas erführen; aber dies hindert ihn nicht, denn die Nothwendigkeit zwingt diese so verschiednen Völker, sich nach den Gesezen der Natur zu bequemen, so sehr sie auch den Lehrsäzen ihrer beyder Religion zuwider seyn mögen. Doch ist diese gemeinnüzige Kommunikation vor kurzem unterbrochen worden, wie ich in meiner Beschreibung dieses Theils von Afrika zeigen werde.

Diese Barken machen gemeiniglich acht oder neun solcher Reisen in einem Jahr. Von der Mitte des Februars bis zur Mitte des Aprils bleiben sie zu Kanaria, um ans Land zu ziehn, auszubessern, u. s. w. weil um diese Zeit des Jahrs die Fische nur gegen Norden zu finden sind, wo die Küste fast ganz gegen Süd-West zu West- oder West-Süd-West liegt,

und

und folglich den Nordweſtwinden die hier gewöhnlich im Februar, März und April wehen, ausgeſezt iſt.

Ihre Hauptladung beſteht zwar in Braſen oder Berſen (Breams), doch fangen ſie auch viele andre Arten von Fiſchen, nämlich die obgedachten Taſſarte, ein köſtlicher Fiſch, der an Geſchmack einer großen und fetten Makrele gleicht, oder wenn er getrocknet iſt, vom getrockneten Lachs nicht unterſchieden werden kann. Der Stockfiſch, welcher hier gefangen wird, iſt beſſer als der von Newfoundland; der Anhoua iſt auch ausnehmend gut; der Corbino iſt ein großer Fiſch, der etwa dreißig Pfund wiegt. Auſſer dieſen giebts hier noch viele andre Arten von Fiſchen, die ich nicht beſchreiben kann.

Ungeachtet dieſe Fiſcherey der größten Verbeſſerung fähig iſt, ſo haben doch die Engländer nicht Urſach zu befürchten, daß die Spanier jemals im Stande ſeyn werden, ſie ſo ſehr zur Vollkommenheit zu bringen, daß ſie ihnen auf den Spaniſchen oder Italieniſchen Märkten den Rang ſtreitig machen könnten. Die Macht der Geiſtlichkeit in Spanien ſichert uns beſſer gegen ein ſolches Unglück, als wenn eine Flotte von hundert Schiffen von der Linie an der Küſte der Barbarey poſtirt wäre, die Spaniſche Fiſcherey zu verhindern.

Die Manufakturen dieſer Inſeln liefern taffetne Zeuge, geſtrickte ſeidne Strümpfe, ſeidne Kniebänder, Matrazen, und Bettdecken. In Kanaria und Teneriffa macht man grobe Leinwand und Gaze von dem Flachs, der aus Holland eingeführt wird. Weiße Decken und grobe Tücher machen die Einwohner von Kanaria von der Wolle ihrer eignen Schafe. Eine ſehr grobe Art von Tuch, welches die Bauren tragen, wird auch in den übrigen Inſeln gemacht; an Feſtta-

gen

gen aber, Hochzeiten, u. ſ. w. trägt der gemeine Mann gewöhnlich grobes Engliſches Tuch. Die Ausfuhr der rohen Seide iſt jezt verboten, um die Seidenmanufakturen aufzumuntern. In den großen Städten treiben Mannsperſonen das Weber- und Schneiderhandwerk; in den Dörfern aber blos Frauensperſonen.

Um von der Fruchtbarkeit und dem Ueberfluß der Inſel Teneriffa einen Begriff zu geben, kann ich verſichern, daß man jährlich nicht weniger, als funfzehn tauſend Fäſſer Wein und Branntewein ausführt, die große Menge, die in der Inſel ſelbſt konſumirt wird, ungerechnet.

Die courante Münze in den Kanariſchen Inſeln iſt der Mexikaniſche Thaler, und der halbe, vierte, achte und ſechszehnte Theil deſſelben. Auſſer dieſen hat man eine kleine ſilberne Landmünze, Real de Plata, fünf Pence Sterling an Werth; und eine Kupfermünze, deren zehn einen Real de Plata ausmachen. Die ſilberne Landmünze kurſirt in Lancerota und Fuertaventura nicht, und wird niemals ausgeführt, weil ſie in den Inſeln mehr gilt, als ihr innerer Werth beträgt. In Rechnungen aber bedient man ſich hier einer eingebildeten Münze, nemlich couranter Thaler, deren jeder zehn Reales de Vellon enthält. Der Real de Vellon enthält acht Stück der obgedachten Kupfermünze, ſo daß der courante Thaler genau drey Schillinge und vier Pence, und ſechs derſelben gerade ein Pfund Sterling betragen. Drey Sechszehntheil des Mexikaniſchen Thalers gelten für zwey Reales de Plata. Goldne Münze findet man in dieſen Inſeln wenig, oder gar nicht.

Die Pfunde und kleineren Gewichte ſtimmen hier beynahe völlig mit den unſrigen überein. Der Centner hält hier nicht, wie bey uns, hundert zwölf, ſondern

dern nur hundert vier Pfund. Ein anderes Gewicht, Namens Arroba, hält fünf und zwanzig Pfund.

Die hiesigen Maße sind das Fanega oder Hanega, das Almud, das flüssige Arroba und das Var.

Des ersteren Maßes bedient man sich zu Korn, Kakao, Salz, u. s. w. Es hält beynahe die Quantität zwey Englischer Bushels oder Scheffel. Zwölf Almuds machen ein Fanega. Das flüssige Arroba hält etwas mehr als drey Gallonen; und das Quartillo stimmt ungefähr mit unserm Quartier überein. Das Var ist ein Ellenmaß, und beträgt etwa $\frac{7}{100}$ weniger, als eine Englische Elle.

Achtzehnter Abschnitt.

Von der Regierungsform und den Einkünften der Kanarischen Inseln.

Da ich bereits von der Regierungsform in Lancerota und Fuerteventura einige Nachricht gegeben, so kann ich hier Gomera und Hierro übergehen, weil diese auf eben den Fuß, wie die obgedachten beyden Inseln, regiert werden. Ich rede hier also blos von den sogenannten königlichen Inseln, nämlich Kanaria, Tenerissa und Palma.

Als die Eingebornen der Krone Spanien unterworfen wurden, beraubte man sie nicht ihrer Freyheit, sondern machte sie ihren Eroberern völlig gleich; ein Beyspiel von Politik, welches allgemeiner Nachahmung würdig ist. Wie die Spanier dazu kamen bald nachher in Amerika auf eine ganz entgegengesetzte Art zu verfahren, läßt sich schwer begreifen; gleichwohl haben die Holländer, Franzosen und Engländer, weit entfernt, dem guten Beyspiel, welches die Spanier ihnen auf den Kanarischen Inseln gaben, zu folgen, auf den Zuckerinseln in Westindien die strengsten Regierungsfor-

men eingeführt, die je in irgend einem Theil der Welt existirt haben, und die bey weitem viel schlimmer sind, als die Spanischen Gouvernements in Amerika.

Was für Verbesserungen oder Gehorsam kann man in einem Lande erwarten, wo alle Arbeitsleute Sklaven sind, und keinen andern Antrieb zu Gehorsam und Industrie haben, als Furcht vor Strafe? die doch noch nie etwas ähnliches, mit der Industrie eines dürftigen freyen Volks, welches der Früchte seiner Arbeit für sich allein genießt, hervorgebracht hat.

Ist es nicht zum Erstaunen, wenn man bedenkt, wie Engländer mit der größten Insolenz von der Welt ihre Könige und Staatsminister, als Kränker ihrer Freyheit, schmähen; interdeß sie zu gleicher Zeit selbst über ihre Nebenmenschen die willkührlichste Herrschaft ausüben? Was für Vorstellungen müssen vernünftige Leute sich von mancher Engländer Begriffen von Freyheit machen? Können sie wohl diese gerühmte Freyheit für irgend etwas anders halten, als eine Macht, ihren Obern ungestraft mit Frechheit zu begegnen, und die Armen mit grausamer Härte zu unterdrücken? Ihre Unterdrückung der Armen ist auch in andern Fällen, ausser ihrer Behandlung der Sklaven in Westindien, sichtbar; ich meyne ihre Gesetze gegen die Vagabonden, d. h. arme Fremdlinge, die keinen bestimmten Aufenthalt haben, und herumziehende Komödianten. Berauben nicht eben diese Leute, die ein solches Lärm um Freyheit machen, die Bettler ihrer natürlichen Freyheit, indem sie dieselben, wider ihren Willen, in Arbeitshäuser einsperren? Und doch zwingen diese Bettler keinen Menschen, ihnen einen Heller zu geben; oder wenn sie Gewalt oder Betrug gebrauchen, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, so hat das Gesetz dafür gesorgt, daß sie nach Verdienst ihres Verbrechens bestraft werden. Warum sollen sie denn,

in

in einem freyen Lande, nicht die Freyheit haben, auf der Straße oder im Felde vor Hunger zu sterben, wenn sie das etwa lieber wollten, als arbeiten?

Doch, ich lenke von dieser Digression ein, die hier vielleicht nicht ganz am unrechten Orte steht. Die Spanier verbanden sich, nach der Eroberung der Kanarischen Inseln, mit den Eingebornen solchergestalt, daß sie nun ein Volk wurden. Die Folge dieser politischen Vereinigung ist, daß der König von Spanien in diesen Inseln mehr Soldaten und Seeleute aufbringen kann, als in irgend einem andern Theil seiner Länder, welcher dreymal so groß ist als die Kanarischen Inseln. Zu diesem Vortheil kömmt noch ein andrer, nämlich die große Menge Volks, welche jährlich von hier auswandert, sich in seinen ungeheuren und unbewohnten Amerikanischen Besitzungen niederzulassen.

Der geringste Justizbediente in diesen Inseln, die Alguazils ausgenommen, ist der Alkalde, dessen Amt ungefähr mit dem eines Friedensrichters in England übereinkömmt. In jeder Stadt und jedem Dorf von Erheblichkeit ist einer. Diese Magistratspersonen werden von der königlichen Audienz in der Stadt Palmas in Kanaria gesezt; sie verwalten ihr Amt nicht auf Lebenslang, sondern nur auf eine gewisse Zeit. In Sachen des Eigenthums können sie keinen Streit entscheiden, dessen Gegenstand mehr als siebzehn Realen, oder sieben Schillinge Sterling an Werth beträgt. Ueber ihnen steht ein Alkalde Major, welcher auf eben die Art gesezt wird. Er kann nicht in Sachen des Eigenthums entscheiden, wenn der Werth der streitigen Sache die Summe von zwey hundert Thalern übersteigt. Von den Aussprüchen aller dieser Magistratspersonen läßt sich an den Liniente und den Corregidor appelliren. Der erste dieser Magistratspersonen ist ein Rechtsgelehrter, und wird von der kö-

niglich-

niglichen Audienz ernannt; der König ſelbſt aber ſezt den leztern, welcher nicht verbunden iſt, ein Rechtsgelehrter zu ſeyn, aber einen Sekretär oder Gehülfen hat, der ein ſtudierter Juriſt ſeyn muß, und ſein Aſſeſſor genannt wird. Der Corregidor hat ſein Amt gemeiniglich auf fünf Jahre, zuweilen aber länger. Selten gelangen Eingeborne der Inſeln zu dieſer Ehrenſtelle, denn gewöhnlich werden geborne Spanier dazu genommen. Die Art zu verfahren in dieſen beyden Gerichtshöfen, des Corregidors und des Tiniente, iſt vollkommen gleich; und es ſollte ſcheinen, daß ſie urſprünglich beſtimmt wären, einander das Gegengewicht zu halten.

Von dem Corregidor und Tiniente appellirt man an die königliche Audienz in Groß-Kanaria. Dies Tribunal beſteht aus drey Oidores oder Richtern, einem Regenten und Fiskal, welche gewöhnlich geborne Spanier ſind, und immer von dem König geſezt werden. Der General-Gouverneur, wiewohl er in Teneriffa ſeinen Siz hat, iſt immer Präſident dieſes Gerichtshofes. Von ſeinen Entſcheidungen in Kriminalſachen kann nicht appellirt werden; in Eigenthumsſachen aber appellirt man an den Rath oder die Audienz von Sevilla in Spanien.

Die ſtehenden Truppen in den Kanariſchen Inſeln ſchäz' ich nicht höher, als etwa auf hundert und funfzig Mann; aber man hat eine gehörig regulirte und unter die übrigen Einwohner vertheilte Miliz, über welche der General-Gouverneur immer das Oberkommando führt. Die Officiere, als Obriſten, Hauptleute und Subalternen werden alle von dem König geſezt; und im Fall einer ſtirbt, ſollte die Verlihz nach dem Alter beſezt werden, aber Privatverbindungen vermögen oft mehr, als dieſe Anordnung. Wenn die Officiere der Miliz mit irgend einem andern Streit haben,

ben, so können sie ihn vor eine bürgerliche Obrigkeit fodern; diese leztere aber hat keine Macht, einen Officier zu zwingen, daß er vor ihrem Tribunal erscheine. Ist aber Jemanden von einem Officier Unrecht geschehen, so kann er ihn bey seinem Oberofficire verklagen; und wenn er hier nicht Genugthuung erhalten zu haben glaubt, bey dem General Gouverneur der Inseln: von dessen Ausspruch kann er dann noch an den obersten Kriegsrath in Spanien appelliren, welcher, dieses Namens ungeachtet, wirklich ein Civilgericht ist.

Der Leser wird vielleicht bemerken, wie leicht es den Officieren der Miliz ist, die Einwohner zu unterdrücken. Allein, wenn man bedenkt, daß sie hier angesessen sind, sich nicht bald hier bald da aufhalten, wie die Officiere bey stehenden Truppen, daß sie verheyrathet sind, und mit den Einwohnern des Orts in Verbindung stehen, so daß ihnen daran gelegen ist, ihren guten Namen zu erhalten, so wird er sich nicht wundern, daß so wenig Unterdrückungen in diesen Inseln verübt werden. Doch darf man nicht erwarten, in Sachen des Eigenthums hier eine so genaue Justiz zu finden, als in England; ich sage, in Sachen des Eigenthums, denn kein Mensch in diesem Lande untersteht sich, die größern Arten von Unterdrückung oder Gewaltthätigkeit zu verüben, weil der Beleidigte den angreifenden Theil, er sey so vornehm als er wolle, gewiß ermorden, und dann in die nächste Kirche oder Kloster seine Zuflucht nehmen würde, wo keine Gewalt ihn herausreissen darf, sondern ganz sicher bleiben kann, bis er Gelegenheit findet, aus den Inseln zu entwischen.

Ausser den obgedachten Kriegsbedienten, giebts hier auch Castillanos, das heißt, Gouverneurs oder Hauptleute der Forts und Kastele, deren einige von dem König, andre von den zwölf Regidors der Inseln,

der

der Cavildo genannt, geſezt werden; denn einige der Forts gehören dem Könia, andre ſtehen unter der Direktion der Regidors. Die Beſazung der königlichen Forts machen die hundert und funfzig Mann ſtehende Truppen aus; und da dieſer Forts eine groſſe Anzahl iſt, ſo läßt ſich leicht ſchließen, wie ſtark die Beſazung eines jeden ſeyn mag.

Die Regidores, wie ich ſchon oben in der Geſchichte der Entdeckung und Eroberung bemerkt habe, ſind erbliche Staatsbedienten, die einen Gerichtshof halten, den Preis der Lebensmittel zu beſtimmen, für die Ausbeſſerung der Landſtraßen zu ſorgen, zu verhüten, daß kein öffentliches Unglück geſchehe, daß die Peſt nicht durch Schiffe eingebracht werde ꝛc. Um die Koſten zu Ausbeſſerung der Landſtraßen und anderer öffentlichen Arbeiten aufzubringen, haben die Regidores die Macht, den Einwohnern eine Taxe aufzulegen. Sie haben eine Art von Acciſe auf die Seife gelegt, die, meines Erachtens, eine hinlängliche Summe zu Beſtreitung dieſer Koſten aufbringt.

Keiner darf eher in dieſen Inſeln landen, als bis der Schiffsherr einen Geſundheitsſchein aus dem Hafen, worinn er zulezt geweſen, vorgezeigt hat, oder bis das Schiffsvolk gehörig unterſucht worden, ob es von der Peſt, oder irgend einer andern anſteckenden Krankheit, frey iſt, oder nicht. Ehe dies geſchehen iſt, darf kein Boot, das Pratike- oder Geſundheitsboot ausgenommen, ſich dem Schiffe nähern.

Die königlichen Einkünfte aus dieſen Inſeln beſtehen in folgenden Stücken.

1) Las Tercias Reales, oder der königliche Drittheil von den Zehnten.
2) Das Monopolium von Rauch- und Schnupftaback.

3) Die

3) Die Erkenntlichkeit, welche der Adel jährlich für ſeine Titel an den König bezahlt.
4) Die Abgabe der ſieben Procent von Einfuhren und Ausfuhren.
5) Die Abgaben von dem Kanariſch-Weſtindiſchen Handel.

Die erſte dieſer Abgaben heißt ſehr uneigentlich der Dritthel von den Zehnten, denn ſie beträgt kaum den zehnten Theil derſelben: der König erfährt hierinn, auf ſeine Koſten, was es heißt, mit der Geiſtlichkeit theilen. Denn der königliche Dritthel iſt ein Geſchenk, welches der Pabſt dem König von Spanien gemacht hat, weil er einen beſtändigen Krieg gegen die Ungläubigen unterhält.

Der zweyte Zweig dieſer Einkünfte beſteht in Schnupf- und Rauchtaback, welchen die Stankeros auf Rechnung des Königs verkaufen; denn keinem andern iſt erlaubt, mit Taback zu handeln.

Der dritte iſt kaum der Rede werth, da er nur eine geringe Kleinigkeit beträgt.

Alle dieſe Einkünfte zuſammen genommen, den fünften Artikel ausgenommen, ſollen nach Abzug aller Koſten, als Beſoldung der Bedienten, u. ſ. w. nicht über funfzig tauſend Pfund jährlich in des Königs Schatzkammer bringen.

Würden die Einwohner dieſer Inſeln eins, fünf und ſiebzig tauſend Pfund baares Geld jährlich in des Königs Schatzkammer zu bezahlen, unter der Bedingung, daß er alle Abgaben und Zölle in den Inſeln abſchafte, und eine freye Ein- und Ausfuhr aller Waaren von und nach allen Theilen der Welt einführte, ſo bin ich überzeugt, ſie würden ſehr dabey gewinnen, wegen der Vermehrung des Handels, der Schiffe, der Seeleute, und des Reichthums, welche in kurzer Zeit ganz erſtaunlich ſeyn würde.

Alles

Alles Orchillakraut in Kanaria; Teneriffa und Palma gehört dem König, und iſt ein Theil ſeiner Einkünfte. In den übrigen Inſeln gehört es den reſpektive Eigenthümern derſelben.

Am 21ſten Jul. 1553, machten die Franzoſen eine Landung auf Palma mit ſieben hundert Mann; aber die Eingebornen ſchlugen ſie zurück, und nöthigten ſie, ſich mit Verluſt wieder einzuſchiffen, ungeachtet ſie faſt keine andre Waffen hatten, als Stecken und Steine.

Seit der Eroberung der Kanariſchen Inſeln, hat keine fremde Macht eine Flotte ausgerüſtet, um die Kanariſchen Inſeln zu erobern, nur eine ausgenommen, welche, wie William Monſon berichtet, die Holländer im Jahr 1599 gegen die Inſel Groß-Kanaria abſchickten. Sie beſtand aus drey und ſiebzig Schiffen, unter dem Kommando des Peter van Doiſt. Nach ihrer Rückkehr in Holland kam ein Buch heraus, unter dem Titel: „Die Eroberung der Groß Kanarien, „welche in dieſem Sommer durch eine Flotte von drey „und ſiebenzig Segeln geſchehen, die auf Befehl und „unter Direktion der General Staaten abgeſchickt wor„den; nebſt der Eroberung einer Stadt in der Inſel „Gomera.“ Durch dieſen Titel, bemerkt Monſon, wollten ſie die Welt glauben machen, daß ſie alle Kanariſchen Inſeln erobert hätten; da ſie doch nur die Stadt Palmas in Kanaria überfielen und einnahmen, wo ſie weder Gefangene noch Beute machten, weil die Einwohner ſich mit allen ihren Habſeligkeiten auf die Berge flüchteten. Nachdem ſie aber die Stadt eingenommen hatten, drangen einige von den Soldaten, ohne Erlaubniß ihrer Officiere, ins Land, um zu plündern, weil ſie aber nirgends Beſcheid wußten, ſo machten die Spanier eine große Menge derſelben nieder, und nöthigten die übrigen, ſich zurückzuziehen. Gleichwohl plünderten ſie die Klöſter und Kirchen, und brann-

brannten ſie dann bis auf den Grund ab. Hierauf nahm der Holländiſche Admiral Gomera ohne Widerſtand ein; denn die Einwohner entflohen auf die Berge, wo ſie aber viele von den Holländiſchen Herumſtreifern ums Leben brachten.

Im Jahr 1657 kam eine Flotte von Engliſchen Kriegsſchiffen, unter dem Kommando des Admiral Blake, in die Reede von Santa Cruz, und zerſtörte die Spaniſche Silberflotte, die da eingelaufen war. Die Einwohner von Teneriffa ſagen, die Bay ſey damals, in Vergleichung mit ihrem jezigen Zuſtande, ganz wehrlos geweſen.

In dem Kriege zwiſchen Spanien und England, welcher im Jahr 1739 ſeinen Anfang nahm, griffen zwey Engliſche Schiffe, deren eins ein Kriegsſchiff von ſechszig Kanonen war, den Hafen und das Dorf von Gomera an. Als ſie zu feuern anfiengen, geriethen die Einwohner in großes Schrecken; da ſie aber fanden, daß die Kanonade lange anhielt, und keinen Schaden that, wurden ſie ſo dreiſt, daß die jungen Leute hin und her liefen, um die Kanonenkugeln aufzuſuchen. Als die Engländer ſahen, daß ſie umſonſt feuerten, bemannten ſie alle ihre Böte, um zu landen; um dieſe Zeit aber war die ganze Inſel in Alarm, die Miliz hatte den Hafen erreicht, und ſich in einem tiefen Grunde hinter dem Geſtade geſtellt, um den Feind zu empfangen; worauf die Engländer, da ſie ihre Menge und Entſchloſſenheit ſahen, es fürs beſte hielten, ſich zu entfernen.

In dem nemlichen Kriege landeten einige Engliſche Kaper eine anſehnliche Anzahl Truppen auf der Inſel Palma, die aber von den Eingebornen ſehr muthig angegriffen und in die Flucht geſchlagen wurden. Sie wollten kein Quartier geben; und als einige Katholiken aus Irland, die ſich unter den Engliſchen Truppen befanden, ihre Gefahr ſahen, öffneten ſie ihren

ren Buſen, zeigten ihre Kreuze, und baten um ihr Leben, aber vergebens, die erbitterten Palmaner machten ſie insgeſammt nieder, einen einzigen Mann ausgenommen, der verwundet war, und eine Zeitlang unter den Todten lag, weil die Eingebornen ihn für todt hielten; als ſie ihn nachher am Leben fanden, brachten ſie ihn in die Stadt Santa Cruz in Palma, wo er von ſeinen Wunden geheilt, und als ein Kriegsgefangener behandelt wurde, bis man ihn auswechſelte.

Die Einwohner der Kanariſchen Inſeln haben den größten Widerwillen vor dem Kriege, weil er ihren Handel ruinirt, und ihr wechſelſeitiges Verkehr mit einander unterbricht. In dem lezten Kriege mit England ſuchten ſie eine Neutralität für ihre Inſeln auszuwirken.

Alle Engliſchen Kaper, die jemals aufs Kreuzen zwiſchen dieſen Inſeln ausgiengen, fanden ſich in ihrer Hoffnung betrogen; denn ſie kaperten nie mehr als einige wenige Barken, die mit Korn oder eingeſalzenen Fiſchen von der Küſte der Barbarey zurückkehrten. Diejenigen, welche den aus Weſtindien kommenden Kanariſchen Schiffen auspaßten, hatten eben ſo ſchlechtes Glück: in der That, wenn ein Kaper nicht jemanden an Bord hat, der dieſe Inſeln und die Witterung, welche hier herrſcht, ganz genau kennt, ſo wird er ſeine Hoffnung auf Gewinnſt immer vereitelt ſehen.

In jeder dieſer Inſeln iſt auf irgend einer Anhöhe eine Wache ausgeſtellt, um den Einwohnern von annähernden Schiffen Nachricht zu geben; läßt ſich eine ungewöhnliche Anzahl ſehen, ſo giebt man ein Zeichen, um im ganzen Lande Lärm zu machen.

Wenn die Glocke zum Abendgebet geläutet hat, dürfen keine Böte mehr landen, oder ſich von der Küſte entfernen; überhaupt darf zu keiner Zeit ein Boot einen Hafen verlaſſen, ohne Erlaubniß des Gouverneurs oder

Haupt-

Hauptmanns, wärs auch nur um zu fiſchen, oder zu einem Schiff in der Reede zu gehen.

Auſſer den Negerſklaven, die dem Grafen von Gomera gehören, haben auch verſchiedne Standesperſonen in Teneriffa einige wenige; aber ihrer ſind, im Verhältniß gegen die weißen Dienſtleute in dieſer Inſel, nicht mehr, als der Schwarzen gegen die übrigen Einwohner in London.

Die Eingebornen haben dies vortreffliche Geſez zum Vortheil ihrer Negern, daß, wenn der Herr ſeinem Sklaven ungerecht oder grauſam begegnet, dieſer ihn zwingen kann, ihn augenblicklich zu verkaufen. Eben dies Geſez, wo ich nicht irre, gilt auch in den Spaniſchen Weſtindien. Welch eine Schande, daß manche Sachwalter der Freyheit, vergleichungsweiſe die einzigen ſind, welche die Armen unterdrücken, denen ſies doch einzig zu verdanken haben, daß ſie in Glanz, Müſſiggang und Ueppigkeit leben können.

Neunzehnter Abſchnitt.

Von der geiſtlichen Regierung der Kanariſchen Inſeln.

Der Biſchof der Kanariſchen Inſeln iſt Weihbiſchof (Suffraganeus) des Erzbiſchofs von Sevilla in Spanien, und hat eine jährliche Revenüe von ſechs tauſend Pfund Sterling. Er hat ſeinen Siz in der Stadt Palmas in Kanaria, wo man ihm mit aller Ehrerbietigkeit und Unterthänigkeit begegnet, die ſonſt nur einem Fürſten gebührt.

Die Provincialen, oder Vorſteher der verſchiednen Mönchen- und Nonnenorden wohnen in der Stadt St. Chriſtobal de la Laguna. Sie haben Niemand, als den Generals ihrer reſpektiven Orden zu Rom, Rechenſchaft zu geben.

In jeder Inſel iſt ein Haus, welches dem Inquiſitionsgerichte gehört, nebſt ſeinen gehörigen Bedienten, deren Pflicht es iſt, alles, was ſich von Kezereyen, oder Mangel an Ehrerbietung gegen die Geiſtlichkeit blicken läßt, zu unterdrücken. Sie haben die Macht, verdächtige Perſonen in Verhaft zu nehmen, und gefangen zu ſezen, ohne der bürgerlichen Obrigkeit deſshalb im geringſten Rechenſchaft zu geben. Nachdem ſie dieſelben gehörig abgehört haben, werden ſie entweder losgeſprochen, oder auf dem erſten Schiffe an das Oberinquiſitionsgericht in Kanaria geſchickt.

Wenn ein fremdes Schiff ankömmt, und der Herr deſſelben Erlaubniß erhält, ans Land zu kommen, ſo bringt man ihn zu einem Bedienten der Inquiſition, welcher ihn abhört, um zu erfahren, ob er auf ſeinem Schiffe Bücher oder Gemälde hat, welche der Lehre oder den Cerimonien der Römiſchen Kirche zuwider ſind; und nöthigt ihn, ein Papier zu unterzeichnen, wodurch er ſich verbindlich macht, wenn er dergleichen hat, ſie nicht ans Land zu bringen, oder ſehen zu laſſen, wie auch, daß er, während ſeines Aufenthalts in der Inſel, nichts gegen die Römiſche Religion reden; oder ihrer Gebräuche und Cerimonien ſpotten wolle.

Vor ganz kurzer Zeit unterſuchten die Inquiſitionsbedienten alle Bibliotheken in den Inſeln, und machten entweder ein Zeichen auf diejenigen Bücher, welche ſie für ſchädlich hielten, oder nahmen ſie ganz weg.

Da alle Eingebornen dieſer Inſeln eifrige Mitglieder der Römiſchen Kirche ſind, ſo hat das Inquiſitionsgericht ſelten Gelegenheit, ſeine ganze Gewalt auszuüben. Die vielen verläumderiſchen Nachrichten, die wir in proteſtantiſchen Ländern von den Procedueren der Inquiſition hören, verdienen gar keinen Glauben; wie zum Beyſpiel, daß die Bedienten deſſelben

junge

junge Mädchen in ihre Gefängnisse führen, um ihre Wollust zu befriedigen, und reiche Leute fälschlich der Ketzerey beschuldigen, um sich ihres Reichthums zu bemächtigen, u. s. w. Ich kann, dünkt mich dreist behaupten, daß man noch mit keiner Manns- oder Frauensperson in den Kanarischen Inseln also umgegangen. Verschiedne freylich hat man gefangen gesezt und bestraft, aber nur wegen solcher Vergehungen, die eigentlich vor das Tribunal der Inquisition gehören. Da mancher Leser vielleicht neugierig ist, einige dieser Fälle zu wissen, so will ich verschiedne derselben, die sich theils vor meiner Zeit, theils während meiner Reisen nach diesen Inseln, zugetragen, erzählen.

Vor vielen Jahren verliebte sich ein angesehener Mann in der Stadt Laguna in eine Nonne, die er beredte, aus dem Kloster zu entwischen, und sich mit ihm in einem Holländischen Schiffe zu Santa Cruz, welches im Begriff war nach Holland abzugehen, einzuschiffen. Sobald sie an Bord kamen, segelte das Schiff davon, sah sich aber, wegen einiger Widerwärtigkeiten zur See, genöthigt, in die Bay von Santa Cruz zurückzukehren, wo man es auf Befehl der Inquisition, aufs genaueste durchsuchte. Die beyden Liebenden wurden entdeckt, ans Land gebracht, ins Gefängniß geworfen, und bald nachher, auf einem Schaffot in der Stadt Laguna, öffentlich enthauptet. Die Schande und das Schimpfliche ihrer Strafe war ihnen bitterer, als der Tod selbst. Kein Mensch kann sich dieses vorstellen, der nicht selbst in Ländern, wo die Inquisition herrscht, gelebt hat.

Der Herr eines Französischen Schiffs, welches in der Rede von Orotava lag, stand am Hafen, und unterredete sich mit einigen Kaufleuten, als eben die Hostie dicht bey ihnen vorbey kam. Alle Kaufleute, so bald sie sie sahen, knieten zum Zeichen der Ehrfurcht nieder, wie hier gebräuchlich ist; aber der Franzose, der ein Hu-

guenotte war, blieb mit dem Hut auf dem Kopfe ſtehen, ungeachtet alles Zuredens der Kaufleute, daß er niederknieen, und den Hut abnehmen ſolte. Den folgenden Morgen wurden die Kaufleute, mit denen der Schiffskapitain zu thun hatte, von den Inquiſitionsbedienten vorgefodert, und wegen des Vorgefallenen abgehört. Sie bewieſen ihre Unſchuld, konnten ſie aber nicht davon abbringen, den Kapitain in Verhaft zu nehmen, ungeachtet ſein Schiff faſt ſegelfertig war. Zum Glück für den Franzoſen, verfugte ſich die ganze Kaufmannſchaft, mit einigen vernünftigen Geiſtlichen, zur Inquiſition, und machte ihren Bedienten begreiflich, daß die Rügung dieſer Sache zu weiter nichts dienen würde, als die Holländer, Engländer und Hamburger von Beſuchung der Inſeln abzuſchrecken, und alſo ihren Handel zu Grunde zu richten.

Ein Engliſcher Katholiſcher Schiffskapitain ward von den Spaniern in dem Kriege von 1739 gefangen genommen, und nach Teneriffa gebracht, wo er eine Zeitlang als ein uneingeſchloſſener Gefangner blieb. Er war einſt in eines Freundes Hauſe in Geſellſchaft, als die Bedienten der Inquiſition, nebſt einigen Gehülfen, das Haus umringten, und ihn in ihr Gefängniß ſchleppten. Bald darauf brachte man ihn in das Gefängniß der Inquiſition in Groß-Kanaria, wo er über zwey Jahre ſaß. Während dieſes ganzen Krieges blieb der Engliſche Konſul in Teneriffa, und als er hörte, was vorgegangen, gab er einem vielvermögenden Manne in England Nachricht davon, mit der Bitte, ſein Anſehn zum Beſten des Kapitains, der ſo ungerechter Weiſe in Kanaria gefangen gehalten würde, zu verwenden. Dies hatte die gewünſchte Wirkung; denn ein Engliſches Kriegsſchiff kam bald darauf, mit vielen Gefangenen, in die Reede von Palmas in Kanaria, und hatte Befehl, nicht eher zu

ten

ren derſelben auszuwechſeln, als bis man dieſen unglücklichen Engländer auf freyen Fuß geſezt hätte. Da ſich viele Freunde der vornehmen Kanarier an Bord des Kriegsſchiffs befanden, ſo legten dieſe bey der Inquiſition Fürbitte für den Engländer ein, und wirkten ſeine Freyheit aus; ich ſage, ſie legten Fürbitte für ihn ein, denn die dortige bürgerliche Obrigkeit kann die Inquiſitoren nicht zwingen, das geringſte wider ihren Willen zu thun.

Die Nachricht, welche der Schiffskapitain mir von dieſem Verfall gegeben (denn er lebt jezt in London) beſteht darinn, daß man eben ſo mit ihm verfahren, wie das Inquiſitionsgericht zu Maloga in Spanien mit einem gewiſſen Martin verfuhr, welcher eine Beſchreibung ſeiner Gefangenſchaft und leiden herausgegeben hat. Nachdem ſie ihn eine Zeitlang vergebens ermahnt hatten, ſich ſelbſt anzuklagen, und zu bekennen, ſagten ſie ihm frey heraus, man habe ihn als einen Freymaurer angegeben. Da er nicht Spaniſch genug verſtand, ſie zu verſtehen, ſo gebrauchten ſie einen alten Schottländer, der in ſeiner Jugend durch Zufall auf dieſe Inſel gekommen war, und den Römiſchen Glauben angenommen hatte, als Dollmetſcher; er hatte aber ſeine Mutterſprache faſt ganz vergeſſen. Dieſer Dollmetſcher ſagte ihm, die Inquiſition klage ihn an, daß er ein Frankmaurer ſey (denn ſo nannt' er einen Freymaurer;) da der Kapitain ihn noch nicht verſtand, ſo blieb er dabey, ſeine Unſchuld zu behaupten, ungeachtet man die Tortur gebrauchte, ihn zum Bekenntniß zu zwingen. Endlich begriff er ihre Meynung; aus Furcht aber, es mögte ihm noch ſchlimmer gehen, wenn er bekennte, that er noch immer, als ob er ſie nicht verſtünde. Dies iſt alles, was ich von ihm erfahren können, außer daß er, ohne die Zeit da ihn die Inquiſition im

Verhaft

Verhaft hatte, noch neun Monate in einem tiefen Kerker zubringen mußte.

Im Jahr 1749 scheiterte ein Englisches Schiff, auf seiner Fahrt nach Guinea, an der Küste der Barbaren, die diesen Inseln gegen über liegt wo ein Kanarisches Fischerboot die Mannschaft einnahm, und sie nach Gross-Kanaria brachte. Der Wundarzt, welcher erfuhr, daß gute Aerzte und Chirurgi hier selten wären, und von den Vornehmen eingeladen wurde, sich unter ihnen niederzulassen, entschloß sich, hier zu bleiben, und übte die Arzneykunst eine Zeitlang mit großem Beyfall. Die Priester und Mönche, welche sich Mühe gegeben hatten, ihn zu bekehren, gaben vor, daß er ihnen versprochen, den Römischen Glauben anzunehmen, und öffentlich seiner Ketzerey zu entsagen. Bald nachher ward er krank; sie setzten ihm hart zu, aber umsonst; denn nach seiner Genesung beharrt' er in seinen Irrthümern. Dies erbitterte sie so sehr, daß sie ihn zwangen, die Insel zu verlassen.

Ein Französischer Huguenotte von geringem Vermögen, welcher in Teneriffa einen Kramladen hatte, und sich einst in Geschäften zu Lancerota befand, wurde von einem Bettler auf eine sehr zudringliche Art um Almosen gebeten. Der Bettler hatte ein Marienbild mit Blumen geschmückt, (wie hier an gewissen Festtagen gebräuchlich ist,) in der Hand, und bediente sich desselben, seinen Bitten mehr Nachdruck zu geben. Der Franzose sagte endlich, ganz verdrüßlich über seine Zudringlichkeit: „Packt euch fort! was „geht mich eure Jungfrau Maria an? Bittet ihr „mich noch um eines hübschen Mädchens willen, so „mögt' ich euch eher was geben." Hiermit kehrt er sich weg, ohne sichs träumen zu lassen, daß seine Worte schlimme Folgen haben könnten. Der Bettler gieng davon, brummte und schwur Rache gegen den ketzerischen

schen Hund, wie er ihn nannte. Der arme Franzose fand bald Ursach, seine übel angebrachte Galanterie zu bereuen, denn gleich darauf nahmen die Inquisitionsbedienten ihn in Verhaft, und hielten ihn im Gefängnisse bis sie Gelegenheit fanden, ihn nach Kanaria überzuschicken. Hier saß er länger als ein Jahr gefangen. Man bemerkte, als er nach Teneriffa zurückkam, daß er sehr frisch und gesund aussah, und ganz fett geworden war; er gieng aber nachher immer in die Messe, und betrug sich im übrigen als ein rechtschaffner Katholik, welches er, wie's scheint, vorher nicht gethan hatte.

Der lezte, der, so viel ich weiß, von der Inquisition in Verhaft gezogen worden, war der Marquis von San Andre', ein Mann von beynahe achtzig Jahren. Man beschuldigte ihn, daß er in einem Buche, welches er nicht lange vorher herausgegeben, einige Irrthümer behauptet hätte; die wahre Ursach aber waren seine beißenden Satyren, wodurch er sich bey der Geistlichkeit verhaßt gemacht hatte. Er wurde nicht in dem Gefängniß der Inquisition eingesperrt, sondern hatte die Freyheit, innerhalb den Mauren eines Klosters in Kanaria herumzugehen, wo er sich, wenn ich nicht irre, länger als ein Jahr aufhielt. Er starb etwa vor einem Jahre, kurz nach seiner Lossprechung. Man sagt, die Inquisiteren hätten ihn, bey seinem ersten Verhör, nach gewöhnlicher Form gefragt: ob er an die Heiligkeit, Gerechtigkeit und Einsicht der Inquisition glaube? Er gab zur Antwort: er leugne schlechterdings, daß sie auf Einsicht den geringsten Anspruch machen könne; was ihre Gerechtigkeit beträfe, so verwies' er sie auf ihr Verfahren gegen ihn; und wegen ihrer Heiligkeit heg' er auch noch einige Zweifel. Er hätt' es nicht wagen dürfen, so zu antworten, wär' er nicht von dem Schuz des Hofes zu Madrid versichert

gewesen: und da er nicht bestraft wurde, sich nicht vor seinen Richtern demüthigte, und weder während seiner Gefangenschaft noch nach seiner Lossprechung, Abbüßung that, so kann man dies als den ersten Schritt ansehen, den der König von Spanien und seine Minister gethan, die Gewalt der Geistlichkeit in den Kanarischen Inseln einzuschränken. Der Hof hätte keinen schicklichern Mann wählen können, um durch seinen Schuz gegen die Inquisition zu versuchen, ob es möglich sey, die unbeschränkte Gewalt dieses Tribunals zu beugen: und da ihm dieser erste Versuch geglückt, so darf man hoffen, daß er fortfahren werde, bis die Kirche hinlänglich gedemüthigt, und ganz abhängig vom Staat gemacht worden.

Kein Mensch darf in einer der Kanarischen Inseln, Teneriffa ausgenommen, wohnen, der nicht ein Mitglied der Römischen Kirche ist; und selbst in Teneriffa kann kein erklärter Jude, Heide oder Muhammedaner auf irgend eine Weise ein Mitglied der Gesellschaft seyn; ja nicht einmal Protestanten, wenn sie nicht sehr ansehnliche Kaufleute sind. Die Geistlichen geben sich gar nicht mit ihnen ab; vermuthlich haben sie Befehl von Rom, sie nicht zu beunruhigen, damit sie nicht mit den Engländern oder Holländern in Streit gerathen, und die Ursach derselben öffentlich bekannt werde, welches am Ende dem Interesse der Kirche schaden würde. Vormals wars nichts ungewöhnliches, daß die Inquisition die Holländischen und Englischen Konsuls in Verhaft nahm.

Diejenigen Protestanten in Teneriffa, welche von den Angriffen der Inquisition am meisten zu befürchten haben, sind die Französischen Huguenotten, weil sich niemand ihrer gegen dieselbe annimmt. Die hiesigen Französischen Konsuln waren immer sehr eingeschränkte

schränkte Köpfe, die weder die Würde ihres Amts, noch die Ehre ihrer Nation aufrecht zu erhalten wußten; sonst würden sie gewiß ihre Landsleute wären sie auch Heiden gewesen, vor Bedrückungen geschützt haben. Ich habe mich oft gewundert, wie die Hugenotten dazu kommen, in diesem Lande ihre Religion öffentlich zu bekennen, da sie doch in ihrem Vaterlande einige ihrer Grundsätze geheim halten; denn wenn Jemand, aus Interesse, sich in einem Stücke nach der Religion des Landes, worinn er lebt, bequemt, warum nicht in allen? Es ist der Vernunft gemäß, daß man entweder sich hartnäckig weigert, selbst im Angesichte des Todes, ein Körnchen Weihrauch auf dem Altar der Götter seines Landes zu streuen, oder der erste ist, der jede Cerimonie des öffentlichen Gottesdienstes derselben mitmacht.

Alle Einwohner der Kanarischen Inseln sind eifrige Katholiken; und wenn sie einen fremden Glaubensgenossen sehen, der sich ordentlich und sittsam aufführt, so verwundern sie sich sehr, weil sie sich einbilden, ein Ketzer sey nicht viel besser, wie ein Vieh; denn diese Leute sind unendlich unwissender und abergläubiger, als die Katholiken in Deutschland und andern Ländern, wo Papisten und Protestanten in derselben Bürgerlichen Gesellschaft beysammen leben. Doch bezeugen die hiesigen Eingebornen nicht so viel Ehrfurcht gegen die Geistlichkeit, als die Einwohner von Portugall, der Azorischen, grünen Vorgebirgs, und Madeirischen Inseln; denn in diesen Ländern küssen die Frauensleute den Mönchen den Saum des Kleides, wenn sie über die Straße gehen. Die Kanarischen Geistlichen führen ein ordentlicheres Leben, als in den ebengedachten Inseln *), und treiben ihren Eifer gegen die

*) Die Portugiesischen Priester und Mönche auf den grünen Vorgebirgs-Inseln sind im höchsten Grade unwissend und

die Ketzer nicht ſo weit, daß ſie ihnen wehren ſollten, ihre Todten in der Erde zu begraben, welches in der Inſel Madeira geſchieht, wiewohl ihr ganzer Handel und Reichthum gänzlich von den Engländern abhängt. Die Engliſchen Kaufleute, welche ſich in dieſer Inſel aufhalten, betragen ſich in dieſem Falle gegen die herrſchende Kirche wahrhaftig edel, anſtändig, und nachahmungswürdig für alle, die von der Religion ihres Landes abgehen; denn anſtatt ſich durch Kriechen gegen die Geiſtlichkeit zu erniedrigen, werfen ſie lieber ihre Todten in die See, wiewohl ſie gewiß wiſſen, daß man ihnen erlauben würde, ſie in der Erde zu begraben, wenn ſie ſich nur herablaſſen wollten, um dieſe Gnade bey der Kirche nachzuſuchen.

Alle Fremden, die nicht Katholiken ſind, ſucht man bey ihrer Ankunft aufs dringendſte zu Proſelyten zu machen; man hat aber bemerkt, daß alle diejenigen, die ſich bereden ließen, ihre Religion zu verändern, in der Abſicht ihr Glück zu machen, bald nachher in Armuth verfielen, und ſelbſt die Achtung derer verloren, die ſo eifrig waren, ſie zu bekehren.

Als ich in Kanaria war, brachte eine Kanariſche Fiſcherbarke von der Küſte der Afrikaniſchen Wüſte einen

und abergläubiſch. Ungeachtet ihres Gelübdes der Keuſchheit, halten ſie öffentlich Beyſchläferinnen, ohne den geringſten Schein von Scham, und ihre Kinder laufen um ihren Häuſern und Kloſtern herum. Als ich mich in der ſüdlichen Barbarey aufhielt, ſprach ich mit einem Mauren, der eine Zeitlang auf den grünen Vorgebirgs-Inſeln geweſen war; er ſagte mir in ſeiner kauderwelſchen Sprache: »Portugieſen Prieſter nicht beſſer als »Narr: er ſagt, er lieben Gott beſſer, viel beſſer, und »nehmen kein Weib; doch haben Kind in ſein Haus; »wie ein Mann haben Kind und nicht haben Weib? »Wahrhaftig Portugieſen Pater all einerley als Narr.

einen Knaben und ein Mädchen, seine Schweſter, die ſie an Bord gelockt hatten, nach Palmas. Der Knabe war etwa eilf, und das Mädchen neun Jahr alt; ſie waren beyde in Gazellenhäute gekleidet. Kurz nach ihrer Ankunft begab ſich die ganze Fiſcherzunft in Palmas vor die königliche Audienz, und beſchwerte ſich über die Leute, welche die Kinder weggeführt hatten, mit der Bitte, ſie ihren Aeltern wieder zurückzuſchicken; ſie ſtellten zu gleicher Zeit zu Unterſtützung dieſer billigen Bitte, die groſſe Gefahr vor, worinn ſie wären, von ihren Verwandten ermordet zu werden, die ſich unfehlbar an den erſten Kanariern, die an ihrer Küſte landeten, rächen würden. Dieſe Vorſtellung that die gewünſchte Wirkung: die Audienz gab bald darauf Befehl, die Gefangenen, mit einigen Geſchenken für ihre unerſetzbaren Aeltern, zurückzuſchicken.

Vor ihrer Abreiſe bediente man ſich vieler Kunſtgriffe ſie zur Veränderung ihrer Religion zu bewegen. Sie wurden ſehr hübſch gekleidet, in ſchönen Zimmern beherberget, und von den Vornehmſten traktirt, kurz man gab ſich die gröſte Mühe, ihnen alles auf der Inſel ſo angenehm zu machen, als möglich. Aber alles dies vermogte nichts über die Standhaftigkeit des Knaben, welcher der Religion ſeiner Väter durchaus nicht abfallen wollte. Das Mädchen, durch das ſchöne Puzwerk der Frauenzimmer und andre Annehmlichkeiten geblendet, ſchien zu wanken; doch hatte ihr Bruder ſo viel Gewalt über ſie, daß er ihre Bekehrung verhinderte.

Da die Prieſter mit ihren Zehnten, und die Mönche mit den Einkünften ihrer Klöſter nicht zufrieden ſind, ſo haben ſie Mittel gefunden, die Einwohner dieſer Inſeln mit vielen Auflagen zu beläſtigen, deren Erzählung zu langweilig ſeyn würde; und wiewohl ſie

nicht alle durch die Geſetze eingeführet ſind, ſo würd' es doch gefährlich ſeyn, die Bezahlung derſelben zu weigern. Jede Fiſcherbarke, z. B. muß eine gewiſſe Quantität Fiſche an jedes Kloſter liefern; und wenn die Bettelmönche von Hauſe zu Hauſe herumgehen, werden ſie reichlich mit Almoſen verſorgt; wollte Jemand ſie abweiſen, oder ihnen eine harte Antwort geben, ſo würd' er gewiß als ein Gegenſtand ihrer Rache ausgezeichnet werden, und der Inquiſition in die Hände fallen. Jeder, von welchem Stande er auch ſey, der irgend einen Zweck zu erreichen oder einen Entwurf auszuführen wünſcht, ſucht erſt die Vornehmſten der Geiſtlichkeit auf ſeine Seite zu bringen; gelingt ihm dies, ſo ſind alle übrigen Schwierigkeiten leicht zu überſteigen.

Einige Kanarier, die von dem Zuſtande fremder Länder einige Kenntniß hatten, fragten mich oft, woher es komme, daß unſer Handel den Spaniſchen ſo weit überträfe? Ich gab ihnen immer zur Antwort, die Macht der Inquiſition in weltlichen Dingen kränke nicht nur ihre Freyheit, ſondern unterdrücke auch ihre Induſtrie, ohne welches beydes keine Nation ſich im Handel ſehr hervorthun könne.

Ich ſagte ihnen, die Vortreflichkeit der Engliſchen Verfaſſung beſtehe darinn, daß keiner, wegen eines bloßen Verbrechens wider die Religion beſtraft werden könne, außer durch Verſtoßung aus der gottesdienſtlichen Geſellſchaft, deren Mitglied er ſey. Allein ich gieng hierinn zu weit, denn es giebt jezt wirklich einige Geſetze in England, vermöge welcher ein rechtſchaffenes Mitglied der Geſellſchaft geſtraft werden kann, bloß weil es ſich nach den Lehren der Kirche nicht bequemt.

Iſt es nicht erſtaunlich, daß die Engliſche Nation, die jezt auswärtig in ſo hohem Ansehn ſteht, ſich durch herrſchſüchtige Prieſter ſo ſehr anführen läßt, daß ſie ihre Soldaten und Seeleute, die immer bereit ſind, ihr Blut zum Dienſt ihres Vaterlandes zu vergießen, in die grauſame Nothwendigkeit ſezt, entweder ihr Gewiſſen zu verlezen, oder ihren Unterhalt zu verlieren? Jezt, da ich dies ſchreibe, kann keiner unſrer braven abgedankten Officiere, die in unſern leztern glorreichen Feldzügen dienten, ſeinen halben Sold ausgezahlt bekommen, wofern er nicht durch ein Atteſtat beweiſt, daß er ein Mitglied der herrſchenden Kirche ſey! Und doch betäuben ſolche heuchleriſche verpfaffte Herren unſere Ohren oft mit einem Geſchrey von Mäßigung, Toleranz und Abſcheu vor Verfolgung. Sie ſollten, wahrhaftig, mehr Mäßigung beweiſen; denn es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß die Zeit vor der Thür iſt, wo die Europäiſchen Staaten, vornehmlich Frankreich, nicht länger in Verlegenheit ſeyn werden, wie ſie Geld zu den Bedürfniſſen des Staats aufbringen ſollen, ſondern ſich die Revenüen der Geiſtlichkeit zu dieſem Gebrauch zueignen, und alſo die Gefahr vermeiden werden, ihre Unterthanen durch tyranniſche, wiewohl nothwendige, Auflagen in Harniſch zu jagen.

Voltaire nimmt aus ſolchen Beyſpielen der Herrſchſucht und Habſucht der Geiſtlichkeit Anlaß, dem Chriſtenthum vorzuwerfen, daß es an allen dieſen Uebeln Schuld ſey; und ſucht uns hinterliſtiger Weiſe zu bereden, als ſey er feſt überzeugt, die Religion, zu welcher Europa ſich bekennt, und das Chriſtenthum, ſey ein und eben daſſelbe Ding. Hierinn iſt er nicht ſo ehrlich, als ſein philoſophiſcher Nebenbuhler, der berühmte Rouſſeau: denn dieſer lezere behauptet

dreiſt,

dreist, daß beide nicht die geringste Verwandtschaft haben, weil er wohl weiß, daß Christen, wären sie auch noch so zahlreich in einem Lande, nie, ohne ihrer Religion abzusagen, das Christenthum zu einer Bedingung der bürgerlichen Gemeinschaft machen, Ungläubige wegen Lästerung ihrer Lehren bestrafen, oder Abgaben zu Unterhaltung ihrer Bischöfe von ihnen fodern könnten.

Druckfehler.

Seite 3. Zeile 14, statt Plenaria, ließ Planaria. S. 15. Z. 22, st. langten, l. kehrten. S. 32. Z. 5, st. vor, l. von. S. 40. Z. 20, st. Kalg, l. Talg. S. 43, Z. 11, st. Tinguafoya, l. Tinguafaya. S. 44. Z. 7, st. Bitschaften, l. Botschaften. S. 59. Z. 2, und S. 64. Z. 5, st. Faykays, l. Faykags. S. 71. Z. 18, st. sehen, l. sahen. S. 77. Z. 10, st. Taheran, l. Taharan. S. 106, Z. 1, st. Doremas, l. Doramas. S. 111. Z. 12 von unten, st. der, l. die. S. 135. Z. 10 setze st. des; ein, — Z. 13 von unten, tilge das ihnen. S. 176. Z. 8 von unten, st. der eine, l. die eine. S. 185 in der lezten Zeile der zweyten Spalte, st. Apanaga, l. Azanaga. S. 137 Z. 13 der ersten Spalte, st. Nasenlöser, l. Nasenlöcher. S. 223. Z. 6 von unten, st. Gold, l. Geld. S. 239. Z. 13 von unten, st. Stelle, l. Welle. S. 244. Z. 20, st. Terrahala, l. Tarrahala. S. 257. Z. 15, st. hielt, l. hält. S. 347. Z. 15, st. manche Sachwalter, l. die Engländer und Holländer, diese Sachwalter.